Erzählungen

eines

Rheinischen Chronisten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

Karl Immermann

und sein Kreis.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

Den kölner Freunden

J. Bürgers, H. Claessen, G. Jung,

C. Matzerath, E. Mayer, G. Mevissen,

D. Oppenheim

gewidmet.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, in den „Erzählungen eines Rheinischen Chronisten“ eine Reihe von culturgeschichtlichen Bildern zu liefern, welche die Entwickelung der Poesie und Kunst an den Ufern unseres heimatlichen Stroms in novellistischer Form, aber durchaus auf dem Grund und Boden der wirklichen Thatsachen schildern sollen, und gedenke in denselben nach und nach die bedeutendsten Dichter, Bildner und Musiker, die entweder am Rhein geboren sind oder gewirkt haben, in ihren Charakteren und Lebensschicksalen vorzuführen.

Vorläufig werden zwei Bände erscheinen. Der erste enthält die Novelle „Karl Immermann und sein Kreis“, der zweite „Aus Jakobi's Garten“, worin ich das Leben in Pempelfort und Goethe's ersten Besuch bei Friedrich Heinrich Jakobi wiedergegeben, so wie „Furioso“, worin ich die Jugendgeschichte Ludwig's van Beethoven in Bonn darzustellen versucht habe.

Gestatten es Zeit, Muße und Theilnahme des Publikums, so hoffe ich diese Arbeiten und ihre

Veröffentlichung fortzusetzen. Eine Novelle, in welcher Heinrich Heine die Hauptrolle spielt, ist bereits vollendet, eine andere, welche die Romantiker Clemens Brentano, seine Schwester Bettina, Achim von Arnim und ihren Kreis schildert, befindet sich unter der Feder. Auch fehlt es nicht an ferneren Plänen.

Die kölner Freunde, deren Namen ich an die Spitze meines Buchs schreibe, haben mir seit einer zwanzigjährigen Bekanntschaft, die in heiterer, wohlwollender und ungetrübter Stätigkeit dahinging, die vielfachste Aufmunterung und Anerkennung zu Theil werden lassen. Möge ihnen die kleine Gabe Freude gewähren!

Köln, 31. October 1860.

W. M.

Karl Immermann und sein Kreis.

Erstes Kapitel.

„Zum Drachenfels“, so hieß gegen die Mitte der dreißiger Jahre eine Weinschenke, die zu Düsseldorf in der Rheinstraße lag. Das Haus, welches einen dreifensterigen Giebel hatte, wie man sie im Anfang des achtzehntes Jahrhunderts zu bauen pflegte, zeichnete sich an der Außenseite nicht im mindesten aus, und auch das Innere bot keine hervorstechenden Eigenschaften. Man gelangte auf einigen Schwellen in den engen Flur, in dem sich gleich rechts eine Thür zu den Gastzimmern öffnete, von denen das eine nach der Straße, das andere nach dem düstern Hofe lag. Die Einrichtung der beiden wenig geräumigen Stuben war sehr einfach. Schlichte Tische von Eichenholz, mit Weinkarte und Speisezettel belegt, und umgeben von Rohrstühlen, standen hier und dort an den Wänden oder in der Mitte der Räume und gewährten in ihrer größern oder kleinern Ausdehnung zahlreichern oder geringern Gesellschaften Gelegenheit, sich am Genusse des Weins und der Unterhaltung zu erfreuen. Die Wände des ersten Zimmers erschienen sehr nüchtern. Eine Reihe von eisernen

Haken, zum Aufhängen der Mäntel, Stöcke und Regenschirme, dienten mit einigen Landkarten, Post- und Dampfschiffahrtsplänen als einziger Schmuck der öden Flächen. Ungleich besser war dagegen das zweite Zimmer bedacht, denn hier erblickte man an den Wänden bunte Rheinlandschaften, die, wenn sie auch flüchtig hingeworfen waren, doch auf Meisterhände, die ihnen Leben und Dasein gegeben hatten, hindeuteten. Dazwischen sah man geistvolle Caricaturen, welche, auch ohne daß man die Leute kannte, welche sie vorstellen sollten, zum Lachen reizten. Ueberdies stand in der Ecke eine kleine Hausorgel. So wehte in diesem Raume eine eigene Luft. Man fühlte gleichsam aus den Umgebungen, daß sich hier eine geniale, buntscheckige Gesellschaft umhertreiben müsse. In der That war das erste Zimmer ein Sammelplatz für Alltagsgäste, die man in unserm Vaterlande auch Philister zu nennen pflegt, während das zweite einem Kreise lebenslustiger, heiterer Künstler zum allabendlichen Aufenthaltsorte diente.

Es war im Jahre 1834, an einem der ersten Tage des Monats December, abends gegen acht Uhr, als drei Männer in die noch leeren Stuben der Schenke Zum Drachenfels eintraten. Sie zeigten alle eine gewisse Unsicherheit und Verlegenheit in ihrem Wesen. Ihre Schritte waren nicht fest, ihre Blicke suchten scheu in der Runde. Ohne Zweifel hätten auch die Gesichter den Ausdruck der Befangenheit aufgewiesen, wenn die Beleuchtung nicht so spärlich gewesen wäre. Aber die großen Lampen, die von der Decke herab in das Zimmer hingen, waren noch so tief herabgeschraubt, daß

rings eine unbestimmte Dämmerung herrschte, in welcher kaum der kleine Kellner sichtbar wurde, der in der Ecke hinter dem Ofen eingeschlafen war.

Wir sind richtig die ersten, sprach der jüngste des Kleeblatts, ein hoch aufgeschossener, magerer, bartloser, blonder Mensch, der etwa einundzwanzig Jahre zählen mochte.

Die Stammgäste sind noch alle im Theater, fügte ein kleiner dicker Mann hinzu, dessen Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Mopshunde hatte. Ja, ja, im Theater, der liederliche Wirth mit seinen liederlichen Kunden.

So laßt uns schnell das Machwerk des nichtsnutzigen Hasenclever aufsuchen, über das sie einen so unmäßigen Spectakel in der Stadt machen, flüsterte der dritte, ein Mann in den besten Jahren, dessen plattes, gewöhnliches Gesicht einen auffallenden Gegensatz zu den langen Haaren, dem schwarzen deutschen Sammtrocke und dem umgeschlagenen großen Hemdkragen bildete.

Sie gingen alle drei auf den Fußspitzen an dem schlafenden Jungen vorbei in das hintere Zimmer. Der lange Blonde mußte dort die Lampe in die Höhe schrauben, die alsbald ein helleres Licht an die Wände warf und sowol die Rheinlandschaften wie die Zerrbilder beleuchtete.

Da ist das Schandstück, rief plötzlich der Mann mit dem gewöhnlichen Gesichte und dem Sammtrock, dessen Augen am geübtesten zu sein schienen.

Die schändlichen Schurken! rief der ältliche Westfale, indem er nach der Caricatur suchte.

Und was steht darunter? fragte der lange Blasse.

Sie nahten sich alle einer Caricatur, welche frisch auf die Wand gezeichnet war. Unter derselben las man die Worte: „Die drei verkannten Genies.“ Es war seltsam mit anzusehen, wie verschiedenartig sich Zorn, Entsetzen, Wuth und Verachtung auf den Zügen der drei Männer abspiegelten. Hätte aber ein Zuschauer im Zimmer gestanden und die drei lebendigen Gestalten mit den im Zerrbilde dargestellten verglichen, so wäre es ihm sofort klar gewesen, daß hier die Originale sich vor den freilich scharf, drastisch und humoristisch übersetzten Porträts befanden. Die Aehnlichkeit jedes einzelnen war unverkennbar. Freilich traten vorzugsweise die Ecken und Kanten der Individualitäten an das Tageslicht, wodurch natürlicherweise eine höchst komische Wirkung entstand.

Am aufgebrachtesten schien offenbar der kleine Westfale, Namens Lübke, denn sein Temperament war Zorn, Groll, Misstimmung, Zerfallenheit mit der ganzen Menschheit. Wie er äußerlich mit seiner dicken untersetzten Gestalt und seinem breiten Kopfe, an dem die gespaltene Nase und der trotzige großlippige Mund besonders hervorstechend waren, einem Bullenbeißer glich, so offenbarte sich auch jetzt in seiner heisern, hölzernen Stimme eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geschlechte der Hunde. Die Laute, die er von sich gab, glichen den rauhen Tönen eines Mopses. Sie erinnerten an ein verhaltenes Bellen, das protzend, prustend und strudelnd aus der Kehle kam, ohne sich zu einem artikulirten Laute zu bilden. Offenbar hatte die liebende Mut-

ter Natur Herrn Lübke mit ganz besondern Gaben ausgestattet, als er zuerst das Licht der Welt sah. Aber die Erziehung, welche ihm das Leben gab, trug auch nicht wenig dazu bei, diese Gaben zu pflegen und zu entfalten. Als es nämlich galt, eine Laufbahn im praktischen Dasein zu erwählen, da trieb ihn sein Talent in das Zollfach, in welchem er sich bald als schnüffelnder, forschender, schnauzender, schmollender Mensch dermaßen auszeichnete, daß er zum Steueraufseher ernannt wurde. Dieses Amt versah er vierzig Jahre lang mit unveränderter Pflichttreue, indem er bald die Säcke und Kisten der Fuhrleute, bald die Körbe und Bündel der Marktweiber, und bald den Inhalt der in den Magazinen anlangenden Kaufmannswaaren gewissenhaft untersuchte, wobei sich denn die angeborene Knurr- und Murranlage in aufsteigender Reihe ausbildete, sodaß er wirklich einzig in seiner Art war. Daß Herr Lübke bei diesem Naturell keine Neigung für das schöne Geschlecht empfand, welches übrigens ebenso wenig Neigung für ihn zu empfinden schien, kann wohl kaum verwunderlich sein. Dennoch war sein Herz nicht ohne Liebe. Diese Liebe galt aber der Muse der Dichtkunst, welche merkwürdigerweise seine Leidenschaft vergalt. Kein Mensch kannte eigentlich recht die innere Geschichte des seltsamen Mannes. Man vermuthete indeß, daß der dichterische Wahnsinn erst in spätern Jahren über ihn gekommen sei, nachdem er einstmals eine poetische Gratulation zu dem Dienstjubiläum eines Steuerdirectors verfertigt hatte. Er wagte es nun auch, den Landesvater und die Landesmutter an ihren Geburtstagen zu besingen.

Selbst der Frühling, der Sommer, der Herbst und der Winter erhielten mit der Zeit ihren Antheil an seiner Versmacherei. Da er bei fortschreitender Entwickelung vielen Schauspielern und Schauspielerinnen Oden und Epoden widmete, die er, wie alle andern, in einem Wochenblättchen abdrucken ließ und später in einem Bändchen sammelte, das er auf Subscription herausgab, so entstand der dringende Verdacht, daß er sich nicht mehr mit dem leichtern lyrischen Singsang begnüge, sondern auch dem mächtigen dramatischen Kothurn zugewandt habe, und daß er sich durch sein Ansingen der Bühnenmitglieder den Weg auf die Bretter, welche die Welt vorstellen, zu eröffnen gedenke. In der That hatte der große Mann seit seiner Verabschiedung aus dem Staatsdienst, die vor einigen Jahren erfolgt war, Gelegenheit, seine ganze Zeit und Muße der Poesie zu widmen. Was er in seinen stillen Stunden Großes und Erhabenes schuf, wußte das Publikum, das nach seiner Ansicht mit entschiedenem Unrecht an ihm zweifelte, nicht. Lübke strafte aber dieses Publikum für seine Zweifelsucht rechtschaffen. Auf seinen Spaziergängen sah er jedermann, der ihm einen harmlosen Blick zuwarf, mit wüthenden Glotzaugen an, und auf dem Kaffeehause war nicht sein drittes, sondern sein erstes und letztes Wort eine Grobheit, sobald er einmal sprach. Wie er früher mit Fuhrleuten, Sackträgern und Marktweibern umgegangen war, so ging er jetzt mit anständigen Menschen um. Daß man ihm hin und wieder die Thür gewiesen hatte, machte ihn, statt gefügiger, nur noch trotziger. Auf der Straße zischte und strudelte er dabei

vor jedem Gesichte, das ihm nicht gefiel. Freilich mußte er sich auf dem Kaffeehause, wo er die Blätter las, besserer Manieren befleißigen. Aber hier konnte er es doch nicht unterlassen, seinen Zorn an den Zeitungen auszulassen. Gefiel ihm irgendeine Stelle nicht, und es gefiel ihm eigentlich nichts anderes, als was er selbst geschrieben hatte, so bespritzte er sie im wahren und engern Sinne des Worts mit seinem Geifer. Unter diesen Umständen kann man sich also denken, daß der verkannte Dichter in den allerfurchtbarsten Zorn gerieth, als er sein Zerrbild entdeckte. Es ging ihm schier wie den Hunden, die ihr Conterfei im Spiegel sehen, sich unbändig über sich selbst gebaren und sich zum Kampfe mit sich selbst rüsten.

Der Mann mit dem platten gewöhnlichen Gesichte, ein Maler, Namens Winkler, schien die Sache leichter zu nehmen, weil er schon früher von seinen Genossen carikirt worden war. Seine kleinen phlegmatischen Schweinsaugen schossen keine ungewöhnlichen Blitze. Seine Wellenhaare schüttelten sich nicht, sondern hingen in gewohnter Ruhe über dem umgeschlagenen Kragen. Was sollte er sich auch ärgern? Er hatte es ja nicht nöthig, denn er befand sich in einer durchaus günstigen Lage. Als er dreißig Jahre alt geworden war, schien es ihm, daß er mit der Kunst keine Schätze sammeln könne. Er nahm deshalb die Gelegenheit wahr, sich auf anderm Wege eine gute Zukunft zu sichern. Nun starb zu jener Zeit ein reicher Junggeselle, der seiner Köchin, die ihm auch wol noch anders als in der Küche dienstbar gewesen war, sein Vermögen hinterließ. Winkler

miethete sich bei der Erbin, welche mindestens zehn Jahre älter als er selbst war, im Hinterhause ein. Maler und Magd fanden Gefallen aneinander. Sie verlobten sich und traten vor den Altar. So gelangte der Künstler auf einmal in sehr gute Verhältnisse. Er lebte wie ein Fink im Hanfsamen. Er, seine Frau und ein Knabe, der ihm bald darauf geboren wurde, waren fortan seine besten und bald darauf auch seine einzigen Kunden sowie Modelle, indem er seinen Hausstand bald einzeln, bald in Gruppen mit einigen der Familie angehörigen Thieren abconterfeite. Solche Bilder, an denen die Zimmer bald reich und reicher wurden, erhielten dann von seinen Freunden und Besuchern spöttischerweise den Namen von Viehstücken. Winkler glaubte indeß dennoch steif und fest, es stecke ein großer Maler in ihm. Ja, er behauptete, daß Cornelius, unter dem er die ersten Studien auf der Akademie gemacht hatte, ihn seinen besten Schüler und das vielversprechendste Talent der rheinischen Akademie genannt habe, und so ruhig er sich auch innerlich empfand, so machte er diesen Ausspruch doch äußerlich oft in ziemlich heftiger und dabei drolliger Art geltend. Da aber in diesem Augenblick Lübke, der Dichter, seine Wuth unverhohlen an den Tag legte, so bemühte sich auch der Maler, so zornig zu erscheinen, wie es ihm eben möglich war.

Der lange Blasse, ein halber Musikus und halber Schriftsteller, der Hirtzfeld hieß und der sein Haupt wie eine Trauerweide auf die Seite hangen ließ, stieß mit hoher Discantstimme nur einige vernehmliche Seufzer aus. Dieser Jüngling blies die Flöte und schien dieses

Instrument auch beim Sprechen nachzuahmen. Zudem hatte er einige Lieder geschrieben, die er stets in Fisteltönen vor sich hin zu singen pflegte, weil er in ihnen die Grundsteine seines künftigen Ruhms gelegt zu haben glaubte. Ueberdies war er der Verfasser einer Novelle, zu welcher er den Schluß noch nicht finden konnte. Auf diese verschiedenen Werke seines Genius sammelte er gegenwärtig Subscribenten, denen er zugleich das Versprechen gab, er würde seine Werke von den ersten düsseldorfer Malern illustriren lassen und diese Erfindungen der bildenden Kunst seinen Arbeiten gratis beigeben. Hirtzfeld also seufzte einmal über das andere mal.

Die schändlichen Schurken! rief der Dichter Lübke, indem sein Bellen und Bläffen auf einmal in Worte überging. Zugleich begann er das Zerrbild aus Leibeskräften anzugeifern.

Sollen wir es nicht vertilgen? fragte der lange, blasse Hirtzfeld, indem er ein noch miserableres Armsündergesicht zurecht setzte.

Herunter mit dem schimpflichen Schandstück! rief der Westfale, der wirklich Miene machte, die Zeichnung herunterzureißen.

Um Gottes willen, fuhr aber der Maler dazwischen. Laßt das! die Zeichnung ist von Hasenclever. Da hat sie immer unter Brüdern einen Werth von zwei bis drei Friedrichsdor.

Was Friedrichsdor, keinen Schilling ist sie werth! rief Lübke zwischen seinem Strudeln. Herunter mit dem Schwindel!

Denken Sie doch, daß Sie in einem fremden Hause sind! mahnte der Maler. Das Gesetz verbietet solche Eigenmächtigkeit.

Wer mich schlägt, den schlage ich wieder, rief der Dichter, der in immer größere Wuth gerieth. Hier gilt die Nothwehr, die Burschen beschimpfen uns.

Und schon wollte der kleine breite Mann mit seiner fetten Pfote zugreifen, um das Bild zu zerstören, als ein stärkerer Arm die ausgestreckte Hand festhielt und ihm ein gewaltiges Halt! in die Ohren donnerte.

Alle drei sahen sich von Schrecken ergriffen um. Meister Stange, der Gasthalter zum Drachenfels, stand vor ihnen. Der schlaue Wirth, der trotz seiner dicken Gestalt im Sturm eingetreten war, hatte ohne Zweifel die bösen Absichten des erzürnten Westfalen durchschaut. Dennoch ließ er sich durch das bevorstehende Zerstörungswerk nicht zum Zorne reizen. Wie es geschickte Leute seines Handwerks nöthig haben, machte er gute Miene zum bösen Spiele, denn es mußte ja seine Politik sein, wie es die Politik all seiner Collegen ist, nicht die Gäste abzustoßen, sondern anzuziehen. So suchte er denn mit rascher Geistesgegenwart den Ernst in Scherz zu verkehren.

Das ist ja schön von Ihnen, rief er aus, daß Sie mein Haus besuchen, um sich das neueste Werk unsers Hasenclever zu beschauen. Aber ich kann mir denken, daß es Sie freut, zu sehen, wie der geistreiche Künstler Sie dargestellt hat.

Freuen? rief der erstaunte Dichter. Freuen über diese schöne Bescherung?

Freuen? seufzte der lange, blasse Flötenspieler.

Hol' der Teufel die Freude! sprach der Maler.

Mein Gott, rief Stange, Sie müssen sich diese Zeichnung zur Ehre rechnen.

Eine schöne Ehre! entgegnete Lübke, der gute Lust hatte, seine geübten Geiferwerkzeuge wieder in Gang zu bringen.

Hol's der Teufel! rief der Maler.

Der Flötenspieler begnügte sich mit einem Seufzer.

So lassen Sie mich doch reden, erhob Stange seine Stimme mit gewaltigem Pathos. Sie wissen, daß ich kein gewöhnlicher Wirth bin. Habe ich nicht ganz regelrecht das Gymnasium absolvirt? Bin ich nicht ein Triennium auf der Universität gewesen? Ist es mir nicht gelungen, mein philologisches Examen cum laude abzulegen? Habe ich nicht drei Jahre lang den Hauslehrer bei meinen drei jungen Grafen gespielt? Ja, selbst der Ars poetica sind meine Mußestunden gewidmet gewesen. Lesen Sie die Almanache und Wochenblätter, Sie finden meinen Namen in denselben. Warum aber bin ich jetzt Wirth hier in der Taberne Zum Drachenfels? Während ich die schönsten Hoffnungen hatte, einst der Director eines Gymnasiums oder ordentlicher Professor einer Universität zu werden, bin ich doch den Wissenschaften untreu geworden, weil ich mich nicht in die Oeden der Eifel oder des Westfalenlandes schicken lassen wollte. Was sollte ich auch Penäler einpauken, der ich mit den ersten Geistern der Zeit zu leben verlangte? Und wo sind diese ersten Geister? Hier in Düsseldorf. Wie konnte ich in ihre Kreise kommen?

Tag und Nacht ging mir der Gedanke durch den Kopf. Endlich fand ich den Ausweg. Fort das Philologenthum, und eine Schenke mit gutem, reinem Wein zu billigen Preisen angelegt, so dachte ich, und du fängst mit Geist die Geister. Gesagt, gethan! das Werk ist gelungen. Hier meine Weinstube ist der Sammelplatz für viele der ersten Lichter des deutschen Vaterlandes.

Aber was hat denn diese schreckliche Geschichte von einem umgesattelten Candidaten mit unserm Schimpf und Schande zu thun? fragte Lübke ungeduldig.

Und mit der Ehre, die wir von dem Zerrbilde haben? flüsterte die flötenspielende Trauerweide.

Und mit der Freude, die wir empfinden sollen? Hol's der Teufel! brummte Winkler.

Ich wollte Ihnen zunächst meine Berechtigung, hier eine Rede zu halten, an den Tag legen, fuhr Stange mit Gleichmuth fort. Also, bei mir hier im Drachenfels hat sich die feine Akademie gebildet. Hier verkehren Philosophen aller Schulen, Peripatetiker, die von einem Wirthshaus in das andere gehen, Stoiker, die mit dieser Halle fürlieb nehmen, Epikuräer, die lieber guten als schlechten Wein trinken, Schüler des Plato, die nur keine platonische Liebe leiden können, Zöglinge des Diogenes, die am liebsten in einem Weinfaß wohnen möchten. Der Wahlspruch aller heißt: Es lebe die Freiheit, es lebe der Wein! Der Wein, das versteht sich von selbst, denn dieser Ort ist absichtlich angelegt, um die Gaben des Bacchus zu verzapfen. Aber die Freiheit! da kommen wir auf den rechten Punkt. Freiheit der Weisheit und der Thorheit! Freiheit des Ern-

stes und des Scherzes! Freiheit des Pathos und des Humors! Das ist es, was wir hier pflegen. In diesem Sinne darf hier jeder reden und singen, was er will. In diesem Sinne haben unsere Künstler alle jene Zerrbilder geschaffen, welche uns von den Wänden dieses Heiligthums anlachen.

Oder verspotten und verhöhnen! rief der Westfale.

Hol's der Teufel! murrte der Maler.

Der Flötenspieler seufzte das hohe F.

Jetzt komme ich darauf zurück, daß diese Zeichnung Ihnen, meine Herren, zur Freude und Ehre dienen muß, nahm Stange aufs neue das Wort. Müssen Sie nicht gestehen, daß Sie sich in der besten Gesellschaft von der Welt befinden? Ja, wenn Sie allein an diesem Orte carikirt wären, dann könnten Sie sich mit Recht beklagen. Aber Sie haben eine Menge der edelsten Vorgänger. Sehen Sie sich nur um! Da haben wir Immermann, unsern Dichter, da steht Mendelssohn, unser Musikdirector, da ist Schadow, das Haupt unserer Malerschule! Dann folgen die Dii minores gentium, alle dahingezettelt von unsern lustigen Wildfängen. Glauben Sie nun, daß einer von diesen Männern, wenn er hierher käme, sein Zerrbild bespucken würde? — Hier hielt er bedeutungsvoll inne und that einen überraschenden Seitenblick auf Lübke.

Nein, fuhr er, gewaltig seine Stimme erhebend, fort. Jeder von ihnen würde sich freuen, von einer Meisterhand dargestellt zu sein. Und so ist es denn klar, daß Sie sich dieser Umgebung nicht zu schämen haben. Noch klarer ist es, daß Sie eine aufrichtige Freude empfinden

müssen, und am klarsten, daß Ihnen diese Zerrbilder zur Ehre gereichen.

Das ist freilich ein anderer Gesichtspunkt. Hol's der Teufel! sprach Winkler.

In der That, lispelte der Flötenspieler, indem er zugleich den Anfang eines seiner unsterblichen Lieder in Fisteltönen anhub.

Lübke allein sah ingrimmig darein und bellte und knurrte in sich. Indeß diese Töne wurden doch immer leiser und leiser und verhallten zuletzt wie das Gebrumme eines abziehenden Kettenhundes.

Wollen die Herren nicht Platz nehmen? rief jetzt Meister Stange, indem er seinem fetten Gesichte das freundlichste Lächeln aufprägte. Was befehlen Sie? Ohne Zweifel vierunddreißiger feinsten Mosel! Köstlicher Brauneberger! Vor acht Tagen angekommen! Lockend, prickelnd, geistreich!

Die verkannten Genies nahmen in der That mit sauersüßen Mienen Platz. Stange rief: Stängelchen! So nannten nämlich die Gäste den kleinen Kellner, der von dem lauten Reden längst erwacht war. Stängelchen, drei Schoppen Brauneberger!

Stängelchen ging. Stange aber sprach: Bis gleich, meine Herren. Ich muß noch den letzten Act von Calderon's „Leben ein Traum" genießen. Herrlich, köstlich, ausgezeichnet! Ich habe den Zwischenact benutzt, um mich einmal zu Hause umzusehen.

Rasch, wie er gekommen war, ging er zur Thür hinaus. Die drei Verkannten nahmen Platz um den Tisch und tranken ihren Wein. Der blasse Flötenspieler

schaute in die Luft und sang wieder sein unsterbliches Lied, wobei er an seinen zukünftigen Ruhm dachte. Der Maler sagte nichts und schien auch nichts zu denken. Lübke schimpfte zuerst in seiner polternden Art über den leichtsinnigen Wirth, der, statt seine Gäste zu bedienen, den Schöngeist spiele. Als ihm aber niemand antwortete, nahm er ein Zeitungsblatt, in dem ihm keine einzige Zeile zu gefallen schien, denn er zischelte unaufhörlich hinein. So glichen denn diese drei Genies ganz auffallend der Caricatur, welche an der Wand hing. Einige Stammgäste, die nach und nach eintraten, schienen dies auch zu merken und warfen der seltsamen Gruppe spöttisch lächelnd eigenthümliche Blicke zu.

Zweites Kapitel.

Das Stillleben der Wirthsstube verwandelte sich zwischen neun und zehn Uhr, wo das Theater zu Ende ging, in ein lautes brausendes Getümmel. Es war nämlich an diesem Abend „Das Leben ein Traum" gegeben worden, welches fast die ganze sogenannte gebildete Bewohnerschaft der Stadt in den Räumen des Schauspielhauses am Markte versammelt hatte. Nach dem Schlusse des Stücks strömte es in vollen Zügen über den Platz, auf dem die eherne Bildsäule des Kurfürsten Johann Wilhelm auf gewaltigem Normannenroß, gewaffnet vom Kopf bis an die Zehen und geziert mit der mächtigen Alongeperrüke, steht. Der Markt war eine Weile ganz schwarz von Menschen, die sich in die Bolkerstraße, nach dem Burgplatz und in die Marktstraße verloren. In die letztere bog auch ein Haufen junger Leute, der alsdann den Weg zur Rheinstraße nahm und sich beeilte, die Thür der Weinschenke Zum Drachenfels zu erreichen. In einem Augenblicke füllten sich die Gastzimmer. Besonders beliebt schienen die Sitze in der hintern Stube, die im Sturm von einer Schar junger Künstler einge-

nommen wurden, welche sich in ihren Sammtröcken, spanischen Mänteln, langen Bärten und Haaren wunderlich genug ausnahmen. Junge Beamte und Aerzte folgten. Bald schlossen sich die Schauspieler an. Alles rief nach Wein und Essen. Es war ein tolles Durcheinander, welches sich erst nach und nach ebnete und ordnete.

Es unterlag keinem Zweifel, daß sich eine erhöhte und freudige Stimmung des ganzen Kreises bemeistert hatte. Auch konnte man die Ursache der Begeisterung leicht erkennen. Die große Calderon'sche Tragödie war an diesem Abend in einer Weise über die Bretter gegangen, wie man es in Düsseldorf nimmer erlebt hatte. Wenn auch in frühern Zeiten wol irgendein berühmter Gast die Rolle des Prinzen zur Bewunderung des Publikums gespielt hatte, so war das Stück im ganzen und großen eitel Stümperei geblieben. Heute aber trat das kolossale Werk des Dichters in seiner ganzen Größe lebendig ins Dasein. Durch einen deutschen Dichter war der spanische Dichter mit tiefstem, größtem Verständniß, mit edelster Liebe und Hingabe, mit dem zähesten Fleiße und der grenzenlosesten Ausdauer einstudirt worden. So kam denn kein Stückwerk, sondern ein ganzes, in sich vollendetes Gebilde zum Vorschein. Wer mußte da nicht die mächtigsten Aufregungen empfinden? Keiner hatte das Theater verlassen, ohne die verschiedenartigsten Eindrücke zu empfangen und nach Hause zu tragen. Der Gebildete suchte sich mit Bewußtsein über die erlangten Genüsse klar zu machen.

Selbst der Rohe, bei dem nur eine instinctive Einwirkung stattfand, konnte sich der überwältigenden Eindrücke nicht entschlagen. Was Wunder, daß der Spanier Glut und Brand in die gährenden Gemüther einer Künstlerschaft warf, die erst im Werden und Entwickeln begriffen war! Der Dichter sagt:

Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Die junge düsseldorfer Bühne, welche erst vor etwa einem Monate, nämlich 28. October 1834, als ein in sich beruhendes Institut unter der Leitung Karl Immermann's eröffnet worden war, konnte sich also kein besseres Publikum wünschen als eine mit jungen künstlerischen Elementen vermischte Bewohnerschaft, die selbst voll Leben und Bewegung, Leben und Bewegung in die starren Massen brachte.

Natürlich entfaltete sich an den verschiedenen Tischen eine durchaus zersplitterte Unterhaltung. An der einen Seite hörte man von dem Dichter und der Dichtung reden. Ein Hauptkerl, so hieß es, ein Hauptstück! Dann wurde diese und jene Scene besprochen. Freilich waren die ästhetischen Gründe und Gegengründe nicht tief, aber die Anschauungen bewiesen sich doch als gerad und gesund.

Genug mit den Redensarten! rief da plötzlich ein junger braungelockter Mann, den seine Gefährten Hasenclever nannten, und in dem wir den Verfertiger der besprochenen Caricaturen kennen gelernt haben. Wir sind doch nur elende Faseler, wenn wir es wagen, über Calderon zu sprechen, der uns alle überragt, wie

der Elefant eine Milbe, der Chimborasso den Grafenberg und der Ocean den großen Teich im Hofgarten. Freilich ist er schon dreihundert Jahre todt, aber er soll doch leben, ewig und ewig, der ewige Calderon!

Die ganze Gesellschaft erhob sich und stieß mit den Gläsern an, indem sie zugleich in ein Jubelgeschrei auf den Dichter ausbrach.

Kaum aber war der Lärm verklungen, als sich an einem andern Tische, an dem auch einige Schauspieler Platz genommen hatten, der Theaterkritiker eines Lokalblatts, der sogenannte Doctor Isegrimm, der ein kleiner dürrer Geselle war und sich namentlich dadurch auszeichnete, daß er das Augenlid an der rechten Seite nicht über den Augapfel ziehen konnte, erhob und ausrief: Was ist der Maler ohne Pinsel, der Musiker ohne Instrument, der Dichter ohne Sprache? Was ist Calderon ohne Schauspieler? Wer aber hat seine Pflicht jemals besser gethan als unsere Darsteller des „Leben ein Traum?“ Sie leben hoch!

Und mit demselben Lärm, mit dem Calderon zugejauchzt worden war, wurde jetzt den Schauspielern zugejubelt.

Nun aber entstand an einer andern Seite eine neue Bewegung. An dem Tische, der dort stand, saßen junge Leute, welche nicht so excentrisch und phantastisch gekleidet waren wie die meisten Frischlinge der Künstlerschaft. Robert Reinick, der liebenswürdige Maler und Liederdichter, war unter ihnen. Er erhob sich, und seine Stimme suchte sich im Getümmel geltend zu machen.

Reinick will sprechen! tönte es ringsum. Ruhe! Ruhe!

Als ringsum Stille eingetreten war, sprach er mit erhobenem Glase: Aller guten Dinge sind drei. Wir haben in unserer Dreieinigkeit jenes Element vergessen, das die Seele des Ganzen ist. Wer hat die junge Bühne ins Leben gerufen? Wer hat sie gerichtet und schicklich gemacht? Wer hat die Glieder geformt, die ihr Dasein gegeben? Wer ist der Schöpfer dieser Glieder? Wer denkt, schafft, arbeitet unermüdet, daß wir die großen Werke der dichterisch schaffenden Geister der Menschheit tadellos, groß, mächtig vor uns erstehen sehen? Ihr wißt es alle! Ihr stimmt alle ein in den Ruf: Es lebe Karl Immermann!

Seltsamerweise aber war die Begeisterung, die diesem Trinkspruch folgte, unverhältnißmäßig gering. Nur die Jugend war laut, wie sie es immer ist. Hier und dort blieben ganze Tische sitzen, ohne in den Ruf einzustimmen. Der junge Redner setzte sich befangen nieder und schaute verdutzt vor sich.

Durch die verlegene Stille, welche folgte, kollerte auf einmal ein seltsam tönendes, bellendes Lachen auf, das mit jedem Stoß stärker wurde. Alle sahen nach der Stelle, wo die Töne erschallten. Es war der Dichter Lübke.

Er hat einen Versfuß verschluckt, den er nicht herauf- und hinunterwürgen kann, rief der eine.

Nein, schrie der andere, es ist ein Knochen vom Neidhammel, der ihm in der Kehle sitzt.

Helft ihm, Doctor, meinte ein dritter, sonst verrenkt er sich das Zwerchfell.

Der angeredete Arzt erwiderte: Der ist nicht von der Sorte, die ich curire. Schickt zum Viehdoctor.

Ein wieherndes Gelächter schallte durch die Stube, während Lübke seine bellenden Töne einstellte, blaß wie der Tod wurde und wieder in gewohnter Weise zu zischeln anfing. Zugleich machte er einige vergebliche Versuche, zu schimpfen, die aber in dem allgemeinen Lärmen vertönten.

Ruhe! dröhnte nun mit einem male die gewaltige Baßstimme des Wirths. Unser Meister Hasenclever hat das Wort!

Hasenclever erhob sich: Meine Herren! sagte er mit komischem Pathos, erst in diesem Augenblicke gewahren wir durch einen glücklichen Zufall, der einem bellenden Gelächter zugeschrieben werden muß, was wir übersehen haben, weil wir uns im Dampfe der Begeisterung und im Nebel der Hingerissenheit befanden. Wir haben nämlich einen Mann in unserer Mitte, einen Mann, ja, einen Mann im Superlativ. Ein Dichter, ein Dichter, ja, ein Dichter im Superlativ! Wenn er könnte, was er wollte!

Gelächter.

Oder vielmehr, wenn er wollte, was er kann! Da sollten Sie Ihr blaues Wunder sehen: aber er kann nicht, was er will.

Neues Gelächter.

Nein, nein, ich habe mich versprochen, er will nicht, was er kann. Wir kennen und schätzen seinen Werth

und haben uns lange nach ihm gesehnt. Wüßte er, wie populär er ist, wie wir ihn lieben, er käme öfter hier zu uns in unsere Akademie. Gleichwol haben wir ihn im Bilde bei uns aufgenommen, nicht im ernsten, sondern im scherzhaften, wie es an diesem Orte Regel und Brauch ist. Mit ihm haben wir den großen Winkler, seinen Freund, verewigt, den eminenten Thiermaler, von dem Cornelius behauptet hat, er verspreche Unglaubliches. In der That, er hat noch mehr versprochen, als er gehalten.

Wiederum Gelächter.

Ich wollte sagen, er hat noch mehr gehalten, als versprochen. Und da ist ferner unser Hirtzfeld, der Flötenspieler, Componist und Novellenschreiber, dessen künftiger Ruhm noch geheim verborgen ist — in dem Rohr seines Instruments, den Federkielen der Gänse und den Lumpen, die zur Papierfabrikation dienen, und vermittelst deren er einstmals seine unsterblichen Werke aufzeichnen wird. Auch ihn haben wir hier im Conterfei abgezeichnet. Nun wissen Sie aber alle, wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Wir haben die verkannten Genies — ich spreche hier nicht im Scherz, sondern im Ernst, denn ich halte und erkläre diese drei Männer vor aller Welt für Genies, und fordere jedermann öffentlich auf, der etwas dagegen hat, damit ich ihm gebührend entgegentrete. — Wer hat etwas dagegen?

Niemand! Niemand! rief die ganze Versammlung.

Ich sage also, fuhr Hasenclever fort, wir malten diese verkannten Genies an die Wand, und siehe — sie

kommen. Hoffen wir, daß sie noch oft kommen. Sie sind Künstler, Landsleute, Mitbürger. Hoch Lübke, hoch Winkler, hoch Hirtzfeld! Dreimal drei ist neune!

Der Lärm, welcher diese Rede theilweise begleitet hatte und ihr in erhöhtem Maße beim Schlusse folgte, war ungeheuer. Lübke, der sich noch nie in einer ähnlichen Lage befunden hatte und deshalb auch nicht im Stande war, den Spott von dem Ernst zu unterscheiden, fühlte sich in der That auf das höchste geschmeichelt und stieß freundlich bläffernd mit all den alten und jungen Gesellen an, die sich mit ihren Gläsern an ihn herandrängten. Der Flötenspieler seufzte in den höchsten Tönen so freundlich als möglich, um die Herzen seiner Umgebung recht empfänglich für seinen künftigen Ruhm zu machen. Nur Winkler, der die zweifelhafte Redeweise des Redners schon öfter erprobt hatte, murmelte zwischen den Zähnen: Dummes Zeug! ohne indeß einen großen Kummer zu empfinden.

Lübke klopfte an sein Glas.

Ueberall rief es: Ruhe, Lübke will reden!

Als endlich Ruhe erzwungen, in die hin und wieder noch das Kichern eines verhaltenen Mundes tönte, stotterte er folgende Rede in der reinsten westfälischen Mundart: Fast muß ich mich schämen über die schönen und schmeichelhaften Lobsprüche, mit denen ich beschert worden bin. Sie haben mich als Dichter hingestellt. Ja, ich bin stolz, ein deutscher Schriftsteller zu sein. Meine Gedichte sind nicht mühsam zusammengestoppelte, künstlich gedrechselte Arbeiten eines überbildeten Kopfes. Nein, es sind sprühende frische Funken des Genies.

Gleichwol bin ich ein schlichter Mann, der schlecht und recht seinen Weg geht. Es ist nicht schnöde Vornehmthuerei, daß ich nicht öfter zu Ihnen gekommen bin. Ich werde in der Folge schon öfter erscheinen. Meine Gesundheit fordert es aber, daß ich um zehn Uhr zu Bett gehe. Wünsche allerseits wohl zu schlafen!

Damit trank er sein Glas aus, nahm seinen Hut und ging der Thür zu. Winkler und Hirtzfeld folgten.

Einige junge Künstler riefen: Auf, bringen wir Lübke, den großen Dichter zur Ruhe!

Eine Menge der übermüthigen Gesellen stürmte aus der Thür. Man hörte sie fern ein lustiges Lied singen.

Herr Lübke und Consorten würden ohne Zweifel noch lange der Gegenstand der Gespräche bei den Zurückgebliebenen gewesen sein, wenn in die ziemlich geleerte Stube nicht eine neue unerwartete Erscheinung getreten wäre.

Norbert Burgmüller! rief auf einmal Will, ein junger Mann, der mit Reinick und seinen Freunden die Sitze am Ecktisch behalten hatte, sprang auf und lag dem Freunde in den Armen.

Norbert Burgmüller — tönte es hier und da.

Der Eintretende nahm eine alte Mütze ab und wickelte sich aus seinem großen blauen Mantel heraus. Ein ziemlich großer, schlank gewachsener junger Mann kam zum Vorschein. Seine äußere Erscheinung bot durchaus keine auffallenden Eigenschaften. Im Gegensatz zu einigen jungen Malern, die noch in der Runde saßen, erschien er äußerst einfach gekleidet. Er trug einen schlichten Rock nach dem Schnitte der damaligen

Mode, eine gewöhnliche Halsbinde und eine alltägliche Kopfbedeckung. Seine Bewegungen hatten etwas Loses und Schüchternes, die Glieder hingen nicht recht ineinander, er schien derselben sogar nicht Meister zu sein. Auch an seinem Kopfe bemerkte man keine hervorstechenden Züge. War auch die Stirn hoch und frei, so fehlte es doch der flachen Nase und dem dicken Munde an aller Zierlichkeit. Leider wurden die wirklich schönen blauen Augen, die tief in den Augenhöhlen gleichsam schwammen, wie dies oftmals bei Musikern der Fall ist, durch eine Brille bedeckt. Bei einem so nüchtern aussehenden Menschen konnte der überaus herzliche Empfang, der ihm von allen Seiten zu Theil wurde, mit Recht verwunderlich scheinen. Alles drängte sich begrüßend an ihn.

Wie prächtig du aussiehst! rief Will, das Landleben hat dir gut gethan.

Wann bist du angekommen? fragte Hasenclever.

Du hast viele schönen Genüsse versäumt, meinte Robert Reinick.

Und wirst noch viele haben! fügten die andern hinzu.

Burgmüller konnte erst gar nicht zu Wort kommen. Dann erzählte er mit einer überaus wohlklingenden, sanften Stimme, die wie sein Auge sofort zum Herzen sprach, daß er eben erst von Ehreshoven, dem Gute seines edeln Gönners und Beschützers, des Grafen von Nesselrode, ankomme, daß er der gräflichen Familie vorangegangen und vor wenig Augenblicken aus dem Postwagen gestiegen sei und den Weg zum Drachenfels

genommen habe: denn ich dachte, so schloß er, daß ich die Vögel noch im Neste finden würde.

Den tosenden und brausenden Scenen des Abends folgten bald stille und gemüthliche Mittheilungen, durch welche Burgmüller, der seit September entfernt gewesen war, mit der Geschichte der Stadt bekannt gemacht wurde. Man sprach von der Eröffnung des Theaters unter Immermann und von den großartigen Leistungen, welche derselbe bereits geliefert hatte. Auch die Ereignisse in der Schenke Zum Drachenfels wurden erörtert, bis zum heutigen Abend und dem Scherz, den man mit den verkannten Genies getrieben hatte, und dessen verklingenden Lärm Burgmüller vor seinem Eintritt in das Haus in der Ferne vernommen hatte.

Aber nun sagt mir doch, fragte Will, als die Unterhaltung an einem Ruhepunkte angekommen war, warum hat denn Reinick's Trinkspruch auf Immermann so wenig Anklang gefunden?

Weil Immermann nicht beliebt ist! riefen mehrere Stimmen.

Und warum ist er nicht beliebt? forschte der Fragende weiter. Ist er nicht ein Mann, der unserer Stadt, der Provinz und dem ganzen Vaterlande zur größten Ehre gereicht? Was er denkt und dichtet, ist der höchsten Beachtung werth. Was er thut und schafft, und hier rede ich besonders vom Theater, das übertrifft alles, was wir in Deutschland kennen.

Aber er kann nicht mit den Menschen umgehen, rief jetzt der Wirth, der sich dem Tische genähert hatte. Zu uns Rheinländern paßt er nun gar nicht. Statt des

Abends vernünftig in der Kneipe zu hantieren, sitzt er in den Theecirkeln. Statt mit Männern geht er mit Damen um oder mit männlichen Wesen, die auch nicht besser als Frauenzimmer sind. Allen Respect vor dem Dichter und Bühnenlenker, aber er ist und bleibt uns fremd, ein kalter Norddeutscher.

Auch bei uns am Gerichtshofe mag man ihn nicht recht, sprach jetzt ein Referendar. Er steht zu all seinen Collegen in einem kalten und kühlen Verhältniß. Rechtlich ist er freilich im höchsten Grade, sonst aber steif und starr. Wer hat ihn jemals einen Scherz machen hören? Er kommt und geht, ohne ein Wort mehr zu sprechen, als er nöthig hat. Solange er hier wohnt, ist er allen Mitgliedern des Gerichts fremd geblieben, bis auf diejenigen, die gleiche literarische Interessen mit ihm haben. Mit Dichtern mag er leben können, mit andern Leuten kann er's nicht.

Davon weiß unser Reinick ein Lied zu singen, sprach ein Maler. Mich wundert es überhaupt, daß du ihm einen Toast ausgebracht hast.

Willst du wol schweigen, rief Reinick. Gerade in diesem Augenblick, wo Immermann getadelt wird, paßt die Erzählung meiner Begegnung mit ihm durchaus nicht.

Aber die Geschichte ist doch höchst bezeichnend und amusant, rief der junge Mann, der eben auf Reinick hingedeutet hatte. Du solltest nur immerhin den Bericht geben, denn jedermann weiß, daß du ein harmloser und guter Mensch bist, der keinem Insekt ein Leid anthun kann.

So erzähle doch! tönte es in der Runde.

Reinick aber wollte sich nicht bereden lassen.

Nun so werde ich erzählen! rief der Maler, der zuerst gesprochen hatte.

Dann will ich es doch lieber selbst übernehmen, meinte Reinick, denn du möchtest die Farben leicht etwas zu dick auftragen!

Bravo! schallte es rings, bravo!

Ihr wißt es alle, meine Freunde, begann nun der Dichter und Maler, daß ich mein Leben zwei Musen gewidmet habe. Schon in meiner Kindheit, die ich in meiner Vaterstadt Danzig verlebte, beschäftigten die Poesie und die Bildnerei meine jugendliche Phantasie. Als ich die Schule durchmachte, wo die Dichtkunst mir in den Werken der Alten und Neuen näher lag, sehnte ich mich immer nach zeichnender Darstellung, während ich später, als ich mich der Malerei gewidmet hatte und in Berlin bei Meister Begas in der Werkstätte mit Pinsel und Palette wirthschaftete, stets von einem geheimnißvollen Drang zur Poesie hingetrieben wurde. Neben meinen bildnerischen Entwürfen entstanden meine kleinen Lieder. Ich suchte in gleicher Weise meinen Umgang bei Malern und Dichtern. So kam die Zeit, wo ich den Entschluß faßte, nach Düsseldorf überzusiedeln. Natürlich war ich äußerst gespannt, jenen Künstlerkreis kennen zu lernen, der sich unter Schadow's Führung gesammelt hatte und mit seinen Werken, welche der romantischen Zeitrichtung folgten, sich die allseitigste Anerkennung erwarb. Nicht minder aber freute ich mich auf Immermann's Bekanntschaft, dessen eigenthümliches, einsames und zähes Stre-

den alle diejenigen in hohem Grade anzog, welche dem leisen Gang seiner sich stets mehr und mehr entwickelnden Dichtung Beachtung widmeten. So suchte ich mir denn eine Empfehlung an ihn zu verschaffen, was mir auch mit Leichtigkeit in Berlin, wo meine Lieder gefallen hatten, gelang. Kaum hatte ich mich in Düsseldorf eingerichtet, als ich mich auf den Weg nach Derendorf machte, wo der Dichter ja noch heute auf Kollenbach's Gut wohnt. Wer mich kennt, der wird mir glauben, daß ich nicht daran dachte, mich bei Immermann als Collegen geltend zu machen. Ja, ich war nicht im mindesten der Ansicht, es könne eins meiner kleinen Lieder zu seinen Ohren gedrungen sein. So führte ich mich denn harmlos und unbefangen bei ihm ein. Er empfing mich mit der größten Freundlichkeit, denn er war, was er allerdings nicht immer ist, trefflich aufgelegt. Daß ich seine vorzüglichsten Werke kannte und darüber zu reden wußte, that ihm wohl. Noch mehr freute er sich, als ich ihm erzählte, daß die befreundeten Kreise, die ich verlassen hatte, seiner dichterischen Thätigkeit mit der größten Theilnahme folgten. Wir kamen einen langen Abend lang, wo ich bei einem Glase Wein und kalter Küche in seiner Gesellschaft blieb, aus einem Gespräch in das andere. Ich fühlte mich so behaglich und zufrieden, daß ich mich kaum angenehmerer Stunden erinnere. So nahte die Mitternacht. Es war die höchste Zeit zum Aufbrechen. Unterdessen hatte sich aber das klare Wetter des Herbsttags in einen fürchterlichen Regen umgesetzt. Das Wasser strömte in unendlichen Fluten vom Himmel herab. Es stand mir ein kaltes Bad von oben und ein

Schmutzbad von unten bevor. Ein Wagen war in dieser Entfernung von der Stadt nicht zu haben. Aber Immermann wußte Rath. Bei der einsamen Lage seiner Wohnung war er gegen Sturm und Regen gerüstet. Mit emsiger, heiterer Geschäftigkeit holte er Regenschirm und Regenmantel und überdies ein Paar gewaltiger Wasserstiefel herbei, und half mir, indem er mir auseinandersetzte, wie oft er diesen Apparat mit Nutzen gebraucht habe, meinen Anzug vollenden. Dabei erfreute er sich des seltsamen Aussehens seines Gastes mit lautem Gelächter. Wir nahmen den freundlichsten Abschied. Ich ging in die dunkle Regenwelt hinaus und kam so unbeschädigt und warm zu Hause an, ja, ich fühlte mich so eingenommen von dem Dichter und so angeregt von seiner heitern Art und Weise, daß ich mich noch in derselben Nacht hinsetzte und einige Verse in der Art des Tulifäntchen niederschrieb, die ich ihm als Dank mit den Wasserstiefeln und den sonstigen Schutzkleidern am andern Morgen zurückzusenden gedachte. In der folgenden Frühe feilte ich noch etwas an meinem Machwerk herum, schrieb es sauber ab und schickte den Brief mit den geliehenen Sachen an den Dichter ab. Seiner Einladung folgend, wiederholte ich auch bald meinen Besuch, fand ihn aber mehreremal nicht zu Hause. Als wir uns später in einer Gesellschaft wiederfanden, wo ich ihn zu begrüßen eilte, war er auffallend kühl gegen mich. Es schien fast, als erinnere er sich meiner kaum. Von meinem poetischen Scherze war gar nicht die Rede. Ich konnte seitdem nicht mehr auf einen guten Fuß mit ihm kommen.

Reinick schwieg; der junge Maler aber fügte hinzu: Weil er es für eine Anmaßung hielt, daß du dich durch die Zusendung des Gedichts als einen Geistesgenossen zu erkennen gabst.

Ich lege es ihm nicht so übel aus, sprach der sanfte Reinick. Man darf die Menschen nicht gleich so schlimm beurtheilen. Wer weiß, was er für Gründe hatte!

Ja, wenn er immer Gründe hätte! meinte nun der Maler. Mit den Genossen unserer Gilde steht er aber auch nicht auf dem besten Fuße. Als die junge Schule sich bildete, da war freilich alles Ein Glanz und Eine Herrlichkeit. Immermann kam mit unsern Leuten alle Tage zusammen. Es gab Vorlesungen, Bühnenspiele und Partien ohne Ende. Zwischen dem Dichter und den Malern war Ein Herz und Eine Seele. Wie ist das nun anders geworden! Die Künstler haben ihm wahrhaftig nichts zu Leide gethan. Trotzdem drückt er sich offenkundig über die Richtung unserer Kunst und über die Talente ziemlich geringschätzig aus. Zuvorkommend ist er selbst nicht gegen die genialen Vertreter der Malerei. So sind ihm denn auch fast alle entfremdet. Nur einer oder zwei laufen noch mitunter nach Derendorf. Diese aber vergehen charakterlos in blauer Bewunderung vor dem Poeten, der doch auch seine Fehler hat, der sich aber für unfehlbarer hält als der Papst zu Rom.

In der That scheint mir viel Wahres an dieser Schilderung, nahm Wilhelm St., ein junger Musiker, das Wort. Zu unserer Kunst und ihren Jüngern ver=

hält er sich auch ziemlich ablehnend. Er läßt oft genug durchblicken, daß er die Tonkunst nur für eine untergeordnete Gattung hält. Selbst mit unserm Felix Mendelssohn, um dessentwillen wir, seine Schüler, hier sind, damit wir seine Lehre und sein Beispiel nutzen, steht er nicht mehr, wie er gestanden hat. Wenn mich nicht alle Anzeichen trügen, so steht eine Katastrophe bevor.

Von verschiedenen Seiten erhoben sich Fragen, was denn eigentlich vorgehe. Der junge Mann war aber nicht zu bewegen, mehr zu sagen, als ihm schon unvorsichtigerweise aus dem Munde entflogen war.

Was habt ihr Bursche da zusammengeschwatzt, nahm Burgmüller das Wort, als eine Pause eintrat. Man sollte fast glauben, wir befänden uns in einer Klatschgesellschaft. Es zeigt sich hier wieder das alte Elend, daß jedermann jedermann gerade so zugeschnitten haben will, wie er selbst ist. Unser lustiger Wirth wünscht in Immermann einen rheinischen Schenkbruder zu begrüßen. Die Beamten wollen ihn als einen Beamten vom reinsten Wasser. Die Maler möchten einen Kenner von jedem Pinselstrich und jeder Farbenmischung aus ihm machen. Die Musiker stellen die Forderung, daß er ein Tonkünstler und Generalbaßkenner sei. Aber der Mann muß doch vor allem Mann sein. Immermann ist immer Mann. Daß er so fest in sich gerundet und gefertigt dasteht, das gilt mir gerade als ein höchstes Lob für ihn. Vor allen Dingen geht er dem Ziele nach, das er sich erkoren hat. Er dichtet, und er dichtet gut. Er macht auf dem Theater die Dichtungen der größten Meister volksthümlich, und er thut es gut. Er ist ein

Beamter, und er macht seine Sache gut. Also doppelt und dreifach gut. Wer aber nach so vielen Richtungen hin schafft, und gut schafft, der hat wahrhaftig keine Zeit an Hans und Kunz zu verzetteln. Er kann nicht in der Schenke lungern, nicht mit den Collegen auf dem Gericht saalbadern, nicht mit Malern über Farben und Skizzirungen faseln und nicht mit den Musikern in die Tiefen des Contrapunkts hinabsteigen. Solche Forderungen sind ja reiner Unsinn. Wer ewig mit andern hantiert und haselirt, der wird in sich nie fertig. Immermann ist aber in sich fertig. Er verdankt diese Fertigkeit sich selbst. Und ein fertiger Mann darf über jeden andern Zweig des Lebens, wozu ich auch die Künste zähle, ein strenges, scharfes Urtheil fällen. Nur ein Hans Narr wird es übel nehmen, wenn er als Dichter die Dichtkunst am höchsten hält. Ihr Maler haltet die bildende Kunst der Poesie ebenbürtig. Wir Musiker sind in gleichem Falle mit der Tonkunst. Ich denke, alle Künste haben dasselbe Recht an das Dasein in dieser Welt, die sie verschönen und verherrlichen. Damit basta! Werdet nur keine Philister und laßt nur den Dichter zu Derendorf in seiner männlichen, zähen, starken Abgeschlossenheit. Ich wiederhole es, der Immermann ist immer Mann.

Diese Worte schlugen durch, denn sie vertheidigten das Recht der Individualität. Reinick und Will stimmten lebhaft bei. Die andern, welche sich gegen Immermann ausgesprochen hatten, saßen in einiger Verlegenheit da. Unterdessen schlug es Mitternacht auf der Wanduhr im Gastzimmer.

Es ist Zeit zum Nachhausegehen! sprach Burgmüller. Auch bin ich gehörig müde, denn ich habe den ganzen Tag im Postwagen gesessen.

Die Gesellschaft brach auf und ging vor der Thür nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Will begleitete Burgmüller und sprach ihm aufs neue seine Freude über sein gutes Aussehen aus. Ohne Zweifel, fügte er hinzu, bringst du auch einige neue Compositionen mit?

Ich denke, antwortete der Freund, indem er dem Genossen die Hand gab, die beste, welche ich jemals gemacht habe. Rath' einmal!

Sind es Lieder? fragte Will.

Nein!

Eine Sonate?

Auch nicht.

Ein Quartett?

Noch weniger, du mußt höher hinaus.

Vielleicht gar eine Symphonie!

Ja, es ist ein symphonisches Werk, sprach Burgmüller mit auffallender innerer Bewegung. Ich hoffe, ein Werk für Zeit und Ewigkeit.

Du redest ja merkwürdig geheimnißvoll von deiner Arbeit, sagte der Freund.

Nun, so höre denn, rief der junge Musiker, ich habe mich verlobt.

Und mit wem? fragte Will.

Mit Josephine Collin!

So gratulire ich.

Die Freunde umarmten sich.

Das Nähere morgen. Um elf Uhr bin ich an deinem älterlichen Hause, um dir zu erzählen.

Dann eilte er rasch von dannen durch die nächtlichen Straßen, in denen hier und dort die Laternen schon erloschen waren.

Drittes Kapitel.

Zwischen Burgmüller und Will, welcher sich den Studien widmete und allen Künsten mit begeisterter Liebe zugethan war, herrschte seit einiger Zeit ein inniges Freundschaftsverhältniß. Der junge Componist gab in dem älterlichen Hause des Studenten Unterricht und war auch zu jeder andern Stunde in demselben ein gern gesehener Gast. Gleichviel, ob er am frühen Morgen, am Nachmittage oder am späten Abend kam, er fand immer willkommene Aufnahme bei den Aeltern und Geschwistern des jungen Mannes, der sich, verhältnißmäßig viel jünger als der Componist, demselben mit einem Gefühle von hingebender Freundschaft näherte, welche der ältere Musiker um so lieber annahm, als sie beide das gemeinschaftliche Ziel künstlerischer Begeisterung vor Augen hatten, und als sich in ihren Empfindungen und Anschauungen viele Einigungspunkte zeigten. So besaß Burgmüller denn in diesem Hause gewissermaßen eine zweite Heimat. Wenn er seinen Unterricht ertheilt hatte, blieb er oft lange Stunden auf dem Sofa des Fami-

lienzimmers sitzen, plaudernd, schweigend, träumend, lesend, sinnend und denkend, während die Hausgenossen sich gerade so viel um ihn kümmerten, als es ihre Beschäftigungen erlaubten. Mochte es dann oft laut, und bald still in der Stube sein, der Künstler fühlte eben in diesem bequemen und uneingeengten Sichgehenlassen sein Behagen. Er war oft kränklich, fast immer schwächlich, durch Arbeiten, wenn er sie ernstlich vornahm, stets abgespannt. Man kannte ihn aber in Will's Hause und ließ ihn freier gewähren als anderwärts. Es war ihm wohl, daß er sich keinen Zwang anzuthun brauchte, und er belohnte die Nachsicht, die man ihm schenkte, mit der aufrichtigsten Zuneigung.

Als der Musiker sich am andern Tage bei Will eingefunden und seinen gewohnten Platz auf dem Sofa eingenommen hatte, und als er darauf von den verschiedenen Mitgliedern der befreundeten Familie begrüßt und über sein gutes, gesundes Aussehen mit Herzlichkeit beglückwünscht worden war, strahlte sein ganzes Wesen von einer Zufriedenheit und einem Vergnügen, wie man es sonst niemals an ihm wahrgenommen haben wollte. Man fragte ihn neckisch, wo denn der gewohnte melancholische Zug seines Gesichts geblieben sei, und sprach die Hoffnung aus, daß er nun auch einmal heitere Lieder componiren werde. Als er vollends sein Geheimniß verrathen, welches Will den Seinigen verschwiegen hatte, da war des Jubels kein Ende. Er wurde zum Erzählen gedrängt, und er erzählte.

So schilderte er mit einer ungewohnten Lebendigkeit den Landsitz seines gräflichen Gönners. Das Schloß

Ehreshoven, das in dem schönen, grünen Waldthale der Agger liegt und seine hohen Thürme und Mauern in einem breiten Weiher spiegelt, tauchte, an den waldigen Berg gelehnt und umgeben von weiten Gärten, vor den Blicken der Zuhörer auf. Der treffliche Graf, der ein freisinniger Freund der Kunst war und namentlich die Musik schätzte, wurde, umgeben von seinen schönen Kindern, gemalt. Auch die andern Hausgenossen, der Lehrer, der Geistliche und der Rentmeister, die mannichfache humoristische Seiten boten, mußten herhalten. Dann schonte Burgmüller auch seiner, des Musikmeisters, nicht, als einer komischen Figur, die meist melancholisch, mundfaul, schweigsam, düster, weder das rechte Wort zu finden, noch die rechte Bewegung zu machen wisse, da ihm jedes Compliment zu einer Grobheit und jeder Kratzfuß schier zu einem Fall auf die Nase werde, wenn er sich in einer Umgebung befinde, in der er sich zusammennehmen müsse. Trotz all seiner Ungeschicklichkeit habe dennoch die kleine französische Gouvernante mit ihren schwarzen, durchdringenden Augen bemerkt, daß er sie gern sehe. Sie sei sogar durch all sein täppisches Wesen, das sich in ihrer Gegenwart noch unbeholfener gestaltet habe, nicht abgeschreckt worden, seine Gesellschaft aufzusuchen, und habe ihm überdies noch französischen Unterricht gegeben. In ihrer freundlichen Heiterkeit sei sie ihm, der doch schon so manches Trübe und Düstere erlebt habe, ein wahrer Augen- und Herzenstrost geworden. Die französischen Stunden wären denn auch immer erfolgreicher und belebter geworden. Er habe aimer conjugiren gelernt, dann sei er zum embrasser übergegan-

gen, und den Schluß habe fiancer gemacht. Damit sei vorläufig der Unterricht geschlossen worden, um sobald wie möglich wieder mit marier zu beginnen.

Alle Anwesenden freuten sich seines guten Humors und standen in hellem Gelächter in der Stube, als plötzlich der junge Musiker Wilhelm St. mit aufgeregtem Gesichte in die Stube trat und laut ausrief: Da haben wir die Bescherung! Mendelssohn hat sich mit Immermann überworfen! Er ist von der Direction der Oper zurückgetreten.

Schade, jammerschade! sagte Burgmüller.

Daß doch die hoffnungsvollsten Unternehmungen gleich im Anfang scheitern! meinten die andern.

Aber wie ist das denn hergegangen? fragte Will.

Wollen wir nicht selbst zu Mendelssohn hingehen und ihn fragen? schlug Wilhelm St. vor. Ich gehöre zu seinen Schülern und bin ihm einen Besuch schuldig. Auch die andern Freunde wollen ihn heute ihrer Theilnahme versichern, da müßt ihr auch mit. Also wenn es beliebt, so kommt.

Burgmüller und Will waren gleich entschlossen, der Einladung zu folgen. So machten sich die drei jungen Leute gemeinsam auf den Weg zu Felix Mendelssohn-Bartholdy, der damals auf dem Steinweg im Hause des Directors Schadow wohnte.

Dort angelangt, fanden sie die ganze Stube voll von ältern und jüngern Verehrern des Meisters, denen der Ruf von dem plötzlichen Ereigniß zu Ohren gekommen war und die sich beeilten, dem verehrten Manne ihre Theilnahme an den Tag zu legen. Außer seinen Schü-

lern hatten sich auch viele Maler und Männer aus andern Kreisen eingefunden. Der junge Musikdirector aber, dem der Besuch galt, war selbst nicht zugegen. Da indeß der Bediente meinte, sein Herr werde sehr bald von seinem Spaziergange zurückkehren, so wollte keiner scheiden, ohne ihn an einem so denkwürdigen Tage begrüßt zu haben.

Mendelssohn lebte und wirkte nun schon seit 1833 in der schönen Gartenstadt. Wer die Ufer des Rheines kennt, der hat auch sicherlich die Erfahrung gemacht, daß in dem Volksstamm, welcher sie bewohnt, eine unzweifelhafte musikalische Begabung lebt. Es gibt schwerlich einen Strich in Deutschland, wo mehr gesungen wird. Nach vollbrachtem Tagewerk ist noch jede Kehle, so müde die Glieder auch sein mögen, zum Gesang aufgelegt. Nirgendwo haben die alten deutschen Volkslieder in solcher Fülle und Verschiedenheit ihre alte Macht über die Seelen bewahrt wie in diesen gesegneten Ländern. Durchzieht man abends die Märkte und Straßen der Städte oder die Wege der Dörfer, so hört man sie in vollen Chören ertönen. Sie klingen in den Schenken, wo die Männer zusammensitzen, und in den Spinnstuben, wo die Mädchen sich mit ihren Rocken und Rädern versammeln. Der Bauer singt hinter dem einsamen Pflug, der Holzhauer im Walde, der Winzer im Weinberg, der Handwerksbursche auf der Landstraße, der Schiffer auf dem Strome. Wie ist es also anders möglich, als daß sich die Liebe für musikalische Unterhaltung auch in den gebildeten Ständen wiederfindet? Seitdem die Pflege der Musik überhaupt eine regelrechte und fast

wissenschaftliche Richtung im ganzen Vaterlande genommen hat, schenkten ihr die Bewohner des Rheines ihre besondere Aufmerksamkeit. In allen Städten bildeten sich Gesang- und Musikvereine, welche die lebendigste Theilnahme fanden. Selbst die Söhne und Töchter der ersten Familien rechneten es sich zur Ehre an, in gemeinsamen Aufführungen mitzuwirken. Und dann entstanden auch jene großen Musikfeste, zu welchen sich namentlich die großen Städte des Niederrheines vereinigten. Zu der Zeit, wo man wie der Dichter sagen konnte:

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen,

da begannen die Musikfreunde aus Köln, Aachen, Düsseldorf und Elberfeld ihre Wanderungen, denen sich die kleinern Städte anschlossen, und kamen in einem dieser Vororte zusammen. Chöre und Orchester zählten nach Hunderten in den größten Sälen, die man auftreiben konnte, oder auch in den Theatern. Patriarchalische Gastfreundschaft brachte die Pfleger der Tonkunst in der freundlichsten Weise unter. An der Spitze der Aufführungen aber erblickte man die größten Meister des Vaterlandes: Spohr aus Kassel, Schneider aus Dessau, Ries aus Bonn. Die lauschenden Gäste waren unzählbar. Mochte man auch an andern Orten, wo die Musik mit bezahlten Kräften ausgeübt wird, feinere und gefeiltere Leistungen hören, die Kraft, die Fülle, die Begeisterung, die bei den rheinischen Musikfesten herrschten, und der brausende Jubel, mit dem sie vom Publikum aufgenommen wurden, wiesen nicht ihresgleichen auf.

Düsseldorf hatte sich schon seit langen Jahren einen

wohlverdienten Ruf bei diesen großen Musikfesten errungen. Seitdem der alte Burgmüller, Norbert's Vater, den Grund zu einer geregelten musikalischen Bildung gelegt, war der Eifer für die Tonkunst stets im umfangreichsten Sinne thätig gewesen. Die vielen Annehmlichkeiten, welche die schöne freie Stadt mit den umgebenden Gärten, Parks und Teichen bot, und die durch eine ungemeine Heiterkeit und Leichtigkeit des Lebens der Bewohnerschaft erhöht wurden, machten die Pfingsttage, wenn sie nach je vier Jahren wieder an diesem Orte gefeiert wurden, besonders anmuthig. Nun war auch seit dem Jahre 1826, in welchem Schadow mit seiner jungen Künstlerschar einzog, ein neuer Kreis entstanden, welcher dem Leben frische Reize verlieh. Ueberdies hatte die Poesie, die seit den Zeiten Jacobi's keinen Sammelplatz am Rhein mehr gehabt, in Karl Immermann einen gewaltigen, wenn auch einsamen Pfleger erhalten. Unter diesen Verhältnissen kam Felix Mendelssohn auf einer Reise nach Paris zum Besuch in die rheinische Kunststadt. Er war von Berlin aus mit Schadow und einigen seiner Schüler befreundet. Die Bekanntschaft mit Immermann wurde angeknüpft. Man sprach von einer Oper, die man gemeinsam bearbeiten wollte. In der Ferne wurde auf Theaterprojecte hingedeutet. Es gefiel dem jungen Componisten, dessen Stern eben im Aufgehen war, in diesem jungen frischen Weben und Streben. Als er Abschied genommen hatte, behielten ihn die alten und neuen Freunde im Auge. Die Stadt entbehrte gerade eines Musikdirectors. Man lenkte die Aufmerksamkeit auf den talentvollen jungen Mann, der

sich als Componist und Klavierspieler einen Namen im ganzen Vaterlande gemacht und der als Dirigent einer kleinen Kapelle in seinem reichen älterlichen Hause das unverkennbarste Talent als Orchester- und Chorleiter an den Tag gelegt hatte. Es wurde erst in Düsseldorf hin und her verhandelt. Als ein Beschluß feststand, schrieb man an Mendelssohn, der sich alsbald bereit erklärte und nach Jahr und Tag als Musikdirector in Düsseldorf einzog.

Er fand indeß mehr Arbeit, als er erwartet hatte. Statt der geregelten und saubern Verhältnisse, an die er in dem Privatkreise seines älterlichen Hauses gewohnt war, stieß er namentlich im Orchester auf eine verwilderte Bande, in welcher seit des alten Burgmüller Tode alle Zucht und Ordnung abhanden gekommen war und in welcher also jeder auf seine Faust eigenen und persönlichen Gelüsten nachging. Mit dem Chor, der aus bessern und gebildetern Elementen zusammengesetzt war, hatte er dagegen nicht die geringste Noth. Gleichwol stellte es sich als kein leichtes Werk dar, alle Köpfe unter Einen Hut zu bringen. Die ersten Concerte machten ihm eine namenlose Mühe. Erst als die verschiedenen Leute, welche mithelfen mußten, Freude am Gelingen des Unternehmens und Achtung vor dem unermüdlichen Fleiße ihres Leiters empfanden, kam die Sache in ein besseres Gleis. Eine entschiedene Genugthuung aber sollte Mendelssohn in der begeisterten Aufnahme des Publikums finden, das nach einer langen Oede wieder wirkliche Musik hörte und ihm seine Dankbarkeit in dem hellsten Beifalle zeigte. Zu diesen Geschäften war

nun in der letzten Zeit noch die Leitung der Oper bei dem neuen Theaterunternehmen gekommen. Auf besonderes Dringen Immermann's, der die halbe Hoffnung des Gelingens in den jungen Freund setzte, hatte er auch diese schwierige und zeitraubende Beschäftigung über sich genommen.

Felix Mendelssohn-Bartholdy war damals im wahren Sinne des Worts ein Liebling der ganzen Stadt Düsseldorf. Wenn er auch seine Neider hatte, so standen diese doch zu sehr im Hintergrunde, als daß sie auf irgendeinige Geltung Anspruch machen konnten. Der leuchtende Ruhm, der ihn schon in so jungen Jahren schmückte, denn er zählte erst eben dreiundzwanzig, mußte jedermann in die Augen stechen. Dazu kam die seltene und zähe Kraft, mit welcher der junge Componist, seine Plane verfolgend, nie das Ziel aus den Augen ließ und die schwierigsten Dinge erreichte. Aber auch in seinem persönlichen Verhalten entwickelte er eine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit. Im geselligen Verkehr war er stets munter, beweglich, geistreich, zuvorkommend gegen alle Leute, mit denen er zusammentraf. Seine umfangreiche Bildung erschien dabei im Kleide der Bescheidenheit. Da er zugleich gern mit den Menschen zusammenkam, so diente er jeder Gesellschaft, in welcher er erschien, zur Zierde und zum Schmuck. Er gab überall mehr, als er nahm. Er regte an und belebte. Zugleich hatte die Natur ihm ein glückliches Aeußeres gegeben. War seine Gestalt auch nicht imponirend, so machte sein geistvoller, von dunkeln Locken umgebener Kopf und sein höchst bewegliches Gesicht mit den schönen braunen Augen

doch den Eindruck, daß er einem bevorzugten Wesen angehöre. Besonders anmuthend war er am Dirigentenpulte, wenn er seine Concerte einstudirte, noch anmuthender, wenn er vor dem Flügel saß und sein tiefes prächtiges Spiel entrollte, am anmuthendsten aber fast für seinen engern Freundeskreis, wenn er scherzte und plauderte. Daß er zugleich von einer reichen und angesehenen Familie abstammte und sich gehäbiger und geordneter Vermögensverhältnisse erfreute, diente ihm neben all seinen andern Eigenschaften noch zum besondern Vorzug, der namentlich von den Vätern und Müttern heirathslustiger Töchter beachtet und geschätzt wurde.

So war es denn kein Wunder, daß sich an diesem Morgen eine große Menge von Freunden und Verehrern bei ihm eingefunden hatte. Es dauerte auch nicht lange, daß Mendelssohn eintrat. Jeder drängte sich heran, um zu fragen, sich zu überzeugen, zu trösten, wobei freilich viele ungeschickte Worte zum Vorschein kamen.

Der Angeredete aber, dessen Angesicht durchaus fröhlich und heiter war, wunderte sich nicht wenig über so viele unnöthige Besorgnisse. Als er nach allen Seiten hin seinen herzlichen Dank für die allgemeine Theilnahme ausgesprochen hatte, gab er die Erklärung ab, daß er allerdings die Direction niedergelegt habe. Mit Immermann, fuhr er fort, bin ich aber keineswegs in Zwist gerathen, wenn es auch wahr ist, daß in Betreff der Aufführungen, die der eine beschränkt, der andere vervielfacht, und wegen der Proben, die einer vermehrt und der andere vermindert haben wollte, Worte gewech

selt worden sind. So viel ist aber gewiß, daß er mir in der Hauptsache nichts zu Leide gethan hat. In gleicher Weise hoffe ich, daß er sich nicht durch mich beleidigt fühlt. Das Wahre an der Sache ist, daß mir die Arbeit über den Kopf wuchs. Jedermann weiß, wie viel ich mit den Concerten zu thun habe. Allerdings wurde ich in einem schwachen Augenblick zu dem Versprechen hingerissen, die hauptsächlichsten Opern zu leiten, weil meine Freunde mich dazu drängten. Nun bin ich aber zu der Einsicht gelangt, daß ich mehr versprochen habe, als ich leisten kann. Ich verliere mich und meine Compositionen über all dem Schaffen und Wirken in der Außenwelt. Da nun auch mein Freund Julius Rietz, den wir für die Direction der Oper im allgemeinen von Berlin berufen haben, sich überaus wacker und tüchtig erweist, wie ich es nicht anders erwartete, und da ich also durchaus überflüssig geworden bin, so hielt ich es für an der Zeit, mich zurückzuziehen, um an meinem Oratorium Paulus zu arbeiten. Ein Künstler, der etwas vor sich bringen will, darf sich eben nicht zu sehr zerstreuen. Ich habe bisjetzt noch zu wenig geleistet. Mit meinen Liedern und Klavierstücken ist erst der Weg zu einzelnen Herzen gebahnt. Mit meinem neuen Werke hoffe ich mir das Volk zu gewinnen, so Gott will.

Die Freunde schienen durch diese Erklärungen beruhigt. Die einen sprachen zwar ihr Bedauern darüber aus, daß der Componist jetzt künftig dem Theater fehlen werde, die andern aber hegten die Hoffnung, daß dieser Verlust durch die künftigen Schöpfungen des

Meisters, der nun ungestörter arbeiten könne, reichlich aufgewogen würde. Dann entfernte sich der eine nach dem andern.

Burgmüller, der in Kreisen, in denen er nicht ganz und gar bekannt war, seine angeborene Scheuheit nicht abzulegen vermochte und sich deshalb auch bescheiden in der Ferne gehalten hatte, war mit Will der letzte, welcher das Zimmer verließ. Erst jetzt wurde Mendelssohn seiner gewahr. Er grüßte den Collegen mit herzlichster Zuthunlichkeit und sprach, indem er ihn mit dem Freunde zurückhielt, seine Freude über Burgmüller's Heimkehr vom Lande und das gute Aussehen, das er sich fern von der Unruhe der Stadt erlangt habe, aus. Dann pries er den jungen Mann glücklich, daß er, durch kein Amt gefesselt und eingeengt, in freier schöner Muße seinem künstlerischen Dichten und Trachten nachgehen könne und fern von jenen Wirren lebe, in welche er ihn selber noch soeben verstrickt gesehen habe. Mendelssohn erschien in allen seinen Worten so offen und gerad, daß an seiner Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln war.

Mendelssohn meint es gewiß gut, sprach Burgmüller zu seinem Freunde, als sie Abschied von dem jungen, vom Glück begünstigten Meister genommen hatten und sich auf der Straße befanden, aber er hat schon gut reden, denn er ist nicht allein ein Günstling der Götter, er ist auch reich. Wie bitter das Stundengeben unsereinem wird, weiß er nicht. Gleichviel, ich wünsche ihm alles Glück, denn er verdient es wegen seines Talents und seiner Herzensgüte. Gottlob, daß der Neid in meiner Seele ein fremder Gast ist!

Ich verstehe dich nicht recht, sagte Will.

Nun, so wisse denn, lautete die Antwort, Mendelssohn nimmt die Stelle ein, welche ich selber einst anzutreten hoffte.

Das hast du mir ja nie erzählt, meinte der Freund voller Verwunderung. Freilich, das Reden war nie deine starke Seite.

So ist es, sprach der junge Musiker seufzend.

So rede doch jetzt zu mir, ermunterte ihn Will.

Ach! ich bin ein rechter Taps gewesen, lächelte dann Burgmüller. Als ich meine Lehre in Kassel vollendet hatte, kam ich mit den besten Hoffnungen in die Heimat zurück. Seit dem Tode meines Vaters war die Musikdirectorstelle unbesetzt geblieben. Was durfte ich mir Besseres wünschen, als einen Platz einzunehmen, den ein so geliebter und verehrter Mann innegehabt hatte? Aber zum Reden konnte ich mich nicht entschließen, viel weniger zum Handeln. Meine Freunde und Gönner ahnten vielleicht meine Wünsche und öffneten mir den Weg in die Oeffentlichkeit. Sie ordneten eine Aufführung an, in der ich vor das Publikum treten sollte. Ich sollte mein Klavierconcert spielen. Ort und Zeit wurden anberaumt, alle musikalischen Kräfte der Stadt waren aufgeboten. Vor der ersten Probe ging ich mit mehreren Mitwirkenden in den grünen Laubgängen des Becker'schen *) Gartens, wo das Concert stattfinden sollte, spazieren. Ich dachte nicht anders, als daß die Direction mir zufallen würde, hatte aber wieder, wie

*) Jetzt Geisler's Garten.

immer, den Mund gehalten. Und nun kommt das Komische von der Sache. Der alte Kreuzer, der ein tüchtiger Geiger war und den ich schon im Geiste als Leiter der ersten Geige am Pult sitzen sah, brach plötzlich einen Ast von einem Baume, den er sich sofort zum Dirigentenstabe umformte, denn er wollte, da er sonst auch wol das Orchester führte, das süße Recht der Herrschaft nicht verlieren. Ich war in dem entscheidenden Augenblick zu blöde, um zu sprechen, und schwieg, damit der gute Fortgang der Sache nicht gestört werde. Bei einer andern Gelegenheit ging es mir nicht besser. Unter dem Mäcenat des Regierungsassessors von W., der zugleich unser Tenorist war, sollte eine Liedertafel gegründet werden. Ich dachte nicht anders, als daß man mich zum Dirigenten wählen werde, zumal da keine andere passende Persönlichkeit vorhanden war. In der That hatte man auch nur von mir gesprochen. Nun traf ich in dieser Zeit einmal mit dem Mäcen zusammen. Er erwartete, daß ich ihm von der Sache reden werde. Aber wiederum wollte mir das Wort nicht über die Lippen. Mein Schweigen brachte ihn auf, und als die entscheidende Wahl stattfand, meinte er, ich sei zu jung und blöde und ermangele der Kraft, die eine solche Stellung erfordere. Kurz, man nahm einen andern Dirigenten. Im Gesangverein traf mich später dasselbe Geschick. Ich pflegte diese Gesellschaft, die wöchentlich in ihrem alten gutgemeinten Schlendrian fortgeführt wurde, fleißig zu besuchen und im Baß mitzusingen. Besondere Umstände hinderten eines Tages unsern Dirigenten, der, wie du weißt, ein Dilettant war, zu er-

scheinen. Die Mitglieder hatten sich indeß versammelt, und man wollte nicht gern unverrichteter Sache auseinander gehen. Außer mir war niemand im Stande, den Platz am Flügel auszufüllen. Man bat mich um diese Gefälligkeit, die ich gern übernahm. Ein Händel'sches Oratorium wurde aufgelegt, und wir gaben uns frisch ans Werk. Du weißt, wie verschieden die musikalischen Tempos in diesen Werken genommen werden. In Düsseldorf neigte man zu einer allzu großen Eile. Ich nahm sie in jenem gewichtigen Sinne der Alten, der uns durch Tradition überkommen ist. Man hatte die Chöre aber schon verschiedene male gesungen und erstaunte über die Langsamkeit des Taktes. Besonders unser Assessor-Tenorist, der sich gern wichtig machte, suchte sich durch rasches Aufstampfen mit den Füßen bemerklich zu machen und mich am Piano in eine schnellere Bewegung zu bringen. Seine Bemühungen scheiterten aber an meinem entschiedenen Festhalten an dem angefangenen Zeitmaß. Der Assessor aber, dessen Ehr- und Eigengefühl höchst beleidigt war, gehörte zum Vorstand des Vereins, und wenn er mir auch anfangs beifällig zugelächelt hatte, so durfte ich doch nicht daran denken, die Direction weiter zu behalten. Leider war ich auch hier wieder zu blöde, um meine Ansichten zu erklären. O über diese unsinnige Schweigsamkeit! Sie läßt mich allen Leuten, die mich nicht kennen, als einen Taps erscheinen. Sie hat mir meine Stellung ganz und gar verdorben. Ich bin durch sie um alle Hoffnungen gekommen.

Hoffentlich wird dich die Liebe und Josephine sowie

die Sorge, die du ihrer und deiner Zukunft schuldig bist, zum Reden bringen, tröstete der Freund.

Das wolle Gott! sprach Burgmüller.

Sind das nicht die Wagen deines Grafen? fragte Will, plötzlich aufsehend.

Wirklich flogen zwei schwere Reisewagen, von Extrapostpferden gezogen, rasselnd über das Pflaster. Im ersten erblickte man die würdige Gestalt eines großen starken Mannes mit einer verschleierten Dame. Im zweiten saßen Kinder und zwei junge Mädchen, von denen eine kleine schwarzäugige Brünette mit dem Taschentuch aus dem Fenster winkte.

Sie sind's, sprach Burgmüller, indem sich sein blasses Gesicht vor heller Freude röthete.

Er erwiderte die Grüße. Dann rollten die Wagen um die nächste Ecke, und die jungen Leute trennten sich nach verschiedenen Seiten.

Viertes Kapitel.

An einem klaren, schönen Decembertage schlenderte die ungefüge Gestalt eines jungen Mannes in den Mantel gehüllt durch die Gänge und Alleen des düsseldorfer Hofgartens. Ein weißer Pudel umsprang ihn, bald vorwärts eilend, bald zurückbleibend. Sowol der Herr wie der Hund schienen sich in einiger Unruhe zu befinden, denn der erstere wandte den Kopf bald hierhin und bald dorthin, indessen er zuweilen seine Brille von der Nase nahm und sie wischte und dann dem letztern, der ihn mitunter aus klugen, treuen Augen ansah, zurief: Such Nero! worauf das Thier mit dem Kopfe nickend, gleichsam zum Zeichen des Einverständnisses, seine Bemühungen, irgendeinen Gegenstand zu finden, erneuerte. So war unser Paar bis in die große Ulmenallee gelangt, die zum Jägerhof führt. Dort begann Nero plötzlich zu bellen. Seinen Herrn vergessend, stürzte er sich in ein Gebüsch. Aber auch der Gebieter schlug mit offenbar zufriedenem Gesichte den nächsten Seitenweg in der Richtung ein, die der Hund genommen hatte. Und so gab

es denn bald ein fröhliches Wiedersehen. Der Pudel hatte sich einer Gruppe allerliebster Kinder zugewandt, die ihn mit lauten, fröhlichen Stimmen begrüßten und sich so ganz und gar mit ihm beschäftigten, daß sie plötzlich die umgebende Welt vergaßen. Unterdeß aber erwartete die Begleiterin der Kleinen den in immer eiligern Schritten ankommenden jungen Mann.

Vous voilà, mon cher Norbert! rief ihm eine helle und lachende Stimme entgegen, während aus den dunkeln Augen feurige Strahlen flogen und um den Mund, der eine Reihe der schönsten, weißesten Zähne zeigte, ein anmuthiges Lächeln spielte.

Oui, je voilà! antwortete der Musiker und reichte der allerliebsten Französin die Hand.

Me voilà! rief sie. Vous commencez par des fautes!

Commencer! antwortete er, das heißt, soviel ich weiß, anfangen. Ja wohl, ich fange mit den Pfoten an. Bei uns nennt man das aber Hände. Verdiene ich nicht eine Patschhand, nachdem ich dich so lange nicht gesehen habe? Aber, nicht wahr, der Hund ist gut abgerichtet? Leider hat er fast alle seine Künste vergessen, seit ich ihm die Kunst beigebracht habe, dich und die Kinder aufzuspüren.

Mais parlez français, rief Josephine dazwischen, je ne comprends rien!

Le chien, stotterte nun Burgmüller, cherche — toi — les enfants . . . bon! n'est-ce pas?

Il l'a fait parfaitement bien, lachte das Mädchen. Je lui sais bonne grâce, et les enfants le caressent pour moi.

Caresser — ah bon, versuchte der Musiker sich aufs neue. — Je — aussi — caresser.

Comment? Ici dans le jardin? rief die Gouvernante mit einem Entsetzen, das ihr nicht Ernst war, indem sie lebhaft zurücksprang. Nous sommes entourés de témoins. Que diraient les enfants!

Thut nichts, sagte Burgmüller. Toujours caresser, même embarasser.

Ce serait fort embarassant, verwies das Mädchen.

Vous voulez — embrassant, radbrechte der junge Mann.

Nun lachte Josephine laut auf, als sie merkte, daß der Geliebte die Worte nicht verstehe. Burgmüller, der an solche Scenen gewohnt war, stimmte von Herzen ein, als sie ihm seinen Irrthum erklärte. Dann aber drang er heftiger darauf, daß sie ihm einen Kuß geben müsse, denn es sei nun schon über acht Tage, daß er diesen Genuß entbehren müsse.

M'avez vous été fidèle? fragte das Mädchen aufs neue.

Fidel, o non! lautete die Antwort, très unfidel.

Quoi, pas fidèle? sagte sie nun, indem sie ernstlich böse wurde. C'est bien méchant.

Non pas fidèle, betheuerte er, très triste, très melancholisch.

Es dauerte wieder einige Zeit, das neue Misverständniß zu lösen. Dann lachte sie aufs neue, und Burgmüller drängte wieder um seinen Kuß. Sie meinte, es wäre impossible, er aber vermaß sich, es possible zu machen, und begann den Hund seine Kunststücke vor

den Kindern aufführen zu lassen. Das Thier mußte sprechen, wie der Hund spricht, auf den Hinterpfoten sitzen, ein Tänzchen machen und zuletzt apportiren. Die Kinder wandten unter lautem Jubel ihre ganze Aufmerksamkeit dem drolligen Gebaren des kunstreichen Pudels zu. Burgmüller aber, der eben einen Stock recht weit hinausgeworfen hatte, benutzte die Gelegenheit, wo die Kleinen dem Hunde mit offenem Auge und Munde folgten, und raubte dem neben ihm stehenden Mädchen ganz unerwartet und unverhofft den verlangten Kuß.

Dann sagte er mit trockenem Ton, aber voller Zufriedenheit: Embrasser non embarassant.

Als er auf diese Weise das Wiedersehen mit seiner Geliebten gefeiert hatte, nahm er Abschied, rief seinen Nero und wandte sich der Stadt zu, während seine lächelnden Züge das innere Vergnügen, das er empfand, freundlich widerspiegelten und seine Lippen noch zuweilen wie vom süßen Nachgeschmack des glücklich geraubten Kusses zuckten.

Sicherlich wäre er, ohne nach rechts oder links zu sehen, zu seinem Hause gelangt, hätte nicht auf der Bolkerstraße vor dem Zweibrücker Hofe eine seltsame Scene seine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die mächtige Gestalt Immermann's erschien nämlich in der Thür des Gasthofs. Sein sicheres, festes Auftreten bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu dem Wesen eines Mannes, der, bleich und blaß im Gesicht und seiner ganzen Erscheinung nach kränklich aussehend, mit schwankenden Füßen auf das Pflaster stapfend, hinter ihm drein schritt.

Die umhüllenden Winterkleider verhinderten eine schärfere Beobachtung. Immermann rief mit seiner vollen, klangreichen Stimme: In die Ritterstraße zu Frau Andriesen! Darauf hin setzte sich, von einem kräftigen Lastträger geschoben, ein Karren mit Koffer und Mantelsack, auf den ein Degen geschnallt war, in Bewegung und lenkte nach der angegebenen Richtung. Immermann und sein Begleiter, der nur schlecht Schritt zu halten vermochte, folgten.

Burgmüller erging sich in Vermuthungen, wer der sonderbare Fremdling sein könne. Zu einem frischen Mitgliede der Bühne schien ihm die Gestalt nicht zu passen, an der sich auch keine einzige Eigenschaft entwickelte, welche auf den Brettern zu glänzen versprach. Ein anderer dienstbarer Geist für das neue düsseldorfer Theater konnte sie noch viel weniger sein. Wie hätte sonst der stolze Dichter sich herabgelassen, den Führer abzugeben! Auch an eine Verwandtschaft der beiden Männer durfte man nicht denken, denn sie waren zu verschieden geartet. Der junge Musiker folgte von weitem der Gruppe aus einem gewissen dunkeln Drang von Neugierde, die ihm sonst gerade nicht eigen war.

Der Karren und die beiden Männer hielten vor einem schlichten Hause der Ritterstraße, an dessen Thür eine saubere alte Frau trat, um sie zu empfangen. Burgmüller schritt vorüber und hörte, wie Immermann die Pflege des Fremden der Wirthin ganz besonders ans Herz legte; dann verschwanden sie allesammt eine Weile im Flur, in den auch die Reiseeffecten getragen wurden.

Der Musiker ging in Gedanken seines Wegs, als er sich plötzlich von hinten angerufen hörte. Die mächtige Stimme Immermann's nannte seinen Namen. Der Dichter erkundigte sich, wann er zurückgekehrt sei und ob er viele Compositionen mitgebracht habe. Es offenbarte sich in jedem Worte eine große Theilnahme für den jungen Tonkünstler.

Burgmüller gab ihm bescheidene Auskunft, dann aber konnte er die Frage nach dem Fremden nicht unterdrücken.

Immermann sah ihn scharf durch die Brille an, indem er ihn vom Kopf bis zu Fuß maß. Dann sprach er: Bis zu diesem Augenblick habe ich keinem Menschen etwas von dem Ankömmling gesagt. Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, so sind Sie aber der Mann, der mit ihm befreundet sein wird. Sie haben beide etwas Weltfremdes, Einsiedlerisches, Kindliches. Ja, man merkt Ihnen beiden auf den ersten Blick an, daß Sie mit den Bräuchen des Lebens nicht besser bekannt sind wie Kinder. Nehmen Sie's nicht übel. Ich will damit nichts Böses sagen. Wie viel Vertrauen ich zu Ihnen habe, muß Ihnen ja auch aus dem Umstande klar werden, daß ich Sie zuerst über meinen Neuling aufkläre.

Burgmüller lächelte verlegen und stammelte, daß der Dichter ganz recht habe.

Immermann aber hub an zu erzählen *): Es mögen vielleicht zwei Wochen sein, als ich an einem Tage, der abwechselnd Sturm, Sonnenblicke und Schneegestöber

---

*) Karl Immermann's Memorabilien (Hamburg 1841), II, 5 fg.

brachte, einen Brief aus Frankfurt am Main, datirt vom 18. November, empfing, dessen Verfasser, nachdem er mir die übliche Titulatur gegeben hatte, sich also vernehmen ließ:

Der Dichter nahm einige Papiere aus der Tasche und las das erste:

„Verzeihen Sie, wenn ich auch im Titel irre. Sie sind bekannt genug, und die Adresse wird jedenfalls an ihren Mann kommen.

„Ich habe Zutrauen zu Ihnen und hoffe auf Sie. Ich glaube nämlich, ich und eine alte Mutter sind verloren, wenn Sie mir nicht zu helfen suchen."

Nun folgt die Erzählung unglücklicher persönlicher Verhältnisse, über denen der Schleier ruhen mag, warf Immermann dazwischen. Dann lautet der Brief weiter:

„An Buchhändler wende ich mich nicht, denn ich verstehe den Schacher zu schlecht. Helfen Sie also mir, und könnten Sie mir auch ein Stübchen schaffen und etwa (was Ihnen nicht schwer fallen kann) juristische oder nichtjuristische Abschreibereien gegen ein Billiges. Auch hätte ich etwas für einen Buchhändler, wovon so recht noch niemand weiß. Mein Hannibal ist fast vollendet. Wenn Sie mir zu so einem auch hülfen, hätt' ich wol was Winterkost für meine unglückliche Mutter bei zu.

„Daß mich die Zeit drängt und ich umgehends Antwort wünschte, bitte und erwarte, brauch' ich wol nicht zu sagen. Wer weiß, wo Ihr Brief mich sonst träfe, denn hier in Frankfurt kann ich nicht mehr lange existi-

ren. Meine Adresse ist: im 5. Quartier Lit. E Nr. 103 auf der großen Bockenheimer Gasse, 3 Stiegen hoch.

Ich Ihr Grabbe."

Das war also Grabbe! rief Burgmüller verwundert aus, der Verfasser der „Hundert Tage", des „Don Juan und Faust" und vieler andern excentrischen Werke?

Er ist es, sprach Immermann. Aber hören Sie weiter. Ich wußte, daß Grabbe in Detmold zwar nicht in glänzenden, aber doch in festen auskömmlichen Verhältnissen gelebt hatte. Diese waren von ihm aufgegeben, und, was das Schlimmste war, Haß und Widerwille gegen die nächsten Bande, die er geknüpft, schienen ihn gestachelt zu haben, sich so vermessen in die Luft auf unsichere Spitze zu stellen. Auch muß ich frei gestehen, daß ich einige Scheu empfand, mich mit einer so excentrischen Natur in die nächste Gemeinschaft, die von ihm begehrt ward, einzulassen. Meine Obliegenheiten überwältigten mich fast schon; es konnte gerathen scheinen, keine neuen Verwickelungen heranzuziehen, welche immer das Gefolge der Heimatlosen, Unsteten zu sein pflegen. Ein Verhältniß bestand zwischen uns nicht; unseres flüchtigen, halbstündigen Zusammentreffens in Westfalen im Jahre 1831 ist in meinen Reisejournalen Erwähnung geschehen; dort und sonst noch, wo es die Gelegenheit gab, hatte ich von ihm mit der Achtung, die ich für dieses sonderbare Naturell empfand, geredet; übrigens war zwischen uns bisher weder Wort noch Brief gewechselt worden. Alle Zweifel und Bedenklichkeiten mußten jedoch vor der Betrachtung der Noth weichen, in welcher sich ein Talent und eins von den wahr-

haften befand. Ich antwortete ihm daher, bot ihm, was ich ihm bieten konnte, und verschaffte ihm den Buchhändler Schreiner als Verleger, sodaß seine Existenz wenigstens für die erste Zeit gesichert war. Bald darauf erhielt ich ein zweites Schreiben von ihm. In demselben hieß es:

„Ich komme. Binnen wenigen Tagen bin ich da. Meine Menschenkenntniß betrog mich nicht. Ich hielt Sie für ernst, fest und treu nach Ihren Werken, nach Ihrem Gesicht. Hinter solchen Mauern wohnt gerade der Edelsinn. Mit dem Stübchen und sechs bis sieben Thalern monatlich bin ich zufrieden. Nein, ich bin mehr als das, ich bin erfreut, und da entstehen jedesmal neue Ideen bei mir, fast Blumen unterm Maischauer. Nämlich: Sie, Uechtritz und ich, sollten wir nicht nach Art der alten Engländer und der neuen Franzosen (Shakspeare und Johnson, Fletcher und Beaumont, Scribe und Consorten) gemeinschaftlich eine Komödie oder gar Tragödie bilden können, worin jeder seine Partien und Charaktere ausmalte, jedoch unter der Bedingung, uns wechselseitig zu kritisiren und auszubessern? Dieses Triumvirat würde gefallen, auch von Verlegern und vom Theater belohnt werden. Dem Ernsten, was jeder für sich behalten will, oder ebenso dem Komischen, was auch oft eine Maske, wohinter ein trauriges Gesicht steckt, ist, schadet's nicht. Es wird in der Stille desto besser ausgearbeitet, um zum Wetteifer mit dem Gemeinschaftlichen verglichen zu werden.

„Der Buchhändler Schreiner wird wol mit meinem Hannibal zufrieden sein. Ich kann ihm denselben aber

nicht überschicken, weil ich keine Zeit habe, ihn abschreiben zu lassen. Ich bringe ihn mit. Schlecht muß er nicht sein, quia mir zwei Scenen draus gestohlen sind, und man stiehlt doch keine Kröten, sondern eher Geld.

Frankfurt, 28. November 1834. Ihr Grabbe."

Gestern Abend nun, da ich zwischen den Coulissen stand, wurde mir folgender Zettel zugestellt, sprach der Dichter, indem er ein drittes Papier entfaltete.

„Ich bin im Zweibrücker Hofe abgestiegen, aber nicht so hülflos, daß wir uns nicht ruhig besprechen könnten, ohne des Pecuniären zu gedenken.

„Achten Sie mich! Wann und wo sprech' ich Sie? Und zwar sobald wie möglich!

„Ich habe mancherlei mitzutheilen und halte beim Wort, nach welchem Sie sich für mich interessiren.

Ihr ergebenster ex und doch guter Grabbe.

„N.=S. Dieser Klecks kommt von ungewohnter Tinte."

Heute Morgen nun ging ich nach Grabbe's Gasthof und fragte den Oberkellner nach der Zimmernummer meines Ankömmlings. An dem Lächeln des Menschen konnte ich abnehmen, daß der Gast ihn wundersam bedäuchte, auch schien er zu Erläuterungen nicht abgeneigt, denen ich mich indessen entzog. Ich stieg die Treppe hinauf, klopfte an und vernahm von drinnen ein heftiges „Herein!" Eintretend sah ich eine hagere kümmerliche Gestalt im Hemd auf dem Bette liegen, obgleich es schon elf geschlagen hatte. Das Zimmer war ungeheizt, auch kein Ofen in demselben, die Kälte groß. Man hatte ihn wegen Ueberfüllung des Hauses

mit Besuch, oder aus was weiß ich welchem Grunde, in dieses dürftige Gemach eingespundet. Er reichte mir die vor Frost zitternden Hände; seine Zähne klapperten. Er versicherte mir zu wiederholten malen: er sei gut, sehr gut, woran ich noch keinen Zweifel geäußert hatte, und forderte mich auf, ihn zu achten und zu lieben, was ich ihm gern zusagte. Vor der Hand lag mir nun freilich hauptsächlich daran, ihn entweder unter die Decke, denn er lag trotz des Frostes auf derselben, oder in die Beinkleider zu bringen, damit die grimmige Kälte ihm nicht ein Uebel zuziehe. Allein er verweigerte anfangs beides standhaft und behauptete, nur der mittlere Grad des Erkaltens, das Ziehen oder Frösteln, sei unangenehm, der heftige, zähneschüttelnde Frost dagegen setze wieder in eine Empfindung um, behaglich, wie die Wärme. Ich war schon über diese unnützen Reden, die mit einer Kolik endigen konnten, einigermaßen verdrießlich geworden, als er rasch aufsprang und die Stube in seiner Bekleidung, unter welcher es für den menschlichen Körper keine mehr gibt, durchschreitend zornig ausrief: Die Hunde! denken sie, sie dürfen mir ein ungeheiztes Zimmer bieten? Ich bin Auditeur gewesen und habe meinen ehrenvollen Abschied bekommen, man muß mich in jeder Gesellschaft Herr Auditeur nennen. So muß man. Da hängt meine Uniform, und da steht mein Degen! Sie lachen? Da hängt sie, da steht er! — Endlich hatte ich ihn durch Zureden dahin gebracht, daß er in die nothwendigsten Kleider fuhr und sich zu einigen ruhigen und geordneten Reden herbeiließ, als ihm plötzlich wieder Gedanken durch den Kopf

schwirrten, wir müßten zur Feier seiner Ankunft auf den Abend ein Punschfest mit einigen Gleichgestimmten veranstalten. Ich konnte nun keineswegs wünschen, daß die düsseldorfer Zustände von ihrem Beginnen an einen so hohen Schwung nehmen möchten, worauf er, nachdem ich ihn von jenem Vorsatz abgebracht, mich aufforderte, wenigstens mit ihm zu frühstücken. Der Kellner brachte auf sein Geheiß Brot und kalte Küche, wurde aber grimmig angefahren, warum das Brot nicht mit Butter bedeckt sei. Der Bursche versetzte gelassen: Sie haben blos Brot befohlen und keine Butter. Brot? Was? rief Grabbe ereifert: Soll ich, wenn ich ein Pferd miethe, auch noch ausdrücklich den Schwanz dazu miethen? Butter gehört zum Brot, und Brot zur Butter, wie der Schwanz zum Pferde und das Pferd zum Schwanze. Ich sagte: Wir wollen jetzt Butter Butter, Brot Brot, Schwanz Schwanz und Pferd Pferd sein lassen und in das Quartier einziehen, befahl dem Kellner, die fahrende Habe zusammenzupacken, und hielt dem andern Rock und Weste zum Anziehen hin. Er sah mich mit den wunderbaren erschrockenen Augen groß an, und brach dann in ein ruckweises Lachen über sich, über mich, über den emsigen Kellner, endlich über die ganze Welt aus, indem er vor sich hin murmelte: Das soll wol hier eine Suppe werden!

Burgmüller mußte über diese komische Schilderung laut auflachen.

Immermann fuhr fort: Unsern Don Quixotischen Zug, der sich aus dem Gasthofe langsam in Grabbe's Quartier bewegte, haben Sie gesehen. So ist denn in unser elegantes, aristokratisches, geradliniges Düsseldorf

jemand eingeschwärzt, der wol in allen diesen drei Beziehungen der guten Stadt als Contrebande gelten kann. Im eigentlichen Sinne findet hier Schmuggelei statt, denn ich habe jedermann ein Geheimniß aus der Ankunft des Dichters gemacht, um das Aufsehen nicht zu steigern, welches, wie ich ahne, ohnehin seine Persönlichkeit bald erregen muß. Sie sind der erste, dem ich diese Eröffnung mache. Zum Dank dafür sollen Sie mir helfen.

Und wie kann ich das? fragte Burgmüller.

Indem Sie sich des Fremdlings annehmen, sprach der Dichter. Sie wissen wie eingeengt meine Zeit ist. Ich glaube aber, Sie beide werden sich ineinander schicken. Die Gründe habe ich Ihnen schon mitgetheilt. Auch liegt mir daran, daß er mit anständigen Leuten zusammenkommt. Unsere Stadt beherbergt allerlei Gesindel, das unter dem Schein von literarischem und künstlerischem Interesse den trostlosesten Klatsch hinter Weintischen und Bierbänken treibt. Solche Burschen könnten sich leicht Grabbe's bemächtigen, der, wie es scheint, leider zu sehr dem Wirthshausleben fröhnt, und auch in seinem irrlichterirenden Charakter keinen festen Halt hat. Wollen Sie mir beistehen?

Von Herzen gern, erwiderte der Musiker, so gut es in meinen Kräften steht.

Wohl, so machen Sie mir die Freude und kommen morgen Nachmittag zu mir, bat Immermann. Grabbe wird sich einfinden. Ueberdies gedenke ich einige Freunde einzuladen, um sie mit unserm Fremdling bekannt zu machen.

Burgmüller sagte zu.

Der Dichter gab ihm die Hand zum Abschied. Sie gingen nach verschiedenen Seiten auseinander.

Burgmüller besuchte am Abend das Theater. Nicht weit von ihm im Parterre saß der neue Ankömmling, den er mit scharfer Aufmerksamkeit betrachtete. Nichts stimmte in diesem Körper zusammen. Fein und zart — Hände und Füße von solcher Kleinheit, daß sie fast unentwickelt schienen — regte er sich in rohen, eckigen Bewegungen. Die Arme wußten nicht, was die Hände thaten. Oberkörper und Füße standen nicht selten im Widerstreite. Diese Contraste erreichten in seinem Gesichte ihren Gipfel. Die Stirn hoch, oval gewölbt, wie man sie nur in Shakspeare's freilich ganz unhistorischem Bildnisse von ähnlicher Pracht sieht, darunter große, geisterhaft weite Augenhöhlen, und Augen von tiefer, seelenvoller Bläue, die zierlich gebildete Nase, das alles war, das dünne fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels bedeckte, abgerechnet, schön. Doch von da hinunter erschien alles häßlich, verworren, ungereimt, der Mund schlaff, verdrossen über dem Kinn hängend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze untere Theil des Gesichts kroch überhaupt so scheu zurück, wie der obere sich frei und stolz hervorbaute. Auch die Kleidung war wunderlich genug. Die Hosen mit rothen Streifen, die weiße Weste mit aufstehendem Kragen, die steife Halsbinde gehörten dem frühern Soldaten, während der abgeschabte Rock an das Civil erinnerte. Alle Kleidungsstücke schlafften ihm um die magern Glieder. So war es kein Wunder, daß er die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zog. Besonders aber wurde die Neugierde

der Näherſitzenden erregt, zumal da der Fremde ſich um niemand kümmernd in tiefer Verſunkenheit der Darſtellung folgte, und ſeinen Beifall oder Tadel oft durch Zucken mit den Armen, durch Blitze in allen Zügen und durch abgeſtoßene unartikulirte Laute zu erkennen gab.

So fragte man denn hier und dort, wer der Fremde ſein könne. Burgmüller löſte den Fragenden das Räthſel.

Es war Grabbe.

Grabbe! Wer war Grabbe für die meiſten, die ſich erkundigten? Das deutſche Publikum kümmert ſich meiſtens nur um Schriftſteller und Künſtler, welche das Glück haben, eine beſondere Zeitrichtung zu treffen. Denn auch die Schöpfungen des Geiſtes ſind der Mode unterworfen. Was wußte man aber von einem Dichter, der in ſeltſam genialer, freilich auch fremdartiger Weiſe, in die größten Ereigniſſe der Weltgeſchichte griff und ſie zu formen trachtete? Nur hin und wieder betrachtete ſich ein Eingeweihter in die Myſterien der Poeſie mit Theilnahme und Achtung die eigenthümliche Geſtalt.

Fünftes Kapitel.

Karl Immermann wohnte in den Tagen, deren Ereignisse wir erzählen, in Derendorf, welches sich, gleich nordwärts von Düsseldorf gelegen, an den Hofgarten anschließt und zu beiden Seiten der Landstraße erstreckt, die nach der Ruhr führt. Man nannte seine Wohnung, die sich links vom Wege in einem größern Garten erhob, der in seinem Beginn eine kleine englische Anlage aufwies, nach ihrem Besitzer gewöhnlich „Kollenbach's Gut". Das Haus nahm sich hinter den Gebüschen, welche es zur Hälfte bedeckten und zur Hälfte sehen ließen, freundlich genug aus. An einer ziemlich breiten, räumlichen Ausdehnung fehlte es nicht, aber die Stuben waren eher klein als groß und zeigten alle ziemlich niedere Decken. In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Düsseldorf hatte der Dichter in einem einsamen Hause hinter dem Napoleonsberge gewohnt. Später zog er hinaus nach Derendorf, wo er auch die längste Zeit siedelte. Seine meisten und besten Dichtungen haben auf Kollenbach's Gut das Licht der Welt erblickt.

Der Dichter war im Jahre 1827 als Landgerichts-

rath nach Düsseldorf gekommen. Geboren am 24. April 1796 in Magdeburg, hatte er seine Schulbildung in seiner Vaterstadt und seine akademische Bildung in Halle erworben. Mitten aus seinen Studien wurde er durch die großen Ereignisse der Freiheitskriege in den Sturm und Drang der Zeit hineingerissen. Er machte den Feldzug nach den Niederlanden mit, der gegen Napoleon gerichtet war, als der gewaltige Corse zum Kampfe der Hundert Tage von der Insel Elba nach Frankreich zurückkehrte. Nach dem herrlichen Siege bei Waterloo zog der junge Student mit den Verbündeten nach Paris; dann kehrte er in das Vaterland zurück und bereitete sich für die juristische Laufbahn vor. Als er seine unterbrochenen Studien in Halle vollendet hatte, ging er nach seiner Heimat, wo er die Praxis erlernte. Dann wurde er Auditeur in Münster, wo er einige Jahre blieb, um dann, nachdem er wieder einige Zeit in Magdeburg als Richter gelebt hatte, die Stelle in Düsseldorf anzutreten.

Die straffe, norddeutsche Natur Immermann's trat um so schärfer hervor, als er sich unter Menschen befand, welche sich in ihrer frischen Beweglichkeit mehr den Bewohnern Süddeutschlands nähern. Als ein Sprosse des Sachsenstammes mußte er unter den Rheinfranken auffallen. Uebrigens war sein Blut, wie er selber oft zu erzählen pflegte, sogar mit nordischem gemischt. Als seinen Urältervater nannte er nach einer glaubwürdigen Tradition, die der Vater des Dichters in seinem Hausbuche aufgezeichnet hatte, einen Peter Immermann, der als Sergeant mit der Armee des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf über die Ostsee gekommen und der erste

des Namens in Deutschland war. Derselbe hatte bei Lützen mitgefochten für deutsche Gewissensfreiheit, wie gleichfalls im Hausbuche stand, und sich dann in Deutschland zu bleiben entschlossen. Darauf hatte er eine durch den dreißigjährigen Krieg wüst gewordene Bauerstelle im Dorfe Elgersleben unweit Magdeburg in Besitz genommen, eine Bäuerin Namens Ilse geheirathet, und war so der Stammvater der Familie geworden, welche sich durch Landleute, Handwerker, Schullehrer und Prediger verbreitete, bis sie in Immermann's Vater zu einem, nach dem Maßstabe früherer bescheidener Zeiten, hochgeschätzten Ansehen gelangte. Derselbe wurde nämlich königlicher Rath und stand bei der magdeburgischen Kriegs- und Domänenkammer. Blickte man im Immermann'schen Hause nun nicht mit geringem Stolz auf einen solchen Vorfahren, so wurde dieses Gefühl noch dadurch erhöht, daß derselbe ein Dienstmann jenes Königs gewesen war, den man in diesem Kreise als den Vorfechter eines Glaubens verehrte, welchem alle Mitglieder mit inniger Ergebenheit anhingen, denn die Immermann's gehörten zu den echten, harten Protestanten. Wenn nun aber der Protestantismus ein Hauptlebenselement der Familie genannt werden mußte, so war es nicht minder das gute alte Preußenthum. Der Vater des Dichters, der 1758 geboren war, hatte als Auditeur in der Armee des alten Fritz, wie man Friedrich den Großen im älterlichen Hause zu nennen pflegte, gedient. Wie mächtig die Verehrung dieses Mannes für den großen Helden war, ging aus einer Mittheilung des Dichters hervor, nach welcher sein Va-

ter geäußert hatte, wenn Friedrich die Fronte heraufgekommen, so sei es in lautloser Stille einem jeden gewesen, als komme der liebe Gott, weshalb der Sohn als Knabe denn auch keinen Unterschied zwischen dem großen Könige und dem lieben Gott zu machen wußte. Der alte Herr nannte Friedrich auch noch lange nach dessen Tode schlechtweg den „König", während er den König Friedrich Wilhelm II. als den „Dicken" oder „Höchstseligen", und Friedrich Wilhelm III. als den „Jetzigen" bezeichnete. Dabei wehte am heimischen Herde der Athem der Fridericianischen Aufklärung, während der Offenbarungsglaube weniger Geltung hatte. Dies traf denn wieder mit der deutschen Gewissensfreiheit, für die der Ahnherr unter Gustav Adolf gefochten hatte, zusammen. Eine andere bezeichnende Eigenschaft von Immermann's Vater war jener unverbrüchliche Rechtssinn, welcher das preußische Beamtenthum so achtungswerth macht. Er war der strengste Freund von Regel und Ordnung gewesen. Ernst, scharf, bestimmt in allen wichtigen Dingen, fand man ihn selten zum Scherz aufgelegt. In diesem Sinne hatte er auch die Erziehung seiner Kinder geleitet.

Alle diese Einflüsse waren bei unserm Dichter nicht verloren gegangen. Man erkannte in ihm sofort den Norddeutschen, den Preußen, den Protestanten, den Beamten. Hatten auch humane, ästhetische, geschichtliche und philosophische Studien die Ecken und Kanten, die in einer frühern Generation ohne Zweifel viel schärfer und schartiger ans Licht traten, abgeschliffen, so war die harte, herbe Art doch noch zu erkennen. Wer in Im-

mermann's Stube trat, der sah den Geist gediegener Ordnung, die sich aber nicht in engherziger Kleinlichkeit, sondern im Ganzen und Großen bekundete. Und wie man es im Aeußern sah, so war es auch in seinem Innern bestellt. Seine Kenntnisse zeichneten sich durch sichere Festigkeit aus. Sein Wort ging ebenso auf ein bestimmtes Ziel hin wie seine That. Man hatte nie über eine Zweideutigkeit zu klagen. Alles ungewisse Wesen war ihm verhaßt. Wie er es aber bei sich selbst nicht duldete, so konnte er es bei andern nicht ertragen. Er trat der Unsicherheit sogar schroff, hart und grob entgegen, und entfremdete sich auf diese Weise viele Menschen. Neigte er ohnehin zur Einsamkeit, in der er alles für sich verarbeitete, so stellte er sich durch diese Eigenschaften noch einsamer hin, zumal in einem Lande, wo alles auf Gemeinsamkeit, Geselligkeit und Genuß drängt.

An dem Nachmittage, wo er Burgmüller zu sich gebeten hatte, fühlte er sich besonders froh angeregt, denn er sah mitunter gern die wenigen Freunde, die ihm mit Geist und Herz zugethan waren. Ueberdies hatte er das frohe, befriedigende Gefühl, an dem unglücklichen Grabbe eine gute That vollbracht zu haben. Freilich ließ sich der Ausgang bei der launenhaften Natur des Ankömmlings nicht absehen. Aber es war ein edles Werk geschehen. Es mußte deshalb dem Dichter doppelt wohl thun, daß er aus seiner zähen Abgeschlossenheit herausgetreten war und also gleichsam einen Sieg über sich selbst erfochten hatte. So begrüßte er denn die eintretenden Freunde mit der herzlichsten Zuvorkom-

menheit. Auf seiner hohen, breiten Stirn, die von seltener Schönheit war, lag eine offenbare Heiterkeit, seine scharfen grauen Augen blitzten freundlich unter der Brille her, sein scharfgeschnittener ernster Mund quoll von lebendigen Worten, welche die prächtige, volltönende Stimme heute besonders klingend emportrug.

Der kleine Kreis war endlich versammelt. Burgmüller hatte sich frühzeitig eingefunden. Nur Grabbe fehlte noch. Alle waren neugierig auf ihn. Immermann machte die Anwesenden noch neugieriger. Da fast keiner sich ein rechtes Gesammtbild von seiner literarischen Thätigkeit verschafft hatte, so bemühte sich der Wirth, die Erscheinung, welche eben eintreten sollte, in ein klares Licht zu setzen.

Grabbe, sprach er, ist der seltsamste, bizarrste, launenhafteste, kühnste Dichter, den die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Sein Geist ist riesenhaft, aber es fehlt ihm das Maß. Er erscheint wie ein Gigant, der den Himmel stürmen will, aber er geht darüber zu Grunde. Er hat die Kraft, aber ihm fehlt die Einsicht. Alles wird bei ihm Ueberfülle. Will er einen Funken zünden, so entsteht verheerender Brand. Soll ein leiser Regen träufeln, so wird es ein überschwemmendes Sturmwetter. Denkt er ein Säuseln zu erregen, so tritt ein Orkan ein. Und dennoch ist er überall interessant, wenn er auch aufregt, wo wir angeregt sein wollen. Sagen und Mären, wie sie sich traditionell durch den literarischen Cirkel Deutschlands zu ziehen pflegen, waren schon früher von einem gewissen Grabbe erklungen, der den Zusammenkünften Uechtritz', Heine's, Köchy's und anderer,

die um 1821—22 in Berlin ihr poetisches Wesen trieben, beigewohnt. Mir ist der Zug aus jener mythischen Zeit noch erinnerlich, daß nach seinem ersten Auftreten in dem berliner Dichterkreise ernsthafter Streit gewaltet haben soll über die Frage: ob dieser Mensch verrückt oder ein Genie sei. Als Held erschien er erst nachher. Wie ein Dämon tauchte der Autor plötzlich aus der Erde. Niemand hatte ihn angekündigt, niemand ihn empfohlen. Von keiner literarischen Coterie war für ihn gewirkt worden. So war er plötzlich da; er hatte niemand um die Erlaubniß gefragt, ob er kommen dürfe, und alle Welt verwunderte sich. Er gab im Jahre 1827 zwei Bände dramatischer Dichtungen heraus, welchen er, wie er versicherte, durch Geschäftsleben und wissenschaftliche Studien längst fremd geworden sei. Der poetische Ruhm, sagte er in der Vorrede, ziehe ihn nicht an; der Verleger setzte hinzu, er habe mit Bewilligung des Verfassers die anstößigsten Stellen theils leiser ausgedrückt, theils gestrichen. Ein Brief Tieck's über das Hauptwerk der Sammlung, für die öffentliche Bekanntmachung gewiß nicht geschrieben, war dem Buche, antikritisch vom Dichter glossirt, vorgedruckt.

Ist nicht „Gothland" seine erste Arbeit? fragte einer der Anwesenden.

Richtig, erwiderte Immermann. „Herzog Theodor von Gothland" heißt das erste Stück der Sammlung. Es ist ein Trauerspiel. Wenn ich aber den Inhalt näher bezeichnen soll, so kann ich nur sagen: es ist ein Trauerspiel der menschlichen Natur überhaupt. Wir sehen in demselben einen tugendhaften, großgesinnten Helden und

Feldherrn infolge eines Betrugs, der mit ihm gespielt wird, zum Feinde des Vaterlandes, Verräther, Kronenräuber, Gottesleugner und Völkervertilger werden. Die Fabel, wenn man eine Reihe unmotivirter Ereignisse so nennen will, rollt unter Blut, Mord und Greueln sich ab. Es ist ein fürchterliches Nachtstück, in dem alles rauh, felsigt, kaum geformt erscheint. An den Weltschmerz unserer schwächlichen Zerrissenen erinnert nichts. Das grauenvolle Thema ist mit ungeheuerer Energie behandelt. Dennoch ermüdet es, wie auch zu lange fortgesetzte Schmerzen das Gefühl abstumpfen. Als Grabbe's Erstlingswerk, worin noch alles kocht und gährt, wird der „Gothland" immer eine merkwürdige Urkunde unserer Poesie bleiben. Auch ist einiges darin von ungemeiner pathetischer Schönheit. Im ganzen aber hat sich noch nie das Chaos, welches in jedem jungen deutschen Dichtergeiste über Geburten brütet, hervorgemacht wie in dieser Erscheinung. Was sind selbst alle Excesse in Schiller's „Räuber" gegen den „Gothland"!

Was halten Sie von „Marius und Sulla", unterbrach ein anderer die eintretende Pause.

Dieses Fragment bildet einen großen Gegensatz zu dem ersten Werke. Der Verfasser hat es auf nichts anderes angelegt als auf die Schilderung der damaligen aufgelösten römischen Welt, um welche die beiden Gewaltherrscher, der eine ein wilder, demagogischer Held, der andere ein hochstehender, tiefblickender Staatsmann, bis zur Vernichtung kämpfen. Alle Verzweigungen dieses Kampfes, das krause Wühlen untergeordneter Leidenschaften und Menschen auf beiden Seiten, die mariani=

sche Soldatenwelt, die List der Volkstribunen, das wirre Getreibe des Pöbels, die hohlen Entzweiungen des Senats, alles dieses ist dem Dichter klar geworden, sein Blick schwebt über Afrika, Griechenland, Italien. Nicht ein einzelnes Factum, dem sich das Uebrige beugen mußte, nicht ein Charakter für sich, zu dessen Füßen sich die Gruppe der andern lagert, hat ihn angeregt, nein, der Geist der Geschichte selbst ist ihm erschienen und hat ihm manches Wort zugeflüstert. Der „Gothland“ ist lyrisch, „Marius und Sulla“ von maßloser, epischer Weite. Im erstern herrscht viel Schwulst und Phrase, im letztern eine gediegene, körnige Sprache. Schade, daß er diese Tragödie nicht vollendete. Sie ließ Gewaltiges hoffen.

Und haben seine andern Leistungen die Erwartungen, die man von ihm hegte, erfüllt? fragte ein dritter.

Er hat Besseres und Schlechteres geliefert, meinte Immermann. „Gothland“ und „Marius“ bezeichnen übrigens für alle fernern Hervorbringungen Grabbe's die beiden Pole. Im ganzen aber hat er sich mehr der Geschichte zugewandt. Der Gothlandischen Richtung angehörig und ihr Nachklang war die Tragödie „Don Juan und Faust“, die 1829 erschien. Der Gedanke, die beiden Extreme des Männlichen nach der sinnlichen und geistigen Seite zu in tragischer Verknüpfung zu produciren, kann fruchtbar erscheinen, jedenfalls aber erforderte es einen Moment der glücklichsten Erfindung und die reichste Durchbildung. Beides hat hier gefehlt; die Handlung ist roh und ungelenk. Es fehlt an Phanta=

stik und poetischem Witz. Indeß auch die beiden Hohenstaufen-Tragödien kann ich nicht besonders loben, obgleich sie uns wieder auf das Feld führen, auf dem der Dichter am glücklichsten ist. Sie heißen „Barbarossa“ und „Heinrich VI.“. Der erstere erschien 1829, der zweite 1830. Grabbe scheint zu realistisch für diese romantischen Gestalten, welche zwischen Sage und Historie schweben. Diese Kaiser und Könige, Fürsten und Herren reden, als hätten sie sich erst aus einem Compendium kennen gelernt. Es ist da nichts Ursprüngliches und Angeschautes. Die historische Reflexion herrscht durchaus vor. Doch sind im „Barbarossa“ schöne und große Einzelheiten. „Heinrich VI.“ ist dagegen ganz verblichen und gemacht. Muß sich mein Urtheil über diese Dramen so zweifelhaft hinstellen, so habe ich an „Napoleon oder die Hundert Tage“ dagegen fast nur zu loben. In diesem Wagstücke hat der Dichter das Beste, was ihm seine historische Begeisterung zuführte, gegeben, er hat darin vielleicht das Höchste, wozu sein Talent überhaupt bestimmt ist, erreicht. Von wundersamer Originalität sind die Schlachten. Dergleichen Bataillenstücke waren vor Grabbe in der deutschen Poesie noch nicht da. Um sie zu dramatisiren, läßt man kämpfende Helden gern die Honneurs des allgemeinen Kampfes machen. Grabbe hat es dagegen verstanden, die Taktik und Strategie selbst zu poetisiren; er belebt die trockensten Märsche, Manöver, Evolutionen, Chargen zu drastischen Momenten. Dabei verfährt er mit einer so genialen Leichtigkeit, daß man ihn einen Blücher der Poesie nennen kann, gedenkt man des Wortes, welches in den Kriegs-

jahren über den alten Helden herumgetragen ward: er habe mit dem Schlesischen Heere manövrirt wie mit einer Husarenschwadron.

Sie haben uns noch nichts über sein Lustspiel gesagt! rief nun einer aus der Gesellschaft.

Ja, ja, sprach Immermann. Es heißt Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Der Teufel spielt dabei eine lustige Rolle. Die Arbeit hat manche gesunde, derbe Späße, besonders über schwächliche Literaturerzeugnisse. Aber es fehlt der Seele des Dichters die freie Lieblichkeit, wodurch das Komische erst durchsichtig wird, und die Grazie des Gemüths, welche es in die Sphäre der Poesie rückt. *)

Seht, dort kommt Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung! rief jetzt einer aus, indem er mit den Fingern durch die Scheiben deutete.

Alle schauten durch das Fenster. An der Gartenpforte stand eine Dienstmagd, welche sich verlegen nach jemand umsah, der ihr Auskunft geben sollte. Etwas weiter wurde ein Mann sichtbar, der, wie es schien, nicht recht wußte, woran er war. Immermann öffnete, um das Mädchen zu bescheiden.

Wohnt hier der Herr Landgerichtsrath Immermann? fragte sie.

Ich bin's, sagte der Dichter.

Da ist der Herr Auditeur Grabbe, sprach sie dann, und bedeckte das erröthende Antlitz vor den lächelnden Mienen der Herren im Zimmer mit der Schürze. Ach,

*) Vgl. Memorabilien, II, wo diese Urtheile vorkommen.

ich schäme mich, daß ich einen so großen Herrn bei Tage über die Straße führen muß.

Grabbe kam nun heran.

Himmelsapperment! rief er, in das Zimmer tretend, mit einer hölzernen, hohlklingenden Stimme, welche die Worte ruckweise förderte und deshalb fast abstoßend wirkte. In der Geschichte und Literatur kenne ich nicht allein die großen Landstraßen, sondern auch die kleinen Schleichwege, aber es ist mir unmöglich, mich in Stadt und Land zurecht zu finden. Der Ortssinn ist mir von unserm Herrgott in schrecklich vernachlässigter Art gegeben worden.

Immermann stellte ihm die Anwesenden vor.

Als dieser Act vorüber war, sagte Grabbe dem kleinen Kreise, daß sein Personengedächtniß ebenso schlecht wie sein Ortsgedächtniß sei. Auch hätte sein Gesicht nicht die gehörige Schärfe. Man möchte ihn also entschuldigen, wenn er die Herren bei spätern Zusammenkünften nicht sofort wiedererkenne.

Da es Immermann zunächst darum zu thun war, den Ankömmling seinen Freunden als Dichter vorzuführen, so brachte er denselben auf sein neuestes Werk.

Grabbe sprach mit einer Begeisterung über seinen „Hannibal", daß man ihm anmerkte, wie er mit allem Sinnen und Denken in die Dichtung versunken war. Seine Aussprüche zeigten einen aphoristischen, epigrammatischen Charakter. Dabei hatten sie etwas grotesk und kolossal Bildliches. Wenn er in seinen Dichtungen die Donnerschläge rumorende Ohrwürmer, die Himmelsbogen gekrümmte Würmer, die Zeit eine Krankheit und

den Menschen eine Grille des Schicksals nennt, so gingen auch hier seine Vergleichungen häufig in das Incommensurable.

Alles, was ich bisjetzt geschrieben, meinte er, ist nichts gegen den „Hannibal". Er ist dreimal besser als der „Napoleon". Karthagos Asche weht vielleicht noch heute ins weite Meer, ich bin wenigstens mit Gewalt daran. Erz leuchtet dem Hannibal aus den Augen. Bei Zama muß er vor dem Stahlschild der Karthager gar etwas blinzeln. Und der junge Scipio soll ein Kerl werden, menschlich, römisch, groß, kindlich und doch ein Guß. Der alte Cato ist sicher so gewesen, wie ich ihn schon jetzt geschildert. Der Consul und ex post Dictator Fabius Maximus mit dem Beinamen Cunctator erhält auch sein Theil. Besonders freue ich mich auf die bekannte Ochsengeschichte im Thal Casilinum. Karthagos Mädchen waren berühmt wegen ihrer Schönheit, sie waren die ersten, welche die ungeheuere Stadt anzündeten. Ich denke, sie sind würdig repräsentirt.*)

Da Grabbe diese Aussprüche nicht im Zusammenhange that, so fehlte es nicht an Zwischenbemerkungen, und es entstand eine lebhafte Unterhaltung, worin der Dichter seine tiefen Studien und großen Blicke in die Geschichte an den Tag legte.

Als man ihn fragte, ob er noch fernere Plane habe, äußerte er: Ein Lustspiel „Aschenbrödel" habe ich un=

---

*) Stellen aus Grabbe's Briefen an Immermann. Memorabilien, II, 61 fg.

gefähr fertig mitgebracht. Bin ich mit diesen Arbeiten im Reinen, so gehe ich an die Hermannsschlacht. Es muß ein Gedicht von Eichen und Eisen werden. Meine waldgrüne Heimat im Sachsenland und das geharnischte Volk der Welteroberer von Rom, die im Teutoburgerwald den ersten Stoß zu ihrem Verderben erhalten; solche Gegensätze, das wird eine Lust. Darauf kommt der Eulenspiegel, ein tolles, lustiges Thier. Und dann im edelsten Versmaß Alexander der Große und dann, leb' ich noch so lange, in sicher erhabener Art: Christus.*)

Gegen Abend trennte sich der Kreis. Burgmüller übernahm es, Grabbe heimwärts zu führen. Immermann ging nach dem Theater, wohin ihn verschiedene Geschäfte führten. Die meisten seiner Freunde begleiteten ihn. Bei allen erwies sich der Eindruck, welchen der Ankömmling hervorgebracht hatte, als höchst mächtig und siegreich. Niemand konnte sich der Gewalt dieser ureigenen Natur, die mit den gewöhnlichen, zierlich gefalteten Literatoren der Zeit nicht in Reihe und Glied zu stellen war, entziehen. Dennoch mußte sich jeder gestehen, daß er keine Liebe, keine Sehnsucht aufgeweckt hatte. Es war eigentlich bei allen das Gefühl der Verwunderung rege. Da man zugleich von seinen traurigen Lebensverhältnissen gehört hatte, so kam auch das Mitleid hinzu. Jedenfalls war er die letzte Stunde entlang der Mittelpunkt des Interesses gewesen. Ja, man beschäftigte sich noch lebhaft mit ihm, nachdem er

---

*) Vgl. Karl Ziegler, „Grabbe" (Hamburg 1855), S. 157.

längst gegangen war, ohne daß jemand in gemüthlicher Weise nach ihm verlangte.

Burgmüller aber führte Grabbe an demselben Abend in die Schenke Zum Drachenfels, wo der Kreis, den wir bereits kennen gelernt haben, den Gast mit der äußersten Spannung empfing.

Sechstes Kapitel.

Norbert Burgmüller wohnte mit seiner Mutter im zweiten Stock eines Hauses der stillen und geräuschlosen Bastionsstraße. Die vier Zimmer, welche sie innehatten, waren höchst einfach und bescheiden. Zwei kleinere Räume, die nach der Straße hinaus lagen, dienten ihm und seiner Mutter zu Schlafkammern, während ein größerer Raum nach der hintern Seite als Wohnstube eingerichtet war, an welche sich noch ein kleines Schrank- und Vorrathszimmer schloß. Die Wohnstnbe machte einen freundlichen Eindruck. Ihre Fenster, welche nach Mittag sahen, boten eine allerliebste Aussicht in die Anlagen, die sich südwärts um die Stadt schlingen. Dort dehnten sich vor dem Blick grüne Baumgruppen, Alleen, Wiesen und Gebüsche, in denen zur schönen Frühlingszeit zahllose Nachtigallen sangen, und Teiche, auf welchen weiße Schwäne ihre stillen Kreise zogen. Im übrigen war die Einrichtung äußerst schlicht. An den Wänden merkte man indessen, daß hier kein gewöhnlicher Mensch hause, denn dort hingen die Bildnisse großer Componisten und Dichter. Einige werthvolle Gemälde, welche

befreundete Künstler dem jungen Musiker als Andenken verehrt hatten, deuteten zugleich darauf hin, daß er bei sonst fast ärmlichen Verhältnissen doch kostbare Geistesfreundschaften besaß. In der Ecke stand ein alter fünfoctaviger Flügel und neben demselben ein Gestell, welches Bücher, Musikalien und Manuscripte enthielt. Seltsamerweise herrschte in dieser kleinen einfachen Künstlerwirthschaft eine ungewöhnliche Ordnung und Regel.

So schmucklos und schlicht auch diese Räume waren, so bewährten sie doch eine große Anziehungskraft für die Freunde ihres Bewohners; denn nicht selten fanden hier kleine Versammlungen statt, bei denen es sich um nichts anderes handelte als um die heilige Tonkunst. Burgmüller war nämlich seinen Genossen, welche sich wahrhaft für Musik interessirten, ein eifriger und liebenswürdiger Leiter in die Geheimnisse seiner Kunst und machte sie gern mit den Meistern der Vergangenheit und Gegenwart bekannt. Freilich erschien der alte Flügel, dessen sich sein Vater noch bedient hatte, als ein höchst ärmliches und elendes Instrument, dennoch vermittelte er einer leicht befriedigten Jüngerschar die Meisterwerke der alten Italiener, sowie Bach's, Händel's, Gluck's, Beethoven's und Mozart's. Da Burgmüller zugleich äußerst gefühlvoll und tief spielte, so half der Geist die mangelnden Mittel verdecken. Aber auch in seine eigenen Werke wurden hier die jungen Freunde eingeweiht. Hier sang er ihnen mit leiser, aber seltsam harmonischer und eindringlicher Stimme seine schönen, innigen Lieder, hier machte er sie mit dem Klavierconcert bekannt, welches er schon in Kassel componirt hatte, und das von

Spohr und Hauptmann das höchste Lob erwarb; hier spielte er ihnen seine erste Symphonie vor, die er gleichfalls fast vollendet in die Heimat mitbrachte, und hatte die Freude, daß seine innige Art, die eine entschiedene, in sich beruhende künstlerische Individualität offenbarte, den Genossen des kleinen Kreises mehr und mehr einging.

An einem trüben, düstern Decembernachmittage zwischen Weihnachten und Neujahr, wo der Himmel sich mit einer starren, festen Decke von dicken, undurchdringlichen Nebelwolken umgeben hatte, die schwer bis auf die Erde lasteten, saß Burgmüller in seinem Zimmer und blätterte in einer Mappe mit alten Manuscripten. Auf seinem Gesichte lag eine tiefe Melancholie, welche durch die trübe Stimmung des Tags hervorgerufen und genährt sein mochte. Dann ruhte sein Auge lange auf einem vergilbten Notenblatte, das ein Lied enthielt und die Ueberschrift „Ophelia!" trug. Eine Thräne trat in sein Auge. Seine Hände zitterten und zuckten. Aber er faßte sich und legte das Blatt auf den Flügel. Dann griff er in die Tasten und sang nach einem Vorspiel, in dessen Tönen der tiefste Schmerz klagte und weinte:

Liebe, die sonst stets mit Myrten krönet,
Hüllt in düstre Schwermuth meinen Sinn;
Armes Herz, das sich nach Ruhe sehnet,
Hoffe nicht, sie ist für dich dahin.

Als er geendet hatte, liefen ihm helle Thränen über die Wangen, die er aber eilig abwischte, denn es klopfte plötzlich an die Thür.

Zwei Gestalten traten ein. Es waren Grabbe und Will.

Hier bringe ich den Freund! rief der junge Mann. Ohne die Magd hätte er den Weg nicht gefunden. Die Magd muß aber für die Festtage putzen, deshalb habe ich ihn hierher geleitet.

Wer kann auch in diesem Wetter, wo ein Stück des alten Chaos in Zipfeln über der Erde hängt, die Wege und Stege finden! brummte der Dichter.

Burgmüller begrüßte die Freunde.

Wie siehst du aus? rief Will, und was hast du für ein Lied gesungen? Wer ist der Componist?

Ich bin es, sprach Burgmüller, der seine Bewegung noch nicht bemeistern konnte.

Seltsam! erwiderte der andere. Und ich kenne es nicht, während ich mir einbildete, alle deine Werke gehört zu haben. Dahinter steckt etwas Besonderes.

Wahrscheinlich eine traurige Geschichte! warf Grabbe dazwischen. Eine Novelle aus dem Herzen. Ja, die verfluchten Weiber machen einem etwas zu schaffen. Ihr Lied hat uns verrathen, daß Sie auch davon zu erzählen wissen.

Du solltest uns die Geschichte des Liedes mittheilen, bat Will, der selber noch nicht viel erfahren hatte und deshalb den Glauben hegte, daß jede Zunge sich leicht löse.

Nicht gleich mit Sturm in die Segel geblasen, junger Mensch! mahnte der Dichter. Bei mir kocht der Topf zwar immer gleich über. Ich schnattere von meinen eigenen mislichen Angelegenheiten ins Maßlose. Aber

unser Musikus hat in seinem Wesen etwas von den Wüsten Afrikas. Er schweigt in sieben Sprachen. Ein andermal müssen Sie mir aber doch Ihre Geschichte erzählen, lieber Burgmüller, wobei Sie immer die Ereignisse, die sich an das Lied knüpfen, verschweigen können. Soviel ich weiß, steht Ihre Biographie noch nicht im „Conversations-Lexikon". Man muß aber doch wissen, mit was für Leuten man umgeht.

Ich will jetzt gleich anfangen, sprach Burgmüller mit einem plötzlichen Entschlusse. Bin ich auch schweigsam, so bin ich doch nicht verschlossen. Was hätte ich auch für Geheimnisse? Armes Herz, hoffe nicht, sie ist für dich dahin!

Dann erzähle aber auch alles, sprach Will, du hast es mir längst versprochen.

Ein Licht wurde angezündet, denn es war bereits dunkel geworden; das Triumvirat nahm Platz auf dem Sofa und den Stühlen.

Mein Vater, begann Burgmüller, war in Magdeburg geboren. Er widmete sich der Musik und kam nach mannichfachen Schicksalen als Director eines Theaterorchesters an den Rhein. Sowol die große Tüchtigkeit in seinem Fache, als die heitere, freie Art und Weise, mit der er sich im Leben zu nehmen wußte, machten ihn allerwärts beliebt nnd verschafften ihm in Düsseldorf die Stelle eines städtischen Musikdirectors. Natürlich war das Amt nicht reich genug dotirt, um davon zu leben. So mußte er sich denn auch bequemen, Musikunterricht zu geben. Er kam als Lehrer in das Haus des Freiherrn von Sandt, wo er den Töchtern

Klavierstunde ertheilte. Zu der jüngsten faßte der lebendige, feurige Mann eine leidenschaftliche Neigung, die von dem adelichen Fräulein erwidert wurde. Das Paar war bald einig, einen Bund für das Leben zu knüpfen. Wie aber durfte die Geliebte, die einer der ältesten Familien des Landes angehörte, auf die Einwilligung der Aeltern hoffen, welche nicht allein vom reinsten Adel, sondern auch der katholischen Kirche mit strenger Anhänglichkeit zugethan waren, während der Geliebte dem Bürgerstande entstammte und sich zum Protestantismus bekannte? Als man im Hause des Mädchens von dieser schrecklichen Herzensangelegenheit hörte, herrschte dort die größte Empörung. Dem Musiker wurde die Thür gewiesen, die Tochter schickte man in ein Kloster, um in stiller Einsamkeit ihre Wunden zu heilen. Aber diese gezwungene Trennung hob das geheime Einverständniß nicht auf. Der Musiklehrer entführte das Fräulein von Sandt. So wurde das Jawort der Aeltern erzwungen und die Hochzeit gefeiert. In diesem Paare aber verehre ich Vater und Mutter.

So weit ging alles gut. Erscheint aber die Geschichte der Liebe in einem heitern Lichte, so ist dies von der Geschichte der Ehe nicht in gleichem Maße zu sagen. Trotz aller gegenseitigen Neigung und Achtung des Paares war keine rechte Ordnung in das Hauswesen zu bringen. Gute Künstler sind selten gute Wirthe. Mein Vater lebte am liebsten frei, froh, uneingeengt. Es fiel ihm nie und nimmer ein, seine Einnahmen mit seinen Ausgaben durch eine gesunde Rechnung in Einklang zu bringen. Meine Mutter war gleichfalls nicht für die

Führung einer Wirthschaft erzogen, denn sie stammte aus einem zu vornehmen Hause, um sich mit so tagtäglichen Dingen zu befassen. Bald fehlte es auch nicht an Nachkommenschaft. Es stellten sich allmählich drei Söhne ein, die heranwachsend noch mehr Unruhe, Last und Regellosigkeit ins Haus und an den Herd brachten. Daß unsere Erziehung nicht die größte Sorge der Aeltern war, brauche ich wol kaum zu sagen. Sowol in Betreff der Pflege des Leibes wie des Geistes ging es mit wahrhaft genialer Leichtigkeit zu. Wir aßen und tranken, was da war. Gewöhnlich diente uns allen derselbe Topf und dieselbe Flasche. Teller und Gläser wurden für Ueberfluß gehalten. Im übrigen thaten wir, was wir wollten. Da mein Vater im Anfange seiner Ehe die Direction der Oper beibehalten hatte, und da die Theatergesellschaft im Sommer in Aachen und im Winter in Düsseldorf spielte, so befanden wir uns abwechselnd in diesen beiden Städten. Mitunter aber wurden wir für ganze halbe Jahre hier im Ort der Obhut fremder Leute übergeben. An eine tüchtige Schulbildung war natürlich nicht zu denken, zumal da auch die Mittel nicht selten fehlten. Nur in der Musik erhielten wir ernstlichen Unterricht. Mein ältester Bruder Franz ist gewiß theilweise an dem Fehler dieser Erziehung zu Grunde gegangen, obgleich es ihm bei einem wirklich guten Gemüthe nicht an Talent mangelte. Nach verfehlten Gymnasialstudien ging er zur Artillerie über. Da er aber nicht gewohnt war, gründlich zu erfassen, so nahm er seinen Abschied und wanderte nach Griechenland, wo er Kriegsdienste nahm und vor kurzem gestor-

ben ist. Die Musik allein hat meinen Bruder Friedrich gerettet. Er lebt als Musiker in Paris, wo er als tüchtiger Pianist Stunden gibt, moderne, beliebte Musik arrangirt, auch hin und wieder mit eigenen Compositionen auftritt und ein sorgloses Leben führt. Ich endlich bin der jüngste Sohn.

Trotzdem, daß mein Vater unsere Jugend nicht in wünschenswerther Weise behütete und beschützte, denke ich nur mit der größten Liebe an ihn. Vor allen Dingen ist er mein Vater, dann aber auch muß ich ihn als einen wirklich guten Menschen rühmen. Ein trefflicheres Herz ließ sich nicht finden. Er war ein Musikant, klug, toll, lustig aus der frühern debauchirenden Schule. Ueber die Erziehung, die ihm die damalige Zeit und seine vielseitigen Schicksale gegeben, konnte er nicht hinaus. Man hat mir gesagt, daß er sogar für Wilhelm Heinse das Vorbild des Lockmann in der „Hildegard von Hohenlohe" gewesen sei. In seiner Jugend soll er sich durch seine Schönheit ausgezeichnet haben. Später ist er aber eine komische Figur geworden. Selbst ich, sein Sohn, kann mich nur mit Lächeln seines Aussehens erinnern. In allen Rheinstädten, wo ich von ihm reden hörte, ist er noch im ergötzlichsten Andenken. Sein Bild hängt im Kupferstich dort an der Wand.

Die Freunde sahen nach der bezeichneten Stelle.

Bei Gott, rief Grabbe, die Backen gleichen zwei Pfannenkuchen, an denen die Butter nicht gespart ist, frisch aus dem Tiegel, die Augen sind ihm vor Fett bis auf die schmale Spalte zugewachsen.

Wie man mir sagte, fügte Will hinzu, hat er auch Waden besessen über das Maß der Sterblichkeit hinaus.

Die echte Musik, fuhr Norbert fort, und die echten Musiker liebte er über alles, aber fast nicht minder liebte er die guten Gaben Gottes, die für den Reiz des Gaumens wachsen. Er konnte in gleicher Weise darüber weinen, daß der Himmel musikalische Genies und Champagner und Austern gedeihen läßt. Man hat mir in beiden Beziehungen lustige Anekdoten über meinen Vater erzählt. Freilich sind sie zumeist übersinnlich grotesk. Aber was soll ich sie verschweigen, denn sie sind wahr und kennzeichnen den Mann! Ich will ja auch nicht schön malen, sondern scharf zeichnen. Von Zelter's Besuch weiß ich noch aus meiner eigenen Erinnerung zu berichten. Der Freund Goethe's trat herein, als wir gerade am Mittagstische saßen und katholische Freitagskost, nämlich Stockfisch und Erdäpfel verzehrten, und sagte in seiner lakonischen Weise: Ich bin der alte Zelter. Mein Vater war äußerst freudig überrascht. Mit Thränen in den Augen sprang er auf und begann Zelter's Lied „So sehen wir uns wieder" zu singen und dann ihn herzlich zu umarmen. Der verehrte, willkommene Gast mußte sich mit an den Tisch setzen, der freilich keine bessere Kost, wohl aber den besten Wein, der im Keller lag, erhielt. Und so waren sie bald Ein Herz und Ein Sinn. Die musikalische Begeisterung meines Vaters konnte übrigens ebenso schnell in musikalische Wuth übergehen. So begab er sich eines Abends aus der Schenke nach Hause. Zwei Offiziere, die eine Weile nach ihm die Stube verließen, fanden ihn noch auf der

Straße, wie er mit dem Fuße eifrig auf der Erde umherscharrte. Sie fragten, was er suche. Er antwortete: Einen Stein. Zu gleicher Zeit hörten sie im zweiten Stocke des nächsten Hauses die Töne eines sehr verstimmten Klaviers und einen jämmerlichen mehrstimmigen Gesang. Einer der jungen Leute fand einen gewaltigen Pflasterstein und gab ihn dem dicken Manne, der ihn sofort mit der größten Sicherheit in das hellerleuchtete Fenster des Zimmers warf, aus dem die Töne erklangen. Die Scheiben klirrten zerbrochen in die Straße, und oben ließ sich eine Menge von Judenstimmen in den ängstlichsten Klagetönen vernehmen. Mein Vater aber rief ihnen mit phlegmatischer Geistesruhe zu, sie möchten ihr Klavier stimmen lassen, und schlenderte nach Hause.

Norbert's Zuhörer lachten herzlich über diesen Geniestreich seines Vaters.

Dann erzählte er weiter: Nun aber zu den Anekdoten, die sich auf Speise und Trank beziehen. Seine Zunge war ebenso fein organisirt wie sein Ohr. Man konnte ihm neben einem musikalischen Genusse keine größere Freude machen als eine gastronomische Sitzung. Seine Verehrer und Bekannten wußten um diese Schwäche und luden ihn nicht allein zu Gastereien, sie sandten ihm auch wol allerlei Leckerbissen ins Haus, die dann gleich in Angriff genommen wurden. So erinnere ich mich noch selbst, daß eines Morgens nach einem gelungenen Concert ein Korb mit Austern und Champagner eintraf, den ein reicher adelicher Herr geschickt hatte. Die ganze Familie lag noch im Bette. Kaum aber

hatte mein Vater die Freudenmär vernommen, als wir alle aus den Federn mußten. Kaffee wurde für diesen Tag nicht gekocht. Erst vergnügten wir uns langsam an den feinen Sachen, ja, wir hatten vor, uns recht lange Tage daran zu vergnügen. Aber der Appetit kommt während des Essens, das Loch im Korbe wurde immer größer. Mein Vater that sein Bestes, um Breschen zu machen. Freunde kamen zufällig hinzu und setzten sich bei, und ehe Mittag läutete, hatte der immer wachsende Kreis in der behaglichsten und gemüthlichsten Stimmung die ganze Sendung vertilgt. Ein andermal war er von einem Freunde zu Schellfisch und Kartoffeln eingeladen. Von seinem Teller verschwanden riesige Massen des beliebten Gerichts. Er rechtfertigte seinen Ruf und hatte sich einmal von Herzen satt gegessen. Da erschienen nachträglich und ganz unerwartet Austern und Rheinwein. Das war nun der Gipfel seiner gastronomischen Wünsche. Aber der Magen trug schon zu schwer an der geladenen Last. Er mußte auf das neue Gericht verzichten. Im Schmerze über diese Entbehrung liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen. Es war kein Wunder, daß man sich unter diesen Umständen lustig über sein Eßvermögen machte. Er dachte nicht daran, es übel zu nehmen, denn er fand die Vorliebe für alle gute Gaben Gottes zu tief in der menschlichen Natur begründet. So hatte ihn einst ein anderer Freund zum Mittagessen gebeten. In den kleinen Räumen, die derselbe bewohnte, waren die Flügelthüren geöffnet, als mein Vater leicht und bequem hereintrat. Nach Tische ging die Bewegung schwerer von statten. Als er sich

verabschieden wollte, konnte er nicht durch die Thür, während der Freund ihm zurief: Ei Männchen, da hast du dich einmal fest gefressen! Der Schrecken des ersten Augenblicks löste sich indessen, als es klar wurde, daß der eine Flügel während des Essens unvermerkt geschlossen worden war. Wie sehr seine Phantasie auf die Producte des Küchenherdes gerichtet war, erwies sich auch einst in einem gräflichen Hause, wo er der jungen Frau Unterricht gab. Wenn er dort zur Stunde erschien, so wurde ihm gewöhnlich ein Imbiß vorgesetzt, der nicht selten in einem kalten Braten oder Schinken bestand, von denen sein riesenhafter Appetit selten etwas übrig ließ. Nun war er eines Tages gerade mit einer Kalbskeule fertig geworden, als die Hausfrau eine Sonate beendigte, und rief: Nun, Gnädige, da capo mit dem Kalbsbraten! Die Gräfin lächelte, stand auf und klingelte. Mein Vater fragte, was sie befehle. Ei, rief sie, Sie wünschen ja den Kalbsbraten da capo, worauf er seinen Irrthum verlegen berichtigte und die Aufklärung gab, er habe die Wiederholung der Sonate gewünscht.

Welch eine originelle Figur! rief Grabbe. Ich hätte den musikalischen Elefanten sehen mögen!

Unser Norbert gleicht ihm wenig, fügte Will hinzu.

Freilich stehe ich, was den Leib angeht, hinter ihm zurück, sprach der Musiker. Aber geistig bin ich sein echter Sohn. Ja, noch mehr, ich bin sein Schüler. Er hatte schon sehr früh große Freude an meiner Begabung. Die Hauptlehrstunden erhielt ich von ihm, sie waren selten, kurz und herb, aber gründlich und von nachhal-

tiger Wirkung. Es schien ihm ziemlich gleichgültig, daß ich die praktischen Schwierigkeiten auf dem Piano und der Geige mit Leichtigkeit überwand und als Knabe bereits Concerte auf diesen Instrumenten vortrug. Aber daß ich als Knabe schon artige Compositionen lieferte, das machte ihm oft das Wasser in die Augen treten. Wenn er mir Unterricht gab, so wechselte sein Wesen oft seltsam. Hatte er bisweilen gezürnt, gepoltert und gescholten, so wurde er ebenso schnell gut und freundlich bis zum Weinen, wenn ich meine Sache doch schließlich gut machte. Ich werde ihn nie vergessen. Als Componist hat er manche schöne Lieder gesetzt, die mit ihrem klaren melodischen Fluß und mit ihrer süßen Harmonie an Mozart erinnern, doch war er am ausgezeichnetsten als Orchester- und Chordirigent. Den schönsten Nachruhm hat er von den rheinischen Musikfesten, zu deren Hauptstiftern er gehörte. Er wurde uns durch einen raschen Tod entrissen. Dieses Ereigniß wirkte schrecklich auf mich. Es war mir damals zu Muthe, als wenn die Welt in öden Trümmern läge.

Hier hielt der junge Mann eine Weile inne. Seine Augen waren feucht. Die beiden Freunde ehrten seinen Schmerz durch tiefes Stillschweigen.

Unsere Familienverhältnisse, die ohnedies schon zerrüttet waren, wurden noch verwickelter, fuhr Norbert nach einer Pause fort. Meine Mutter wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen. Sie ist sehr gut, aber ihr Charakter ist schwach. Gleichwol schickte sie sich in die Noth, und da sie ihr Klavierspiel nicht vergessen hatte, so gab sie Stunden, was um so nothwendiger war, da

ihre Familie nichts für sie that. Alte Freunde standen ihr im übrigen bei. Leider wollte es mit Franz nicht vorwärts, Fritz aber ging in die Fremde. Die Musik hat ihm eine ehrenhafte und einträgliche Stellung verschafft. Für mich sorgte der edle Graf von Nesselrode-Ehreshoven, der als feiner, begeisterter Musikkenner schon meinem Vater ein treuer Freund gewesen war. Er sandte mich nach Kassel zu Spohr in die Lehre. Mit dieser Zeit beginnen meine eigentlichen Lehrjahre. Unter Spohr's und Hauptmann's Leitung trieb ich meine theoretischen Studien mit Fleiß und Ordnung. Ohne mich zu rühmen, darf ich wohl sagen, daß mein Talent für die Composition bald hoch geschätzt wurde. Die Meister liebten mich und gaben sich besondere Mühe mit mir. Auch meine Mitschüler zeigten mir Neigung und Achtung. Spohr übergab mir während der letzten Zeit meines kasseler Aufenthalts im Gesangvereine die Direction am Flügel. Ja, als einst ein Fremder den Meister besuchte, bei dem ich mich gerade befand, und ihn fragte, ob ich das Piano spiele, antwortete er: Nein, er spielt Partitur. Ich habe Spohr sehr lieb. Hier will man nicht viel von seiner Musik wissen. Ich vertheidige ihn aber nach allen Kräften, und oft sitze ich ganze Tage vor seinen Werken, die mir die angenehmsten Rückerinnerungen an alte Zeiten erwecken. Auch mit Hauptmann stand ich vortrefflich. Er ist ein Charakter von der zartesten Liebenswürdigkeit, wenn man die etwas starre Außenseite durchbrochen hat. Leider bin ich mit beiden nicht recht in Verbindung geblieben. Das Schreiben ist eben meine Sache nicht. Aber ich werde meiner Wohl-

thäter stets gedenken. Mein erstes größeres Werk, das Klavierconcert, widme ich meinem Grafen Nesselrode, die erste Symphonie meinem Spohr, und die zweite soll mein Hauptmann haben.

Dann trat wieder eine Pause ein. Die Freunde ermunterten ihn, seine Erzählung wieder aufzunehmen.

Ein andermal von dem Lied und von Ophelia, antwortete Burgmüller. Die Erinnerungen quälen mich. Ich leide durch solche Berichte.

Will sprach ihm Muth zu. Grabbe schloß sich an. Endlich schwankte der Musiker, ob er fortfahren sollte.

Da klopfte es an die Thür. Ein Lohndiener brachte ein Billet.

Von wem? fragte Norbert.

Sie werden es sehen, antwortete der Mensch, der sich sofort entfernte.

Burgmüller erbrach das Billet und wurde blaß wie ein leinenes Tuch.

Was hast du? rief Will.

Nichts! nichts! sprach der Componist. Aber ich bin nicht wohl. Ich war es schon, als ihr kamet, drum wollte es auch nicht mit der Erzählung vorwärts. Entschuldigt mich! Bringe Grabbe nach Hause, lieber Will, und dann komme zurück. Vielleicht habe ich den Arzt nöthig. Meine Mutter ist aus. Ich bin allein.

Er sprach diese Worte bittend und in abgestoßenen Sätzen. Der kalte Schweiß war ihm auf die Stirn getreten. Die Freunde verließen ihn, als er sich erschöpft auf das Sofa warf.

Siebentes Kapitel.

Als Will den Dichter in seiner Wohnung auf der Ritterstraße abgesetzt hatte, eilte er, so rasch er konnte, zu Burgmüller zurück. Welcher Schrecken befiel ihn, als er die Zimmerthür öffnete! Der Musiker lag besinnungslos auf dem Boden. Eine der Kerzen auf dem Tische war umgefallen und hatte das Holz entzündet. Der Tisch kohlte, die Glut wollte sich schon zur Flamme erheben, und ein erstickender Dampf füllte die Stube. Der junge Mann suchte zuerst den beginnenden Brand zu löschen. Dann öffnete er das Fenster, damit der Rauch sich verziehe. Jetzt erst konnte er sich mit dem Freunde beschäftigen. Zu seiner großen Freude gewahrte er, daß die Brust sich in tiefen Athemzügen hob. Auch der Puls ging. Nur mit Anstrengung aller seiner Kräfte gelang es ihm, den starren Körper in eine bequeme Lage auf das Sofa zu bringen. Dann gewahrte er das Billet. Er hob es vom Boden auf und las es

unwillkürlich. Darin standen die mit zitternder Hand geschriebenen Worte:

„Norbert, ich bin hier, die Deine wie immer, verloren und wiedergefunden. Du mußt mir verzeihen, oder ich sterbe. Ophelia.“

Ophelia! das war der Name, den Burgmüller in Verbindung mit dem Liede genannt hatte. Das Lied lag noch auf dem Flügel. Will nahm ein Licht und leuchtete hin. Richtig, auf dem Manuscript stand: Ophelia!

So öffnete sich dem Freunde ein weites Feld für Vermuthungen. Aber es war jetzt keine Zeit, sich diesen Gedanken zu widmen. Vor allen Dingen mußte dem Kranken geholfen werden. Es schien Will am nothwendigsten, einen Arzt herbeizuschaffen. Schon eilte er nach der Thür, um sich bei den Zimmernachbarn nach einem Boten umzusehen. Noch einmal sah er nach Norbert hin. Da schlug dieser die Augen groß und matt auf und rief, in eine Ecke starrend: Ha, die Schlange, dort flieht sie!

Komm zu dir, mahnte Will.

Wo bin ich? fragte der Musiker.

In deiner Stube, antwortete der Freund. Was hast du?

Der Kranke richtete sich auf und starrte mit irren Blicken umher. Du bist's, Will? sprach er. Welch ein Rauch? Was ist geschehen?

Will zeigte ihm die Brandstelle und erzählte in kurzen Worten, wie er das Zimmer bei seinem Eintritte gefunden habe.

Fürchterlich! stammelte Norbert. O, diese Krankheit!

Ich will den Arzt rufen, sagte der Freund.

Nein, nein! war die Antwort. Es hilft zu nichts.

Dann suchten seine Augen auf dem Tische, wo das Papier lag.

So ist es wirklich wahr, jammerte er und verfiel in ein heftiges Schluchzen und Weinen.

Um Gottes willen, beruhige dich, mahnte der Freund, der einen neuen Anfall fürchtete.

Mehr sprach er nicht. Ein so heftiger Schmerz läßt sich nicht besprechen. Das Weinen dauerte lange fort, in immer leisern Tönen verklingend. Zwischendurch murmelte er: Sie ist hier, Ophelia! Unseliges Geschöpf! Wiedergefunden? Nein, ewig verloren!

Als er endlich ruhiger wurde, sagte Will: Norbert, sei vernünftig! Sei stark, du bist ein Mann! Kann ich dir helfen?

Helfen? antwortete er. Das ist es gerade. Darum solltest du zurückkommen, um mir beizustehen.

Aber ich weiß nicht, worin, erwiderte der andere.

So bin ich also doch dazu verdammt, murmelte Burgmüller, heute meine Geschichte zu Ende zu erzählen. O, der Kelch ist bitter!

Warte lieber bis morgen, sprach Will.

Nein, nein, es eilt! rief der Musiker heftig. Höre! höre!

Und nun erzählte er in hastigen, abgebrochenen Worten die Geschichte seiner ersten Liebe.

Als ich von Düsseldorf nach Kassel kam, begann er, war ich ein Kind, wenn auch nicht nach meinen Jahren,

doch nach meinem Wesen. Die traurige, blöde Scheuheit, welche mir noch jetzt soviel zu schaffen macht, war mir damals in noch höherm Grade eigen. Zu Hause hatte ich nur mit meinen Aeltern und Geschwistern innig verkehrt, mich aber sonst befangen von Menschen und Dingen zurückgehalten. Die Musik, welche sonst so zugänglich und gesellig macht, hatte diesen Einfluß nicht auf mich ausgeübt. Ich lebte nur im Reiche der Tonkunst. Selbst in Concert und Theater, wo ich im Orchester mitwirkte, und in Privatgesellschaften war sie mir kein Mittel geworden, um mich den Leuten, die bei diesen Gelegenheiten zusammenkommen, näher zu bringen. Außer meiner Kunst hatte mir auch eigentlich nichts im Leben eine rechte Freude bereitet. Zu geselligen Festen, wo die jungen Leute sich die Zeit mit Spiel und Tanz vertrieben, fühlte ich nicht den mindesten Drang, weil ich ihnen geistig fern stand und vielleicht, weil es meinem Körper an jener leichten Gelenkigkeit fehlte, die zu diesen Vergnügungen der Jugend nöthig ist. Auch im Theater, dessen Besuch mir bei der Stellung meines Vaters freistand, hatte ich nur schwache Eindrücke empfunden, da die Aufführungen in der Regel nie die rechte Höhe erreichten. So war ich eigentlich mitten im Leben ein Einsiedler geblieben. Die Einsamkeit, in welcher ich in der ersten Zeit in Kassel lebte, entsprach ganz und gar meinen Wünschen. Rund um mich her war nur eine musikalische Atmosphäre, die dem Geist und Herzen wohl that. Was mich aber sonst noch zu interessiren anfing, das war die Bühne, die in dieser fürstlichen Residenz ungleich vollendetere Darstellungen

bot, als ich sie bisjetzt gewohnt gewesen war. Da ich auch in Kassel wieder im Orchester mitgeigte, so fehlte es nicht an Gelegenheit, diese neuen Genüsse zu verfolgen.

Eines Abends wurde nun „Hamlet" gegeben. Die Rolle der Ophelia sollte von einem jungen Mädchen gespielt werden, welches sich erst vor kurzem der Bühne gewidmet hatte, und von dessen Talent man sich Wunder erzählte. Als Tochter des Polonius trat sie zuerst vor das Publikum, welches das Haus in ungewohnter Weise füllte. Ihre Gestalt und die Art und Weise ihres höchst natürlichen, einfachen Spiels riß bei ihrem Erscheinen alle Anwesenden zu maßloser Bewunderung und den lebhaftesten Zeichen eines rauschenden Beifalls hin. Das allgemeine Staunen wuchs mit jeder neuen Scene. In dem Auftritte, wo sie als Wahnsinnige die Bühne betrat, durchschauerte jeden das Gefühl, daß hier eine unvergleichliche Leistung ans Licht getreten sei. Jungfräuliche Reinheit und Keuschheit, umwoben von einem Zuge lüsterner Sehnsucht und leisen Verlangens, konnte nicht meisterhafter wiedergegeben werden. Hatte mich das ganze Stück in seiner eigenthümlichen fremden Größe ergriffen, wie ich nie ergriffen worden war, so wurde ich noch durch nichts tiefer gepackt, gerührt und durchzittert, wie von dieser wunderbaren Ophelia. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Mich von einer Seite auf die andere werfend, sah ich im umgebenden Dunkel stets die glänzende, schöne Gestalt. Mein Blut pochte. Mein ganzes Dasein drängte sich dem schönen Bilde

entgegen. Von dieser Zeit an hatte ich nur Einen Gedanken, und dieser Gedanke hieß: Ophelia.

In der Folge ging ich nur ihretwegen in das Theater. Ich sah sie bald noch in andern Rollen. Sie war in jeder eigenthümlich, ursprünglich, ganz sie selbst. Bisheran hatte ich nie für ein weibliches Wesen tiefer empfunden. Jetzt wußte ich mit Einem Schlage, was die Liebe sei. Ich liebte Ophelia. Ich liebte sie leidenschaftlich, unendlich, ewig. Sie war das Ziel meiner Wünsche, Gedanken und Gefühle, die sich in wilden und zärtlichen musikalischen Gebilden Bahn brachen. Gleichwol hatte ich sie nie gesprochen. Nur einigemal war ich ihr außer dem Theater im gewöhnlichen Kleide begegnet. Nur einigemal hatte ich sie des Abends nach den Vorstellungen aus dem Eingange für die Schauspieler an mir vorbeigehen lassen. Das Herz klopfte mir dann bis in die Kehle, zumal eines Abends, als mich an der Theaterthür ihr Kleid streifte.

Da geschah es einst, daß Spohr mich fragte, ob ich nicht einer Schauspielerin ein Lied einstudiren wolle. Ich war natürlich gern bereit und fragte nach dem Namen der Dame. Er nannte meine Ophelia. Ich fühlte, daß ich blutroth wurde. Ob der Meister es merkte oder nicht, ich kann es nicht sagen. Er machte mir wenigstens keine Bemerkung. Vielleicht schrieb er mein befangenes Wesen auf Rechnung meiner bekannten Schüchternheit. Wir sprachen das Nähere ab, und ich begab mich in seinem Auftrage zu der jungen schönen Künstlerin. Es lag mir wie Blei in den Gliedern, als ich mich auf den Weg begab. Ich ging einigemal vor

dem Hause auf und nieder, ehe ich mir ein Herz nahm und eintrat. Auf der Treppe wäre ich fast umgekehrt. Vor der Thür konnte ich mich lange nicht entschließen anzuklopfen. So schwer mir aber alle Schritte geworden waren, so leicht wurde mir zu Muthe, als ich bei Ophelia im Zimmer stand und als sie mir mit der leichtesten und heitersten Anmuth das harte Werk erleichterte. So kindlich, natürlich und unbefangen war mir noch nie ein weibliches Wesen entgegengetreten. Es schien mir, als athmete ich mit Einem male eine reinere Atmosphäre. Alle Schwere war von mir gefallen. Ein seliges Behagen ging mir auf, zumal da sie mir sagte, daß sie schon von mir gehört habe, und daß sie selbst einige meiner Lieder kenne.

Wir gaben uns ans Werk. Sie sollte das Gretchen im „Faust" spielen und wünschte leichte Melodien zu den Liedern, die Goethe diesem wunderbaren Mädchen in den Mund gelegt hat. Für den König von Thule ließ sich die Zelter'sche Melodie verwenden. Das Lied „Meine Ruh' ist hin" suchte ich für sie in recitirender Weise zurecht zu machen. Sie zeigte sich überaus geschickt und anstellig. Sie machte es mir ganz zu Dank, und auch ich schien es ihr zu Dank zu machen. Aber mit Einer Sitzung war unsere Arbeit nicht zu Ende. Ich ging und kam. Ihre Mutter, mit welcher sie zusammenwohnte, ließ uns gewähren. Wir sahen uns mehr und mehr. Auch als die Aufführung des „Faust" vorüber war, wiederholte ich meine Besuche. Ich nannte sie bald Ophelia.

In köstlichen Stunden, die von Musik und Poesie

durchwebt waren, schlossen wir uns immer näher aneinander. Sie war freilich nicht Sängerin, sondern Schauspielerin, aber ich componirte Lieder für sie, die sie allerliebst sang. Diese Lieder waren Erklärungen meines Herzens. Das Ziel all meiner Wünsche war, sie mein zu nennen. Und dieses Ziel blieb nicht aus. Wir lagen uns eines Abends Herz an Herzen. Wir weinten und lachten miteinander. Wir fanden endlich das lösende Wort und schworen uns ewige Liebe und Treue.

Nun kam eine Flucht von schönen und hellen Tagen, wo wir uns jeden Abend sahen, sprachen, herzten und kosten. Wer kann all das Glück beschreiben! Sie war ein schönes, prächtiges Weib und dabei gut, herzlich gut, munter, ernst, wie es der Augenblick gab. Mitunter erschien ihre Leidenschaft fast in das Kleid des Wahnsinns gehüllt. So saßen wir einst in entfesselter Liebesbegierde zusammen, denn es war der Vorabend eines Tages, an dem sie auf längeres Gastspiel aus der Stadt gehen sollte. Fast wäre ein Unheil geschehen. Da sprang sie auf und nahm einen Dolch vom Tisch, ritzte eine Ader an dem schönen weißen Arm und ließ einige Tropfen Blut in das gemeinschaftliche Glas, das mit edelm Weine vor uns stand, fließen. Sie mahnte mich, das Gleiche zu thun. Ich folgte ihr im Rausche des Augenblicks. Sie trank die eine Hälfte, ich trank die andere. Jetzt sind wir auf ewig aneinander gezaubert, rief sie, das ist Liebeszauber. — — Es war eine unselige Zauberei. —

Wir nahmen am andern Tage schmerzlichen Abschied,

denn ich sollte sie monatelang nicht wiedersehen. Ihre Mutter, die in unser Verhältniß eingeweiht war und die es nur mit halbem Widerwillen billigte, begleitete sie. Wir wechselten die leidenschaftlichsten Briefe. Sie schrieb mir von ihren Triumphen, ich schrieb ihr von meinen Studien und Arbeiten, aber das Hauptthema war unsere Liebe. In den öffentlichen Blättern verfolgte ich ihre außerordentlichen Erfolge. So kam sie nach einer großen Stadt in Norddeutschland, wo die Bewunderung für ihr Talent kein Maß und Ziel hatte. Dort schwieg sie plötzlich. Ich wartete Posttag um Posttag vergebens auf ein Lebenszeichen der Geliebten. Ich lief selbst in die Bureaux, um Nachfrage anzustellen. Es fand sich kein Brief vor. Ich bat und flehte um Nachricht. Ich fürchtete eine Krankheit und schrieb an die Mutter. Alles vergebens. Da ging plötzlich das Gerücht durch die Stadt, sie habe sich mit einem reichen Freiherrn verlobt und werde sich von der Bühne zurückziehen. Ich befand mich gerade in der Orchesterprobe, als ich die Nachricht vernahm. Es war mir fürchterlich zu Muthe. Meine Glieder zuckten, der kalte Schweiß trat mir in das Gesicht, mein Herz krampfte sich zusammen. Dann verging mir das Bewußtsein. Aber es war mir im Traum, als hätte sich eine Schlange an meine Brust gesetzt und erstické mich, indem sie mir das Blut aussauge. Es war ein langer, schrecklicher Traum. Als ich erwachte, fand ich mich in meiner Stube im Bett. Der Arzt saß neben mir und sagte, ich habe einen heftigen Herzkrampf gehabt.

Armer Junge, unterbrach Will den Bericht, was hast du nicht alles gelitten!

Wäre es nur gleich der Tod gewesen! rief Burgmüller. Das Leben, das jetzt folgte, war schlimmer als ein plötzliches Sterben. Dasein, Kunst, Musik, alles dahin! Rings um mich her lag es öde und leer. Ich verlangte nichts sehnlicher als mein Ende. Der Arzt hatte den Anfall für gefährlich erklärt und warnte vor jeder geistigen und körperlichen Unruhe, damit sich das Uebel nicht wiederhole. Ich wünschte seine Wiederholung und damit den Tod. So stürzte ich mich in ein wildes, unordentliches Leben, um zugleich im Rausch wüster Tage und Nächte die Pein und den Jammer zu vergessen, die mir keinen Augenblick Ruhe ließen. Unter den jungen Leuten, die sich der Musik und der Bühne gewidmet hatten, gab es manche, die einen guten Theil ihrer Zeit und Kraft verschwelgten. Verzweiflungsvoll schloß ich mich ihnen an. Ich ergab mich in ihrem Kreise dem Genuß geistiger Getränke. Ich verlor, von ihnen geleitet, die Unschuld meiner Seele. Der Arzt hatte nicht vergebens gewarnt. Mitten in meinen Orgien kam oft die Strafe über mich. Das Bild Opheliens trat dann plötzlich wie leb- und leibhaft vor mein geistiges Auge. Ich begann zu zittern und zu zucken. Der kalte Schweiß trat mir auf die Stirn. Mein Bewußtsein schwand, und ich fühlte in jenem bekannten fürchterlichen Traum die Schlange an meinem Herzen. Wenn ich nachher aufwachte, so sagten mir meine Genossen, ich hätte wieder meinen Herzkrampf gehabt.

Schrecklich! murmelte Will.

Noch schrecklicher war es, fuhr der Musiker fort, daß ich mein Ziel nicht erreichte. Statt den Tod zu finden, untergrub ich nur meine Gesundheit. Endlich sank ich auf das Krankenlager. Ein langes Fieber durchschüttelte meinen zerrütteten Leib. Ich stürmte durch die gräßlichsten Phantasien. Man erwartete meinen Tod. Aber die Kraft der Jugend widerstand dem Vernichtung drohenden Uebel. Ich überlebte die Krise, die sich zum Guten wandte. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich unendlich schwach, matt und elend. Daß ich wieder besser geworden war, sah ich als einen Fingerzeig Gottes an. Er wollte mich nicht so niedrig enden lassen. Ich gelobte mir, wieder ein vernünftiger Mensch zu werden. Einige Genossen meiner Kunst, die nicht zu meinen Verführern gehörten, hatten mich in meiner Krankheit mit treuer Aufopferung gepflegt. Sie knüpften meinen Geist nun auch wieder an die Kunst, die ich einst so sehr geliebt hatte, indem sie mich, als meine Kräfte gewachsen waren, mit Musik erheiterten. Die ersten Töne, die sie mir vorspielten, erweichten das verhärtete Gemüth. Ich zerfloß in Thränen und schwor, wieder ein getreuer Jünger der Kunst zu werden.

Gottlob! rief der Freund.

Gottlob! rufe auch ich, sprach Burgmüller. Die Kunst hat mich wieder mit dem Leben versöhnt. Durch sie ist meine Verzweiflung gelöst worden. Sie eröffnete mir wieder heitere Aussichten in die Zukunft. Aber die Spuren der Vergangenheit sind nicht in mir zu tilgen. Nicht vergebens habe ich Opheliens Blut getrunken. Ihr Blut ist in meinem Blute. Ich spüre es noch jedes-

mal, wenn ich an sie erinnert werde. Meine Krankheit ist das Kainsmal, das jedesmal aufflammt, wenn sich ihre Gestalt in mein Leben drängt.

So hast du noch oft von ihr erfahren? fragte Will.

Nein, erwiderte der Musiker, persönlich nicht, nur durch das Wort und die Nachrichten anderer. Wie heute ist sie mir nicht mehr genaht. Aber heute — da, lies den Brief.

Will nahm das Billet, das er nochmals durchsah, und fragte: Und was willst du machen?

Ich kann und mag sie nicht sehen, sprach Burgmüller. Sie ist durch ihre Untreue von mir getrennt. Ich bin es Josephinen schuldig, ihr nicht mehr zu begegnen. Wozu könnte es auch helfen?

So ist es, bestärkte ihn Will, die Verhältnisse haben euch getrennt, ihr seid wett.

Und nun kommt meine Bitte, mich zu unterstützen, sagte Burgmüller.

Rede, ich bin zu allem bereit! rief der junge Mann.

Gehe zu Ophelia in ihren Gasthof, bat nun Norbert, und sage ihr, was du willst. Ich könne nicht kommen, sie dürfe mich nicht sehen, ich sei krank. Mein Kopf ist schwach. Erfinde, was du willst . . .

Ich gehe auf der Stelle, sprach der Freund, laß mich nur machen.

Dann nahm er rasch Mantel und Hut und entfernte sich.

Burgmüller setzte sich erschöpft, aber offenbar beruhigt, in die Ecke des Sofas. Die angreifenden Erlebnisse der vorhergehenden Stunde hatten ihn so sehr

durchschüttert, daß er die Augen schloß und stumpf gegen alles war, was sich draußen im Hause regte und wegte. So mochte er auch ein dreimaliges leises Klopfen an der Thür in seiner innern Erstarrung nicht vernommen haben. Plötzlich hörte er den Namen „Norbert". Er zuckte zusammen und blickte auf.

Vor ihm stand eine große, dunkle Gestalt. Der lange Mantel und der von einem dichten Schleier umhüllte Hut, aus dem eine schöne blonde Locke hervorquoll, deuteten auf eine Dame.

Ophelia! rief Norbert, indem er entsetzt aufsprang.

Du kennst mich wieder? rief das Weib.

Wie könnte ich jemals die Locke vergessen, die ich so oft um meine Finger wickelte! sprach er dumpf.

Du kennst die Locke, so kennst du auch mich! rief sie aus.

Es jauchzte eine seltsame Freude in ihrer Stimme. Die gepreßten Töne, mit denen sie begonnen hatte, verloren sich in plötzlichen Jubel. Sie warf den Hut vom Kopfe und den Mantel von den Schultern. Und nun enthüllte sich ein wunderbares Weib von den schönsten Körperformen und den edelsten Gesichtszügen. Der prächtige Kopf, der auf dem schlanksten Halse und der schönsten Brust saß, war von einer Fülle der üppigsten blonden Locken umhangen. Auf der Stirn lagerte ernste Angst, die feinen Lippen suchten zu lächeln, in den tiefen blauen Augen lag ein innig bittender Ausdruck.

Du kommst nicht, mich zu suchen, rief sie mit voller, schöner Stimme, so komm' ich, dich zu suchen und die alte Liebe.

Norbert machte eine abwehrende Bewegung; dann sprach er dumpf: Vorbei!

Vorbei? fragte sie grell aufschreiend: Vorbei! Nie und nimmer! Sie ist ewig, denk' an den Liebeszauber.

Ich habe ihn nicht, du hast ihn gebrochen! sprach er mit zitternder Stimme.

Gebrochen? rief sie. Nimmermehr! Ich kann ihn nicht brechen, und du kannst ihn nicht brechen. Er ist für eine kurze Zeit unterbrochen worden. Und daran ist meine Mutter schuld gewesen. Ihr Sinnen und Trachten ging von je darauf hinaus, mich mit Glanz und Pracht zu umgeben. So hat sie stets gegen unsere Liebe geredet. Sie that es, als wir uns in Kassel verlobt hatten, sie that es noch mehr, als wir die Stadt verließen. Auf unsern Reisen war ich bald von Anbetern umgeben. Es boten sich sogar glänzende Partien. Als aber der reiche Freiherr von A. mich zur Frau verlangte, da ließ es ihr keinen Augenblick Ruhe. Tag für Tag gab es die widerwärtigsten Scenen. Meine und deine Briefe wußte sie abzufangen. Sie schilderte dich endlich als treulos, und sie brachte sicheres Zeugniß, daß du ein verlorener Mensch wärest. Ich wurde krank und schwach davon und gab ihr endlich in einer müden Stunde nach. Ich wurde dem Freiherrn verlobt. Wir sollten bald heirathen, aber ich suchte noch allerlei Gründe um Aufschub, jahrelang, denn ich konnte dich nicht vergessen. Jüngst kamen wir wieder nach Kassel. Dort hörte ich, daß das Gerücht meiner Verlobung viel eher verbreitet worden war, als dieselbe wirklich stattfand. Dort hörte ich, wie du um mich krank geworden

bist. Es ging mir wie Schwerter durch die Seele. Unser Weg führt uns durch die hiesige Gegend. Wir reisen nach Aachen, wo ich mich mit dem Freiherrn vermählen soll. Meine Mutter ist in Köln. Ich habe sie verlassen, um dich zu sehen und zu sprechen. Norbert, du siehst mich hier vor dir, wie ich dich verlassen habe, reinen Herzens und reinen Leibes.

Zu spät, zu spät! rief er schmerzlich.

Du willst mir nicht verzeihen? schrie sie auf und warf sich vor ihm auf die Knie. Ich war schwach, aber jetzt bin ich wieder stark.

Ich verzeihe alles. O Gott! sprach er und hob sie auf.

Und du liebst mich noch? sagte sie halb mit beengter, halb mit jauchzender Stimme.

Ich darf nicht mehr.

Warum? Was hindert dich? rief sie leidenschaftlich, an seinem Halse hangend. Ich will ja nichts mehr von dem Freiherrn hören. Ich will meine Mutter lassen um dich. Wenn ich nur dich habe!

Aber Norbert wehrte sie dennoch ab und schwieg.

Was hast du, daß du mich zurückstößest? rief sie angstgefoltert.

Ich bin verlobt! erwiderte der junge Mann.

Verlobt! seufzte sie, den Kopf neigend.

Und nicht leichtsinnig genug, fuhr er fort, beschworene Treue zu brechen.

Welch hartes Wort! sprach das Mädchen. Aber die Strafe ist gerecht.

Dann fuhr sie plötzlich hart und streng empor. Ihr

Gesicht war wie Marmor, ihr Blick starr wie Stahl. Sie sah aus wie eine Meduse. Sie rief verzweiflungsvoll: O, der Liebeszauber! Wir konnten nur miteinander glücklich sein. So werden wir auch miteinander verderben. Bis zum Tode, Norbert!

Eben trat Will in das Zimmer. Er sah das leidenschaftliche Weib von dannen eilen und Norbert in einem neuen Krampfanfall zusammenbrechen.

Achtes Kapitel.

Seit langen Jahren hatte Grabbe sich nicht so behaglich gefühlt wie in seinem stillen Hinterstübchen auf der Ritterstraße. Er äußerte oft mit der größten Zufriedenheit, daß er jetzt ein neues Leben angefangen habe. Seine juristischen Beschäftigungen hatten ihm nie zugesagt. In den heimischen häuslichen Verhältnissen war er seinen höchst geraden, bis zur Wunderlichkeit offenen Aussagen gemäß durchaus unglücklich gewesen. Hier in Düsseldorf aber konnte er ungehemmt jenen Neigungen und Arbeiten nachgehen, welche ihm immer die liebsten gewesen waren. Auf Immermann's stets wiederholtes sorgliches Anordnen unterzog sich die freundliche Witwe Andriesen, seine Hauswirthin, mit der treulichsten Aufmerksamkeit der Pflege des Dichters. Sie besorgte ihm nicht allein das Zimmer, das er bewohnte, er hatte auch seinen Tisch bei ihr. So verlangte er gegen seinen sonstigen Brauch in Detmold, wo ihn alte Gewohnheit und ein misliches Familienleben jeden Abend in die Wirthshäuser trieb, gar nicht hinaus. Er saß

fast den ganzen Tag halbangekleidet unter Büchern vergraben, die er las oder benutzte, zwischen Papieren, auf denen fertige Arbeiten standen und an denen er corrigirte, oder bei Papierschnitzeln, auf denen er seine guten und barocken Einfälle verzeichnete, an seinem Tische, oder lag auf seinem Bette.

So war es auch an einem hellen Januarabend des Jahres 1835, als Immermann, der ihn fast alle Tage, wenn auch nur im Vorübergehen, besuchte, in die Stube trat, um nachzusehen, wie es mit dem seltsamen Gaste gehe.

O Herr Gott! polterte er und sprang auf, o Gott!

Bleiben Sie ruhig an der Arbeit, sagte der Eintretende.

Ich bin an den Theaterartikeln, sprach Grabbe. Es soll eine brave Broschüre werden, die der Welt zeigen wird, was hier vorgeht. Wie mich aber auch Ihre Leistungen fesseln! Wie sie in mir nachwirken! Wie sie lauter neue Gedanken aufwirbeln! „Hamlet“, „Das Leben ein Traum“, selbst „Töpfer“ waren köstlich.

Darf ich hören, was Sie geschrieben haben? fragte Immermann.

Grabbe nahm das Blatt, das vor ihm lag und auf dem die frischglänzende Tinte den Beweis lieferte, daß er eben daran gearbeitet hatte, und las*): „Solche Einheit im Spiel, so viel durchgreifendes Neues und Gutes konnte unmöglich aus der Gesellschaft selbst sich heraus-

*) S. Grabbe, „Das Theater in Düsseldorf“ (Düsseldorf 1835), S. 19 fg.

gebildet haben; denn nennt man die nach aufgezogenem Vorhange sichtbare Bühne die Welt im kleinen, so nenne man das Treiben hinter den Coulissen nur zehnmal eher so mit dem Beisatz: «und die Hölle im großen.» Der Schauspieler soll Künstler sein, es gehören aber zur Aufführung eines Kunstwerks manche solcher Leute. Woher die vielen Genies oder auch nur Talente erhalten? Und je unberufener ein Pseudokünstler, desto eitler und unlenksamer. Denn es ist eine besondere Gnade der Vorsehung, daß sie die seichtesten Wichte durch das größte Selbstgefühl ins Gleichgewicht bringt. Schwerlich vier erbärmliche Statisten, von denen nicht jeder dächte: Unterdrückte und chicanirte man mich nicht, und hätt' ich nur jene prächtige Rolle zu agiren, ich spielte sie tausendmal besser als der beklatschte Darsteller da. Sodann muß der Schauspieler auf den Brettern seine Persönlichkeit verleugnen, was ein saurer Apfel. Unzählige, die ihre Rollen benutzen, um sich selbst zu spielen. Und noch mehr fatale Eigenschaften beian! «Ich muß so spielen, weil der und jener berühmte Künstler die Rolle auch so genommen, — diese Rolle spiel' ich nicht, sie gehört nicht in mein Fach, ist mir zu niedrig.» Zum Glück üben sich bei uns die Schauspieler in allen Fächern, kleinen und großen, und ihre Anlagen gedeihen dabei vielfältig. Endlich tritt bei keinem Künstler so unmittelbar als bei dem gegen vorausbedungene Gage arbeitenden Schauspieler das pecuniäre Interesse ein. Wo das eintritt und seiner Natur nach in das Uebermaß ausartet, ist's mit der Kunst gar

leicht vorbei. In Düsseldorf scheinen diese Hemmnisse beseitigt. Ich ahnte eine kunsterfahrene starke und fremde Hand, die am Rhein den Ruf des frühern Manheim erneute. Fremd muß sie sein, weil alle durch Mitschauspieler gebildeten Directionen jammervolle Erfolge haben. Schröder's und Iffland's Leiden sind die Belege. Ich wußte, daß Immermann —"

Genug, fiel hier der Genannte ein. Ich verstehe, wo Sie hinaus wollen.

Nein, Sie müssen den Schluß hören, sprach Grabbe. Was soll sich der rechte Mann des gerechten Lobes schämen! Dann fuhr er fort zu lesen: „Ich erfuhr, daß Immermann es sei, der diese geharnischten Vorstellungen bewirkte und für alle schlechten oder trägen Schauspieler das Mene, Mene, Tekel an die Wand schreibe. Außerdem begierig zu erfahren, wie gerade in dieser Mittelstadt ein Theater entstand, welches als eine Musteranstalt gelten kann, forscht' ich nach den Mitteln, wodurch das möglich geworden. Ich fand zwei, an die mancher Haupt- und Großstädter nicht denkt: Geist und kräftigen Willen."

Immermann reichte ihm die Hand und sprach: Sie gehören zu den ersten, welche die Eigenthümlichkeiten der werdenden Bühne erkennen und begreifen, worauf es mir ankommt, welche Mittel ich wähle, meine Ueberzeugungen durchzuführen. Sie mäkeln nicht an dem Gelungenen und sehen auch zuweilen mehr, als ich wirklich bereits erreicht habe. Aber dieser Glaube und dieses Zutrauen, welches in der Knospe schon die aufgeschlossene Blüte erblickt, ist gerade das, was ich bedurfte

und was jeder bedarf, der an einem schwierigen Werke nicht erlahmen soll.*)

Grabbe war sichtlich erfreut über die Zufriedenheit des Mannes, der ihn zu so vielem Dank verpflichtet hatte. Nun aber, rief er aus, brauche ich neuen Stoff. Sie müssen mir erzählen, wie das Theater entstanden ist.

Da muß ich Ihnen zuerst einen Blick in mich selber öffnen, sprach Immermann. Als ich hierher kam, war die Bühne in einer Verfassung, die mich anwidern mußte und mich auch in einem Grade zurückstieß, daß ich das Theater nicht besuchte. Dagegen fand ich anderwärts mancherlei scenische Anregungen. Aus dumpfer Arbeitsschwüle trat ich in den heitern Kreis der hiesigen Künstler, deren Arbeit auf die Schönheit ging, und hatte selbst Muße. Das Schadow'sche Haus war der Mittelpunkt der höhern Geselligkeit, ich wurde drin als Freund willkommen geheißen und habe eine Zeit lang seine Leiden und Freuden mitgemacht. Ein zweites Studentenleben führten wir damals, aber kein rüdes, sondern ein phantasievolles. An andern Orten leben die Menschen ihrem bürgerlichen Berufe oder der Gelehrsamkeit, der Reiz des Daseins wird als Nebensache betrachtet. In unsern Anfängen dagegen war das Streben, das Feinste, Geistigste, die Spiele der Imagination, Laune, Witz und selbst die Grille zur Praxis zu machen, oder, da dies zu absichtlich klingen mag, wir bildeten uns ein, das Leben sei Spiel und könne in

*) Immermann, Memorabilien, II, 51.

Inpromptus ausgegeben werden. Was gab es da für Feste, feierliche Gelegenheiten! Wer zählt die Maskenspiele, die Attrapen, die Pantomimen jener ersten fröhlichen Jahre? Alles wurde dramatisirt, Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblicks, und wenn auch nicht alles brillant vom reinsten Wasser wurde, so konnte man doch mit dem Vicar von Wakefield sagen: Was an Witz fehlte, wurde durch Gelächter ersetzt. Zu allen diesen lustigen, feierlichen, curiosen Dingen hatten wir ein Publikum empfänglicher Männer und Frauen, nicht selten nahm die halbe Stadt an unsern Schönbartsspielen theil. Die Musen waren damals in diesen hohen und höchsten Kreisen durch uns Mode geworden, sie wurden zur Gesellschaft gerechnet, Vorlesungen, lebende Bilder, Gespräche über dies und das lösten einander auf dem glatten Parquet in gedrängter Folge ab. *) Die dilettantischen Versuche halfen in dem exclusiven Kreise den Sinn für das Dramatische erregen, der sich nur um so ekler von den Komödianten abwandte, da die Liebhaber dem Bedürfnisse, wenn auch keine künstlerisch zubereitete Speise doch etwas natürlich Geistreiches boten. Meine Vorlesungen kamen dazu. Diese neue Art, ein dramatisches Gedicht zu recitiren, ist von Tieck erfunden und zu einer Kunst gemacht, Holtei und andere sind ihm gefolgt; ich schloß mich gleichfalls solcher Richtung an, und hin und wieder ist mir der charakteristische Vortrag eines Werkes gelungen. Es bleibt freilich im-

---

*) Immermann, Memorabilien, III, 248 fg.

mer eine Zwitterkunst, und der Geschmack daran kann sich nur in Zeiten finden, denen die Partitur entkommen ist. Doch waren die halböffentlichen Vorlesungen, die ich zwei Winter hindurch vor einem großen Kreise hielt, der Theatersache förderlich. „Iphigenie", „Blaubart", „Wallenstein", „König Johann", „Romeo", „Leben ein Traum", „Standhafter Prinz", „Däumchen", „Hamlet", „Prinz von Homburg", „Gestiefelter Kater", „König Oedipus" und „Oedipus in Kolonos" gingen an einigen hundert Menschen, die nach und nach meine Zuhörer waren, in lebhafter Hörbarkeit vorüber. Hin und wieder kam ich nun auch mit dem Theater in Berührung. Meinen „Hofer" studirte ich der Truppe ein, als sie das Stück geben wollte, ebenso nachher „Clavigo" zu Goethe's Todtenfeier. Eines Sommers nun zogen Maurer und Zimmerleute in die scheußliche Rumpelkammer ein, deren Gerüst in Düsseldorf die Welt bedeuten sollte. Man that hier, was man an vielen Orten letzthin gethan: man baute ein neues Theater. Die ganze Stadt interessirte sich, wie das immer in solchem Falle geschieht, auf das lebhafteste für das entstehende Werk. Daran, was denn nun sich in den neuen Räumen zutragen sollte, dachte freilich niemand, wie das auch meistentheils in solchem Falle zu geschehen pflegt. Ich ging auch viel ab und zu, ohne zu denken, was mir da noch alles begegnen sollte. Eines Tages war ich ganz allein im Gebäude. Auf einmal und blitzartig that ich mir die Frage: Soll denn hier nun abermals das hübsche Gefäß gemacht worden sein, aus demselben aber der alte sauere Krätzer immer und immer wieder ausgeschenkt werden? Es

kam mir so albern vor, meine Seele gerieth in eine große Bewegung. Ohne nachzudenken über Hindernisse oder mögliche üble Folgen, faßte ich den Entschluß, etwas zu stiften, was so hübsch sei wie die Säulen, die Decorationen, die Vergoldungen und Arabesken. Wenn ich daran zurückdenke, so muß ich sagen, es war der abenteuerlichste Einfall, denn ich war fremd am Rhein, dem Publikum so gut wie unbekannt, bei der Bühne ohne Hebel und Handhabe, und manches, was ich andere lehren wollte, das sollte ich selbst erst noch kennen. Indeß, solche Entschlüsse kommen uns wie durch eine verborgene Nothwendigkeit.

So ist es beim Dichter und Propheten, warf Grabbe dazwischen, aber nimmer beim Philister.

Noch an demselben Abende, fuhr Immermann fort, berief ich einige Freunde zusammen. Sie gingen mit Feuer auf meinen Vorschlag ein, sagten mir jeden Beistand zu, und wir stifteten einen Theaterverein. Der sollte das Organ der Gebildeten bei der Bühne sein, den Director und die Truppe in Schule und Regel nehmen. Die ehrsamen Väter der Stadt, mit denen denn doch die Sache als eine städtische verhandelt werden mußte, machten die erstauntesten Gesichter über diese von einem zum andern Tage hervorgetretene Oligarchie von zum Theil ganz einflußlosen Leuten. Im Demos erhob sich eine Opposition unter den Freunden des Alten. Wir selber begingen in dem neuen Geschäfte Fehler, ich nicht die kleinsten. Alles das war aber noch nichts gegen die Hemmnisse, die sich aufhäuften, als der Impresario mit seiner Truppe anlangte. Zwar in

Worten mußte er sich willfährig bezeigen, denn wir bezweckten ja auch das Heil der Kunst, welches er auch im Munde zu führen hatte. Aber im Herzen hegte er den innigsten Abscheu gegen so aufdringliche Veredelungsversuche, und selten sind wol die Musen jemand so durchaus fatal geworden, als wie sie unsere ergrauten Schüler machten.

So sind die Burschen alle, rief Grabbe.

Wir ließen uns durch nichts abschrecken, erzählte Immermann weiter. Gelder wurden gesammelt, um Prämien an die Willfährigen vertheilen zu können, und ich setzte mich mit den Schauspielern in Verbindung. Mein Gedanke war, ein Experiment anzustellen. Die Rose bricht auf, wenn wir sie zu erziehen wissen, das Haus muß gebaut werden, damit es stehe, die Kunst kehrt zurück, wenn Kunstwerke nicht anbefohlen, sondern geliefert werden. Von dieser Praxis in meinen Gedanken ausgehend, entstand nun der Vorsatz, mit den Schauspielern eine Reihe von Aufgaben an bedeutenden Werken praktisch zu lösen, so vollkommen, als es möglich sei. Diese Versuche waren nun der Nerv der ganzen Sache. So entstanden in zwei Wintern die Vorstellungen, welche wir Subscriptionsvorstellungen nannten, das Publikum nannte sie Mustervorstellungen, und die Schauspieler hießen sie Kunstvorstellungen, wodurch sie vielleicht andeuteten, daß in den andern die liebe Natur walte. Es waren aber folgende: „Emilia Galotti", „Stille Wasser sind tief", „Der standhafte Prinz", „Prinz von Homburg", „Don Juan", „Egmont", „Nathan", „Der Wasserträger", „Die Braut von Messina", „Andreas

Hofer". So folgten sie sich der Zeit nach, und in den Wintern 1832 und 1833 wurden sie gegeben. Seydelmann nahm an „Nathan" theil, Weymer an der „Braut" und an „Hofer". Uechtritz, der sich sehr warm für das Unternehmen interessirte, studirte „Stille Wasser sind tief" ein und unterstützte mich mit Rath und That. Felix Mendelssohn lieferte die beiden Opern. Mir fielen die übrigen Stücke zu.

Ich habe jüngst von dem Eindrucke gehört, den diese Vorstellungen machten, sprach Grabbe. „Emilia Galotti", die erste Ihrer Vorstellungen, war ein Ereigniß für die Stadt. Alles war wochenlang darauf gespannt, man wußte nicht, was bei dem Dinge eigentlich herauskommen sollte. Man erfand damals auch das Spottwort: die gelehrte Bühne. Das Auditorium war gedrückt voll. Der Vorhang rollte auf. Anfangs saßen die Leute ganz erstaunt darüber, daß die da droben nicht so schrien, predigten, durcheinander strudelten und stolperten wie sonst, sondern wie Menschen sprachen und sich betrugen, und zwar wie Menschen, welche die Handlung, die sie vorstellten, etwas anging. Nichts rührte sich im Publikum. Bald aber entzündeten sich die Zuschauer. Nun fiel Scene für Scene und Rede für Rede der Applaus, der endlich bis zu dem Jubel stieg, in dem alle hervorgerufen wurden. Sie traten heraus, und ihr Sprecher erkannte Ihnen die Ehre des Abends zu. Dieser Vorgang hat sich bei jeder Vorstellung wiederholt.*)

---

*) Vgl. Immermann's Memorabilien, III, 313—327, welche die vorstehenden Stellen enthalten.

Es ist merkwürdig, daß solche künstlerische Thaten nicht durch ganz Deutschland widerhallten.

Darüber ließe sich vieles sagen, sprach Immermann schmerzlich lächelnd. Lassen Sie uns bei der Sache bleiben. Aus dem Interesse an diesen Vorstellungen ging nachmals das düsseldorfer Stadttheater hervor, welches ich gegenwärtig leite. Denn es trat auch hier in dem Schönheitsgefühle einer großen Menge wenigstens ein glücklicher Moment ein, indem diese Menge nichts als das Gute, Feine und Würdige zu schauen begehrte, was denn eben die Anstalt realisiren sollte. Und so will ich Ihnen denn die Grundzüge unsers jetzigen Theaters mittheilen.

Erlauben Sie, daß ich mir gleich die thatsächlichen Notizen aufzeichne, sprach Grabbe, der zu Papier, Feder und Tinte griff.

Durch die rühmlichen aufopfernden Bemühungen der hiesigen Kunstfreunde gestaltete sich die Anstalt um Mitte des vorigen Jahres so: Die Privatdirection ward aufgegeben, durch Actien aber, jede zu zweihundertfünfzig Thalern, bald eine Summe von zehntausend Thalern für das Theater zusammengebracht. Außer diesem ward jeder Theaterfreund der Stadt, welcher keine Actien übernommen, aufgefordert, einen jährlichen Beitrag zum Fonds zu leisten, und falls der Beitrag fünf Thaler oder mehr betrug, wurde der Zahlende Ehrenmitglied des Vereins mit berathender Stimme in dessen Generalversammlungen. Die nähere Leitung des Theaters übertrug man einem Verwaltungsrathe. Dieser besteht aus dem Oberbürgermeister, vier vom Actienverein erwählten

Actionärs, zwei von dem Stadtrath erwählten Mitgliedern dieses Körpers, dem Intendanten und dem Musikdirector. Dieser Verwaltungsrath leitet und beaufsichtigt das Ganze, verfügt nach Stimmenmehrheit. Für die ersten beiden Jahre sollen die Mitglieder inamovibel sein, nachher finden neue Wahlen statt, doch sind die frühern Mitglieder wieder wählbar. Die unmittelbarste, oberaufsichtlichste, ästhetisch-technische Leitung des ganzen Theaterwesens hat der Intendant, neben ihm der Musikdirector die Direction der Oper. Auch nur von diesen beiden geht die Initiative über ästhetisch-technische Dinge und über die Composition der Gesellschaft aus, wobei der günstige Impuls zunächst ihnen, den unmittelbarst dabei Betheiligten, Pflicht ist. Entsteht zwischen ihnen Collision, so entscheidet der Verwaltungsrath. Gastrollen, Engagements, Bauten u. dgl. haben der Intendant und der Musikdirector dem Verwaltungsrath zur Prüfung vorzuschlagen, und über alles wird in den jährlichen Generalversammlungen des Vereins Rechenschaft abgelegt. Das sind die Grundzüge unsers Statuts.

Sie entsprechen den Erfordernissen der Kunst, und, wie ich glaube, auch denen der Finanzen, sprach Grabbe.

Das erstere gebe ich zu, erwiderte Immermann. Das letztere müssen wir abwarten. Auf dieser Grundlage baute ich die Anstalt. Es handelte sich zunächst um eine neue Truppe. Ich behielt die bessern Mitglieder der frühern Gesellschaft und füllte die Lücken mit einer guten Anzahl anderer Schauspieler, die ich mir, nachdem ich mir einen dreijährigen Urlaub von meinem

Amte nachgesucht und erhalten hatte, auf einer Reise durch Deutschland zusammensuchte. Natürlich durfte ich bei unsern Verhältnissen nicht an die größten Talente denken. Ich mußte mich mit dem Mittelgut begnügen.

Es ist wunderbar, daß Ihre Mission nicht an dem Mangel eigentlicher Künstler gescheitert ist, sprach Grabbe. Wie machen Sie nur, ohne die vortrefflichsten Leute zu besitzen, solche Vorstellungen möglich, wie wir sie sehen und hören?

Ich muß ins Theater, sprach Immermann. Kommen Sie mit mir und überzeugen Sie sich durch den Augenschein.

Grabbe fuhr, so rasch es ihm bei seinen schlotternden Gliedern möglich war, in die Kleider und begleitete den Freund, der sich unterwegs also vernehmen ließ: Des Dichters Werk, denke ich, entspringt aus Einem Haupte. Deshalb kann die künstlerische Reproduction desselben vernünftigerweise auch nur aus Einem Haupte hervorgehen. Der Satz von der künstlerischen Freiheit der Individuen ist zwar nicht ganz zu vernichten, darf aber nur eine sehr beschränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern jenes falschen Princips hat die Verwilderung und Verluderung der Bühne herbeigeführt. Ich bin nun in dem Falle, der hier vorliegt, durch Zufall und Vertrauen das Haupt geworden, und im Gefühle dieser Mission handle ich daher. Ich hoffe, es wird Ihnen klar werden, daß mit mittelmäßigen Subjecten, die Einem Haupte folgen, sich correcte Darstellungen liefern lassen, die den wahren Kunstfreund zu erfreuen

im Stande sind, während wir anderer Orten das Gedicht durch große Talente zerfleischen sehen.*)

Und wie werden Sie mit der Truppe fertig? fragte Grabbe.

Gut, übel, friedlich, kriegerisch, heute so, morgen so, versetzte der Gefragte. Das Schauspielervölkchen hat noch niemand erschöpfend beschrieben, man muß mit ihm zu thun bekommen, um es kennen zu lernen. Das Sonderbarste ist, daß seine Launen wirklich nach bestimmten Naturgesetzen zu entstehen scheinen. Denn auch bei Dilettanten, wenn sie Komödie spielen, zeigen sich unverzüglich alle Mücken und Tücken ihrer Collegen vom Fach. Meine Acten sind lustig zu lesen. Jeden Tag erhalte ich wenigstens drei Billets, denn die Schauspieler geben alles schriftlich von sich. Da widmet mir heute einer brieflich seine „ungeheuchelte Verehrung", der wenige Blätter später mir rund heraus erklärt, seine Nerven litten von meiner Behandlung. Die Liebhaberin schmollt und wird wieder gut, der Held poltert, streckt sich aber doch nach der Decke; der Intriguant und Bösewicht ist im ganzen der Vernünftigste und meine beste Stütze. Alle schreien über Ungerechtigkeit, und zuletzt thut jeder seine Schuldigkeit.**)

Unter diesen Gesprächen waren sie an das Theater gekommen. Vor dem Hause und unter den Säulenhallen standen verschiedene Gruppen von Männern und Da-

*) Memorabilien, III, 322 fg.
**) Ebend., III, 347. 348.

men, die sich fast alle durch ein anständiges und zurückhaltendes Aussehen von den gewöhnlichen Mitgliedern der deutschen Bühnen unterschieden. Immermann und sein Begleiter wurden freundlich und gemessen begrüßt. Dann drängte sich die Truppe in den Lesesaal. Die Vorlesung des Stücks, das am heutigen Tage vorgenommen wurde, hatte schon stattgefunden. Immermann hielt sie immer selbst. Heute unternahm er mit dem einen oder andern Speciallese probe, welcher dann die allgemeine Leseprobe folgte. Wo noch Disparitäten des Ausdrucks ertönten, da wurden die schadhaften Stellen so lange ausgebessert, und wenn nichts anderes half, vorgesprochen, bis das Ganze in der Recitation als fertig gelten konnte. Als diese Arbeit beendet war, hielt der Intendant noch einige Schauspieler zurück und ließ dieselben, um Grabbe ein Bild des fortschreitenden Vorgehens beim Einstudiren zu geben, eine Zimmerprobe abhalten, indem er sie einzelne Scenen darstellen hieß.

Dies geschieht, flüsterte er dem Freunde zu, damit der Darstellende in den nackten, nüchternen Wänden seine Phantasie um so mehr anspannen lernt und die falschen Geister, die jetzt durch jeden Theaterraum flattern, die Dämonen der gespreizten, rhetorischen und der hohlen Handwerksmäßigkeit, nicht verwirrend auf ihn einwirken. Steht das Gedicht so, ohne alle illusorische Nothbrücke, fertig da, dann gehe ich mit den Leuten erst auf das Theater. Gegeben wird das Stück nicht eher, bevor jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab,

eine Sache wenigstens so gut macht, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend gestatten.*)

Als die Schauspieler, mit denen Immermann ebenso streng wie männlich und würdevoll verfuhr, entlassen waren, erklärte Grabbe dem Freunde, daß er erstaunt sei über die Zweckmäßigkeit seiner Methode und eine solche praktische Thätigkeit bei einem Dichter kaum vermuthet habe.

Was man will, das kann man auch, sprach der Angeredete. Und eine andere Methode gibt es nicht für die Bühne. Uechtritz verfuhr ebenso und Mendelssohn in ähnlicher Art mit seinen Opern. Alle drei waren wir nicht im Besitz einer Geheimlehre, aber wir hatten alle drei Sinn und Begeisterung für das Ganze eines Werks und den festen Muth, unsern Sinn durchzusetzen. Und so habe ich nur von meinen Versuchen die Grille abstrahirt, daß die Palingenesie der deutschen Bühne, wenn sie noch einmal erfolgen soll, keineswegs von einer neu zu entdeckenden Weisheit, sondern von Entschließungen moralischer Natur abhängig sein möchte. Die Mittel sind ganz einfach, und Intendanten und Schauspieler führen sie beständig im Munde, aber die Ausführung ist schwer, denn sie widerspricht dem Leichtsinn, dem Egoismus, der natürlichen Trägheit der Menschen, und darum unterbleibt sie.**)

Ich beneide Sie um Ihre männliche Festigkeit, sprach Grabbe, als sie sich auf dem Rückwege befanden, und

---

*) Memorabilien, III, 323 fg.

**) Ebend., III, 325 fg.

um die Freude, die Sie am Gelingen Ihrer Thaten haben.

Stände ich jetzt nur nicht schon allein an der Spitze einer Anstalt, die mit doppelten Kräften begonnen wurde! meinte Immermann mit schmerzlichem Tone. Mit Mendelssohn's so frühzeitigem Rücktritt von der Bühne ist für mich eigentlich schon die Blüte von dem Unternehmen abgestreift, ehe seine Knospen noch hatten aufbrechen können. Der Sache wegen hatte ich mich ihr gewidmet, ich sah ganz neue eigenthümliche Resultate, Bestätigungen im stillen gehegter Ahnungen voraus; dennoch konnte mir die Besorgniß nicht fehlen, daß auch das Erreichte mit vielen Mängeln behaftet erscheinen und daß über den Wegen, die ich gebahnt, denn doch immer bald wieder Gras wachsen würde. Aber das geistig-künstlerische Zusammenwirken mit einem befreundeten Talente war mir lieb und reizend erschienen, auf dieses gemeinsame Ringen und Schaffen hatte ich mich gefreut.

Eine seltsame Weichheit klang in seiner Stimme. Die eingetretene Nacht verhinderte Grabbe, sein Angesicht zu erforschen. Auch waren sie vor der Wohnung des letztern in der Ritterstraße angekommen.

Unterstützen Sie meine Bestrebungen für die deutsche Kunst, sprach Immermann dann mit fester Stimme, reichte die Hand zum Abschied und verschwand im Dunkel der Straße.

Am folgenden Abende fand eine jener Aufführungen statt, für welche Immermann alle Kraft zusammengenommen, um sie als ein Muster der höhern Kunst hinzu-

stellen. Da Grabbe die Bitte ausgesprochen hatte, ihn auch bei einer solchen Gelegenheit seine Thätigkeit in der Nähe sehen zu lassen, so holte der Intendant den Freund ab und nahm ihn mit sich hinter die Coulissen. Wie verwundert war aber der Fremdling, als er gewahrte, daß Immermann gar keine Anordnungen mehr zu treffen hatte. So streng er in den Proben aufgetreten war, so mild und freundlich zeigte er sich jetzt. Man sah, daß er das Werk so weit gebracht hatte, wie er es überhaupt bringen konnte. Die wenigen Worte, die er sprach, waren Ermunterungen für dieses oder jenes Mitglied der Bühne. So begann das Stück, so ging es zu Ende. Immermann stand da wie der König seines Staats.

Neuntes Kapitel.

Immermann und Grabbe sahen sich in den ersten Monaten des Jahres 1835 fast täglich. Bald war es in dem stillen Hinterstübchen der Ritterstraße, bald auf Kollenbach's Gut, wo sie in lange Unterredungen vertieft nebeneinander saßen. Wo und wie sie sich trafen, es kam immer gleich das lebhafteste Gespräch in Gang. Wenn Grabbe bei guter Laune war, so jagte ein toller Witz den andern, die barocken Einfälle überstürzten sich. Er gehörte zu den Menschen, die über nichts gleichgültig die Lippen bewegen können. Die unbedeutendsten Dinge, die gewöhnlichste Tagesrede, eine Wetterbemerkung setzten sich ihm in sein eigenstes Leben, in Fleisch und Blut um. Am tiefsten aber zeigte sich diese Mitleidenschaft des Menschen bei dem, was die Hauptnahrung seines Geistes ausmachte, bei der Geschichte. Sehr genau mit ihr bekannt, streckenweise selbst mit ihren einzelnsten Dingen vertraut, lebte und litt er mit den historischen Personen, auf welche eben sein Blick fallen mochte. Sein Mittheilungsbedürfniß war grenzenlos. Trotz der

häufigen Zusammenkünfte mit Immermann schrieb er ihm täglich noch einmal, auch wol zweimal über seine Arbeiten, seine Lectüre, aber auch über das Geringfügigste, über einen Zank mit der Wirthin, oder was ihm sonst einfiel.

Seine Tragödie „Hannibal", die ihm besonders am Herzen lag, bildete natürlich zuerst einen Hauptgegenstand der gegenseitigen Unterhaltung. Das Manuscript hatte er fast vollendet mitgebracht. Er zeigte es schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft Immermann, der die Dichtung im ganzen der Manier des „Marius und Sulla" nahestehend, indeß die Behandlung noch weit knapper fand. Der Freund, dem der Athem der Größe aus dem Werke entgegenwehte, hatte Gelegenheit, ihm manchen guten Rath zu geben. Da er den Vers auf eine Weise gehandhabt sah, gegen welche die Licenzen des „Gothland" noch für Formenstrenge gelten konnten, oder da das, was als Jamben geschrieben war, gar kein Vers, ja nicht einmal rhythmische Prosa genannt werden konnte, so rieth er ihm, diese Poesie aufzulösen und das Stück in wahre Prosa, welche ihm überhaupt für Grabbe das gemäßeste Ausdrucksmittel zu sein schien, umzuschreiben. Dieser Rath wurde gern angenommen. Dann schlug Immermann ihm vor, um von der Arbeit selbst den Schein eines sogenannten regelmäßigen Dramas zu entfernen und sie auch äußerlich als das zu bezeichnen, was sie ist: eine Reihe bedeutender Bilder aus jenem Kampfe zu geben. Auf diese Weise erhielt der erste Act die Bezeichnung: „Hannibal ante portas"; der zweite: „Numantia und Capua"; der dritte: „Abschied von

Italien"; der vierte: „Gisgon"; der fünfte: „König Prusias." Weniger eingehende Unterhaltungen wurden über das Lustspiel „Aschenbrödel", das Grabbe gleichzeitig vollendete, gepflogen, weil es beide Männer weniger interessirte. Zugleich schrieb Grabbe, dem ein täglicher Platz im Theater gesichert war, Kritiken über die hervorragendsten Darstellungen der düsseldorfer Truppe, die in der damals erscheinenden und von Dr. Martin Runkel redigirten Zeitschrift „Hermann" erschienen und welche er zu jener Broschüre bestimmte, von der schon die Rede war. War es ihm bei dieser Arbeit hauptsächlich darum zu thun, ein Institut, an dessen Spitze sein Schirmer und Gönner stand, in das rechte Licht zu setzen, so fühlte er sich in gleicher Weise gedrungen, für die Popularität der Werke Immermann's, die ihm vom Verfasser geschenkt worden waren, zu wirken. „Da ich Ihre Werke jetzt so vor mir habe", schrieb er an Immermann, „wundert's mich, daß unter so vielen Urtheilen noch kein tüchtiges Urtheil darüber erschienen ist. Die Zeit sitzt wie die gefangenen Juden am Bächlein zu Babylon und ahnt nicht die großen Dichtungen und Ströme, worein die kleinen zerfließen. Ich will sie einmal gründlich zu kritisiren versuchen. Sie willigen wol ein, daß ich die Kritik publicire." *) Sie müssen mir aber Rath dazu geben. Sollte denn der Poet nicht das Recht haben, das jeder Fabrikant hat, seiner Sachen Eigenthümliches bemerklich zu machen?" **) So

*) Memorabilien, II, 78.

**) Ebend., II, 93.

war es kein Wunder, daß sich zwischen diesen beiden Männern täglich neue bedeutende Anknüpfungspunkte fanden.

Am 11. Februar trat Grabbe, wie gewöhnlich von seiner Magd geführt, in Immermann's Wohnung. Unter seinem Arme trug er eine Rolle. Es war das fertige Manuscript des „Hannibal", den er bereits am 30. Januar beendigt hatte und der nun in sauberer Abschrift vorlag.

Da bringe ich Ihnen mein Werk, sprach er zu dem Dichter.

Dieser nahm das Heft und blätterte darin. Auf der ersten Seite fand er die Worte:

„An Karl Immermann!

„Immermann schaffte mir zur Vollendung des «Hannibal» die Muße und stand mir bei mit dem treffendsten Rathe. Mache das Stück ihm und Lesern Freude.

Düsseldorf, 11. Februar 1835. Grabbe."

Immermann gab ihm die Hand und dankte.

Darf es so gedruckt werden? fragte Grabbe.

Es gereicht mir zur Ehre, erwiderte der Freund.

Diese Widmung ist die gerechteste, die jemals geschehen ist, versicherte der andere. Durch Sie ist die Umschmelzung des „Hannibal" zehnmal besser geworden, als er ohne meinen hiesigen Aufenthalt und Ihre Andeutungen geworden wäre.

Welch freudiges Gefühl müssen Sie heute haben, so am Ziele eines Werkes zu stehen!

Gerade im Gegentheil! rief Grabbe. Ich fühle mich jetzt endlos abgespannt. Die Macht der Poesie muß mich in meinem letzten Lebenswirrwarr gehalten haben,

sie muß mein Trost gewesen sein, ohne daß ich es ahnte; sonst müßte der Karthager kläglich aussehen, und das thut das Stück im ganzen nicht. Eigenlob stinkt! Auch bei den „Hundert Tagen" ging mir's seltsam. Ich habe sie ohne Glauben, ohne Liebe und ohne Hoffnung in kalter Lebensverachtung geschrieben.

Unmöglich! rief Immermann.

Und doch wahr! sprach Grabbe. Welch ein unglückliches Dasein habe ich geführt! Seit langen Jahren habe ich mir Tag für Tag den Tod gewünscht.

Immermann schwieg. Er wollte den Schützling nicht um eine Erzählung seiner Schicksale bitten, um nicht zudringlich zu erscheinen. Eine Aufforderung war indeß auch nicht nöthig, denn Grabbe fing von selber an, seine Erlebnisse zu berichten, was er überhaupt gern und mit einer unerhörten Offenheit that, und wovon ihn bisjetzt anderweitige Unterhaltungen abgehalten hatten. Polternd, ruckweise in abgestoßenen Sätzen kam nach und nach ein Lebensbild zum Vorschein, das man in der That traurig, düster, unselig nennen mußte.

Ich wurde, sprach er *), am 11. December 1801 in Detmold, der Hauptstadt des Fürstenthums Lippe-Detmold geboren. Die Stätte, an welcher ich das Licht der Welt erblickte, entbehrte ganz und gar aller Heiterkeit und Anmuth, denn meine Wiege stand im Zuchthof des Orts, und zwar in Zimmern, über und neben denen sich die Zellen der Verbrecher erstreckten und in welche man erst gelangte, wenn man an Schildwachen

---

*) Vgl. Ziegler's „Grabbe" (Hamburg).

und mit eisernen Stangen verriegelten Thüren vorbeigegangen war.

Freilich bin ich nicht der Abkömmling eines Räubers oder Diebes, denn mein Vater war Zuchtmeister und Leihbankverwalter und ein braver, guter Mann, welcher, dem wohlhabenden kleinen Bürgerstand angehörend, bei allen Leuten geachtet und wohlgelitten, in bestem Ansehen stand. Aeußerlich friedlich, ruhig und gelassen, war er doch innerlich zäh und hartnäckig, wie wir Westfalen es oft sind. In seiner Jugend hatte er dem Archivrath Klostermeier als Schreiber gedient. Da fehlte ihm denn eine lackirte Bildung. Aber sein Kopf war klar, seine Ansichten gesund. Er las gern ein gutes Buch, schrieb einen geläufigen Brief, in dem er sich deutlich ausdrückte, und schwatzte vernünftig über die Verhältnisse und Menschen, die er kannte. Meine Mutter, die noch lebt, ist eine starke, hochgebaute Frau. Sie muß in der Jugend schön gewesen sein. Noch jetzt sind ihre Züge ausdrucksvoll und ihre Augen scharf und hell. In ihrem Wesen zuckt etwas Leidenschaftliches und Hastiges. Wunderliche Gedanken und Einfälle kreuzen ihr oft den Kopf und bringen Entschlüsse hervor, die sie mit heftiger Beharrlichkeit verfolgt. Für die Bildung ward ihr Geist nicht geschliffen. Aber im Hause ist sie streng und scharf im Schaffen und Zusehen und draußen rücksichtslos, gerad und offen bis zur Grobheit. Und rechtschaffen ist sie auch, wie solch ein Charakter sein muß; dabei hülfreich und mitfühlend, wo es noth thut.

Ich bin solcher Aeltern richtig Kind. Gutes und Schlechtes in meiner Natur habe ich aber zumeist von

meiner Mutter, wie fast alle Poeten. Nun kam ich aber erst auf die Welt, als meine Aeltern schon acht Jahre verheirathet waren und kaum mehr auf Nachkommenschaft hoffen durften. Leider bin ich auch der einzige Sproß geblieben. Lieb' und Güte hab' ich für ein Dutzend gepflückt, ohne daß ich die Strafe und Prügel für einen einzigen erhielt. Und das war schlimm. Da ich die Weichheit meines Vaters und die Launen meiner Mutter mitbekommen hatte, so war die Mischung dieser Anlagen für das spätere Leben schlecht gerathen. Zudem ließ mein Vater mich gehen. Er erzog keine Männlichkeit in mich hinein. Meine Mutter aber hätschelte in mir mehr ihre eigenen Fehler als ihre Tugenden. Da ich überdies ein schwächlicher Knabe war, so ließ man mir in allem den freiesten Willen. So bildete sich in mir ein Ueberschuß von bunten Launen, bizarren Einfällen, plötzlichen Sprüngen aus dem Hundertsten ins Tausendste, denen der freieste Spielraum geboten war. Dazu kam noch mein abgeschlossenes Jugendleben in einem Hause, das von der Außenwelt bestimmt abgegrenzt war, und unter Menschen, die mit der geordneten Gesellschaft im entschiedensten, ja in feindlichem Gegensatz standen. Gesindel und Nichtsnutze waren die ersten Leute, die ich sah. Die fröhliche Kinderwelt schaute ich nur von fern; in meinen Jugendjahren kamen keine Spielgenossen in das Haus, und ich durfte nicht hinaus, weil meine Mutter, die keine Dienstboten hielt, mich selbst behütete. Was soll aber aus einem Menschen werden, dessen erster Gedanke beinahe

ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben!

Als ich in die Schule ging und einen offenen Kopf zeigte, bildete sich bei meinen Aeltern der Gedanke aus, mich für die Studien zu erziehen, zumal da sie sich in einer langen kinderlosen Ehe ein kleines Vermögen erspart hatten, mit dem sie die Kosten bestreiten konnten. Meine Mutter besonders legte es als ihren Lieblingswunsch an den Tag, daß ihr einziger Sohn dereinst von der Kanzel herab die Herzen seiner Mitbürger rühren möge. So sollte es denn gleich hoch hinaus mit mir. Man setzte mir nicht allein hochfahrende Ideen in den Kopf, man strebte auch danach, mich in Gesellschaft von Kindern höher stehender und vornehmer Familien zu bringen. Die Folge war, daß ich oft von oben herab behandelt wurde. Meine künftige Laufbahn, meine Abkunft, mein Aufenthaltsort wurden verhöhnt und verspottet, was ich ganz gut verstand. So setzte sich Haß, Zorn, Mistrauen früh in meiner Seele fest. Fühlte ich mich daheim nicht frei, offen, unbefangen, so war dies draußen noch weniger der Fall. Da es mir nun auch nicht an Geist fehlte, so fand meine ironische Anlage schon in früher Zeit Gelegenheit, sich auszubilden. Ich erwiderte den Spott mit beißenderm Spott und hatte manches darüber zu leiden. Wer erinnert sich nicht der großen Kriegszüge aus der damaligen Zeit? Die Kinder des Städtchens, wie Kinder denn Affen sind, spielten die große Komödie im kleinen nach und zogen mit hölzernen Degen, papierenen Tschakos und Epauletten im Spiel durch die Straßen. Ich verhöhnte diese

Lappalien, die meiner frühreifen Natur zuwider waren, und mußte alsdann nicht selten die spaßigen Waffen in ernsthafter Weise auf meinem Rücken fühlen. So wurde der Niederschlag aus meinen ersten Lebensbewegungen bittere Galle.

Ein anderes Uebel kam noch hinzu. In der Luft jener Zeit, worin mein Geist zu eigenem Bewußtsein erwachte, wehte der Drang nach Wunderlichkeit und Seltsamkeit. Man wollte das Leben originell und abenteuerlich gestalten und wurde darüber nicht selten formlos, barock und lächerlich. Seit der Sturm- und Drangperiode in unserer Literatur hat diese Richtung stets einzelne Anhänger behalten. Sie ist aber erst ganz in das Mark und Blut der Nation übergegangen, als die romantische Schule mit ihren launenhaften und capriciösen Erfindungen die sogenannten Gebildeten zu beherrschen anfing. Tieck, Clemens Brentano, Achim von Arnim, und in höchster Potenz der tolle Hoffmann schrieben das excentrischste Zeug. Wenn dies nun aufregend und verwirrend auf erwachsene Leute wirkte, wie viel mehr mußte es bei der Jugend der Fall sein! Wir lasen alles wirr und kraus durcheinander, die Räuber- und Rittergeschichten der alten Zeit und die gespenstischen Producte der letzten Tage. Die Folge davon war, daß wir es den fabelhaften Gestalten, die an unserer Seele vorübergingen, gleichthun wollten. Da bei mir die Phantasie sehr thätig war, so trieb ich es bald wie dieses, bald wie jenes Original. Ich war nach der Reihe ein Hamlet, ein Falstaff, ein Faust, ein Don Juan. Es riß zugleich ein ungebundenes Leben bei uns ein, welches in

Rauchen, Trinken und Kartenspiel unzeitige und verderbliche Genüsse erstrebte. Leider entwickelte sich bei mir eine Leidenschaft für geistige Getränke. Ich ging häufig mit meinen Genossen aufs Land, wo wir uns in irgendeinem Kruge so viel starken Grog zurecht brauen ließen, daß wir den Rückweg in gerader Richtung nicht wiederzufinden vermochten. In solchen Kreisen lärmender Brüder fühlte ich mich behaglich und wohl, zumal da sie meinen Witz, der sie nicht selten verhöhnte, nicht allein gelten ließen, sondern auch bewunderten. Mit meinem Ansehen wuchs mein Trotz und meine Keckheit. So erinnere ich mich, daß ich mich einst mit meinen Genossen in einem Conditorladen befand, dessen Besuch den Schülern verboten war, als einer der Lehrer hereintrat, um einen Einkauf zu machen. Alle schraken zusammen, ich aber ließ mir in eitler Renommisterei sechs Gläser Liqueur geben, die ich sofort in Gegenwart des Lehrers hinunterstürzte. In solcher die Gesundheit untergrabenden Weise trieb ich mit aller Gewalt Genialität.

Trotz dieser Beulen und Auswüchse in meinem Leben blieb ich in der Schule im ganzen nicht zurück. Freilich nahm ich den Antheil an der Lehre in meiner eigenen Weise. Die alten und neuen Sprachen interessirten mich nur so weit, als sie mir Kenntnisse von fernen und nahen Stoffen vermittelten. Ihre Formen und das kleinliche Studium derselben war mir widerlich. Für Naturforschung habe ich nie die Sinne gehabt. Geschichte und Geographie aber trieb ich mit Vorliebe. Die großen Thaten der Menschheit zu erkennen und mir die Orte, wo sie geschehen, klar zu machen, das war

meine Liebhaberei. Ganze Nächte konnte ich auf diese Studien verwenden, und meine Mutter mußte mir, wenn ich so recht in ein Buch vertieft war, starken Kaffee kochen, damit ich nicht in den Schlaf fiel. Ich lag dann oft auf der Erde über meinen Karten. Selbst die Schlachten suchte ich mir plastisch darzustellen. Zu diesem Zweck nahm ich, wenn ich Beschreibungen von Kriegszügen studirte, Bohnen, die ich in Haufen vertheilte. Dieselben stellten die Armee mit ihren Führern dar, die ich alsdann allerlei Manöver machen ließ. So gewann ich, ohne daß mir einer Anleitung gegeben hätte, Kunde von den Schlachten Alexander's, Cäsar's, des großen Friedrich und Napoleon's. Mitunter kam über solchen Beschäftigungen einer meiner Kameraden zum Besuch, was mich dann immer verstimmte. Ich rief ihnen mit der größten Aengstlichkeit zu, sie möchten mir meine Bohnen in Ruhe lassen, und wies ihnen sogar die Thür. Den Sinn der Sache hielt ich zugleich ganz geheim, weshalb sich denn die Buben den Kopf über meine Seltsamkeiten zerbrachen. Ueberhaupt ließ ich mir in Betreff meiner Studien nicht gern in die Karten sehen. Mitunter arbeitete ich nämlich recht tüchtig, aber da ich vor meinen Mitschülern den falschen Schein haben wollte, als käme mir alles durch das Genie, so verheimlichte ich die Mühe und den Fleiß. Saß ich so hinter meinem Cäsar, Livius, Horaz und Homer, um mir die fehlenden Wörter im Lexikon zu suchen, und es trat der eine oder andere hinzu, so warf ich die Bücher zur Seite, griff nach irgendeinem abgeschmackten Roman und that, als ob ich nur solche Lectüre triebe.

In gleicher Weise wie die Geschichte interessirte mich die Literatur, über die ich mir bald eine große Uebersicht verschaffte. Die Declamation machte mir schon in frühen Jahren Freude, und ich begnügte mich keineswegs mit einem mechanischen Hersagen der aufgegebenen Gedichte, sondern bemühte mich im Gegentheil, ihnen einen sehr pathetischen Ausdruck zu geben. Auch auf die deutschen Aufsätze verwandte ich stets großen Fleiß. Kein Schüler brachte sie in solcher Ausdehnung wie ich. Dabei war es meine Schrulle, das Geschreibsel so originell wie möglich zu halten. Wie ich im Gespräche gern von einem Gegensatz in den andern verfiel, so übte ich auch hier diese launenhafte Art, sodaß der Lehrer nicht selten den Kopf schüttelte und mich mit Anerkennung meines Talents zu Ordnung und Regel mahnte. Einmal mußten wir ein Märchen als deutschen Aufsatz liefern. Die andern Schüler brachten gewöhnliches Zeug. Ich aber hatte ein wunderliches Ding zusammengeschmiedet. Es war in der That ein Gedicht. Der Lehrer fuhr mich an, als habe ich einen alten Schriftsteller geplündert, ja er sprach von Shakspeare und Calderon. Ich konnte mit gerechtem Stolze sagen, daß ich selbst der Verfasser sei, und fuhr nun fort, für mich allerlei poetische Versuche zu machen, die in das lyrische, epische und dramatische Fach hineinspielten. Auch die Bühne fing an, mich gewaltig zu interessiren. Mein Taschengeld wurde zum Theaterbesuch verwandt; da es aber nicht hinreichte, um mir oftmals diesen Genuß zu verschaffen, so machte ich mir einen Stadtmusikus willig, der mir nunmehr seine Flöte anvertraute, die ich, als

ob ich zur Kapelle gehörte, vor ihm her in das Orchester trug, wo ich in einem verborgenen Winkel hocken blieb. So sah ich in früher Jugend eine Menge von Stücken, die ich schon damals in meiner rücksichtslosen Art in mir und vor andern kritisirte. Sogar ein Trauerspiel wurde begonnen, wüst, wirr, kraus, titanenhaft, das den Pelion auf den Ossa thürmte, und aus dem ich nachmals manche Stellen in meinen „Gothland" verpflanzt habe. Bei all diesen Eigenheiten kann es nicht verwunderlich sein, daß ich in jungen Jahren durch unsere kleine Residenz, in welcher jeder Hans jeden Kunz kennt, als ein Meerwunder ausposaunt wurde. Gleichwol floh ich die Annäherung aller feiner gebildeten Leute, die mich heranziehen wollten, und blieb ein einsiedlerischer, bärbeißiger Geselle, der sich höchstens mit seinen Kameraden herumtrieb. Ich verachtete gewissermaßen die gute Gesellschaft und ihre Formen. Täppisch und linkisch, wie ich war, suchte ich mich nicht einmal im Tanzen, Fechten und Reiten auszubilden. Ich war sogar nicht zu bewegen, den Archivrath Klostermeier, den Vorgesetzten meines Vaters, zu besuchen, der sich, nachdem er von meinem Talent gehört, in der freundlichsten Weise erboten hatte, meine Erziehung zu besorgen.

Allmählich kam die Zeit, wo ich mit meinen Gymnasialstudien fertig wurde und die Universität beziehen sollte. Zum Verdruß meiner Mutter konnte ich mich nicht entschließen, ein Kanzelschläger zu werden. Ich erwählte die Rechtswissenschaft und ging um Ostern

1820 auf die Universität nach Leipzig. Ich belegte sofort sattsam juristische Collegien, aber das Ableiern, das ich bei den Herren Professoren fand, behagte mir entsetzlich schlecht. Das Beste hatte ich ja auch immer aus mir selbst gelernt. Bald hing ich wieder ganz und gar meinen alten Liebhabereien nach. Ich las Geschichte, studirte Literatur, besuchte das Theater und brütete über Dichtungen. Anfangs geschah das alles in der tiefsten Einsamkeit. Allmählich brachte mich aber die Schriftstellerei und die Bühne in mancherlei Gesellschaft. Mit den Studenten zu gehen, den Fechtboden zu besuchen, in der Kneipe nach verrosteten Formen zu trinken, abgedroschene Witze zu machen und dumme Lieder zu singen, sowie an Pfeife und Mütze bunte Farben zu tragen, war ein für allemal nicht meine Sache. Dafür fand ich in der großen Buchfabrik= und Makulaturpapierstadt ein Häuflein von nichtsnutzigen Literaten, die zu allem feil waren. An ihnen konnte ich mein Müthchen kühlen, indem ich meinem Witze freien Lauf ließ, der sie verhöhnte und verspottete, wie es einst mit meinen Schulgenossen geschah. Mit ihnen feierte ich meine Orgien, die in noch erhöhtem Maßstabe fortgesetzt wurden. Daß meine geistige und körperliche Gesundheit darunter litt, erwies sich als natürliche Folge. In meiner Seele war alles zerrissen, sprunghaft, unbeständig. Ich fühlte mich stets aufgeregt, oft um den Himmel zu stürmen, oft um in das Nichts zu versinken. Mein abgespannter Körper konnte nur durch neue Genüsse zu neuen Schwingungen gereizt werden.

Dennoch entstand in diesem tollen Treiben meine

Tragödie „Gothland". Ueber dieser Arbeit drängte sich mir ein anderer Gedanke auf. Da ich immer tiefer in das literarische Leben gerathen war und einen wahren Abscheu vor der praktischen Laufbahn eines Juristen empfand, so erwachte in mir der Plan, mich zum Schauspieler auszubilden. Ich theilte diese Idee dem Professor Amadeus Wendt mit, der mir freundlich entgegenkam. Auch mit dem Schauspieler Jerrmann knüpfte ich Verhandlungen an. Man stellte Proben mit mir an. Die Folge davon war, daß ich wegen meiner Declamation, meiner Stimme und meiner Körperhaltung ausgelacht wurde. Und sie hatten recht, diese Männer. In der Selbstkenntniß war ich in der That noch weit zurück. Aber ich hatte doch den Vortheil von diesen Bestrebungen, daß mein „Gothland" den genannten Männern bekannt wurde und mir kein geringes Ansehen bei ihnen und in weitern Kreisen einbrachte. Bald war ich in der höhern literarischen Gesellschaft Leipzigs eingeführt und von den bedeutendsten Männern, wie von Professor Pölitz und dem Oberhofgerichtsrath Blümer, geschätzt. Ich fing sogar an, mich eines geregelten Lebens zu befleißigen. Ja, ich träumte, daß ich bald den Gipfel des Dichterruhms erklimmen und daß ganz Deutschland seine Augen auf mich richten werde.

In diesem Glauben siedelte ich um Ostern 1822 nach zweijährigem Aufenthalte in Leipzig nach Berlin über, indem ich an diesem Sammelplatze vieler bedeutenden Erscheinungen in Kunst und Literatur mehr Förderung und Befriedigung für meine literarischen Bestrebungen zu finden hoffte. Dort legte ich nochmals Hand

an meinen „Gothland", dessen Ungeheuerlichkeit den jungen Dichtern, Philosophen und Kritikern, mit denen ich nach und nach bekannt wurde, gewaltig imponirte. Bald umgab mich eine Menge von Frischlingen, die mich hier- und dorthin einlud, mir Essen und Trinken bot, mich mit Freibillets für das Theater versah und mir Verbindungen mit Buchhändlern verschaffen wollte. Dabei wurde ich zur Theilnahme an Zeitschriften und Tagesblättern eingeladen. Trotzdem blieb ich meiner bärbeißigen Manier treu, die überall polternd dreinschlug. Die Bewunderung, die ich erregte, trieb mich aber zugleich zu neuem Schaffen. Bald nach dem „Gothland" entstand das Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", in dem ich es vielfach darauf abgesehen hatte, die damalige Literatur und ihre Vertreter zu geiseln. Dann folgte das tragische Spiel: „Nanette und Marie", das ich freilich besser nicht geschrieben hätte. Auch mein Aufsatz über die Shakspeare-Manie hat damals das Licht der Welt erblickt. Schließlich muß ich aber noch aus dieser Zeit die Grundlage zu „Marius und Sulla" herleiten.

Mein Leben wurde in Berlin leider nicht geregelter, als es in Leipzig gewesen war. Die wüste Lust wüster Orgien war mir mit der Zeit in Mark und Blut übergegangen. Ich gerieth aufs neue in den Kreis einer wilden Jugend, denn ich fühlte mich bei ältern und ordentlichen Leuten nie wohl. Ich und meine Genossen bildeten gewissermaßen die Ablösung für den phantastisch überspannten Hoffmann und seine Consorten in der Weinstube von Lutter, wo wir die tollsten Nachtstücke

wilder Schwärmerei aufführten. Freilich waren alle andern viel zahmer und milder als ich, der eine Ehre dareinsetzte, groteske Redensarten zu erfinden und tolle Streiche auszuführen. Wenn ich mir ein paar von meinen borstigen Haaren abschnitt und schwur, ich würde mit diesen Spießen neunundneunzig Poeten und Literaten todt stechen, dann gab es wildes Gelächter. Ging ich, die Hände in den Taschen meiner blauen Hosen, die langen Straßen hinunter und umwandelte mit der Miene eines Pagoden wie ein alter Hexenmeister einen Brunnen, sodaß mich die Leute für einen entlaufenen Tollhäusler hielten, so fand man eine solche Dummheit genial. Was ich that und sprach, ging in meinen Kreisen von Mund zu Mund. Je toller es war, desto besser wurde es gelobt. So närrisch mir das alles heute erscheint, so steigerte es doch meine Eitelkeit. Bei meinem Hochmuth war ich aber zugleich höchst empfindlich. So grob ich oft gegen andere war, so wenig konnte ich es vertragen, wenn mir Maß für Maß gemessen wurde. Ueber meine berliner Sprünge und Possen ist übrigens in literarischen Kreisen vielfach geredet worden. Heine, Uechtritz, Ludwig Robert, Köchy, Gustorff und von Berch haben mir alle näher oder ferner gestanden.

Um Ostern 1823 war mein Triennium beendet. Ich hätte nun nach der Heimat zurückkehren und die praktische juristische Laufbahn antreten müssen. Aber mein Sinn stand nicht auf das stille Detmold. Ich hatte mich daran gewöhnt, in einer großen Stadt zu leben, und meine Phantasie war gefüllt mit Triumphen auf der Bühne und mit Verbindungen der großen Welt.

So tauchte in meinem Hirn aufs neue der Plan auf, Schauspieler zu werden, und ich wandte mich sogar an den Kronprinzen von Preußen, in einem Briefe, der unschicklich genug abgefaßt war, denn ich schrieb ihm, daß ich auf dem Punkte stehe, unterzugehen, wenn der fürstliche Herr sich meiner nicht annehme. Ich fühle einen Drang zur Bühne, er möge mir deshalb ein Engagement vermitteln, die Leute sagten, ich sei ein Genie, zwar wisse ich nicht, was daran sei, aber ich fühle, daß ich eins mit dem Genie gemein habe, nämlich den Hunger, und ich sei wegen Geldmangels genöthigt, diesen Brief mit einem Span zu schreiben. Natürlich blieb ich auf ein solches Schreiben ohne Antwort. So ließ ich mir denn Briefe an verschiedene Theatervorstände geben und verließ die preußische Hauptstadt.

Anfangs dachte ich nach Kassel zu gehen. Von Leipzig, das ich auf der Reise berührte, führte mich mein Stern indeß nach Dresden. Ich hatte nämlich Ludwig Tieck im letzten Herbste meinen „Gothland“ geschickt und jenen Brief von ihm erhalten, welcher dem ersten Theile meiner Schriften vorgedruckt ist. Durch ihn hoffte ich nun eine Stellung beim Theater zu erhalten. Ich meinte, daß ich wenigstens einen guten Regisseur abgeben und daß es mir auf diese Weise gelingen würde, meine Dichtungen auf die Bühne zu bringen. Tieck war anfangs freundlich mit mir. Ich lernte durch ihn die Vorstände des Theaters, namentlich den Herrn von Könneritz kennen. Meine stürmischen Erwartungen versiegten indeß bald im Sande. Mein Vorlesen wollte nicht gefallen, und für die Regie hielt man mich nicht tauglich.

Darüber beschlich mich mein altes Mistrauen. Ich wurde unmustern und unwirsch, beleidigte Tieck und Könneritz und zog von Dresden nach Leipzig, wo ich mich noch einige Zeit in der alten Weise mit frühern Bekannten umhertrieb. Hier wollte mir der Rath Blümer, der mich lieb gewonnen hatte, eine Stelle verschaffen, aber ich war des literarischen Vagabundirens müde und sehnte mich in die Heimat. Mit zerrissenem Gemüth fuhr ich in die grüne Waldstadt Detmold, wo mir der herzliche Empfang des braven Vaters und der treuen Mutter, die mich nach wie vor über alles liebten, einen tiefen Eindruck machte.

Nach dem ersten Wiedersehen hörte ich, daß ich meinen Aeltern viel verstudirt hatte, was mir übrigens auch schon in manchem Briefe mitgetheilt worden war. Es zeigte sich also die Nothwendigkeit, mir eine bürgerliche Stellung zu gründen. Ich meldete mich zum Examen und bestand die Prüfungen am 2. Juli 1824. In unserm Ländchen beginnt die juristische Laufbahn mit der Advocatur. So wurde ich denn Sachwalter. Aber so gut meine Vorsätze für die Zukunft waren, so scheiterte ich doch mit meinen Absichten an der Erbärmlichkeit der Geschäfte. Ich hatte zunächst nur kleine und schlechte Sachen zu vertreten. Wie konnte es mir, der bisjetzt sich fast ausschließlich mit den großen Thaten der Menschheit und mit ihrer Gestaltung in Form der Dichtung abgegeben hatte, genügen, arme Bürger und schäbige Bauern zu vertheidigen, und mich für Wegegerechtigkeiten, Erdlöcher und Plackschulden herumzuzanken? Ein solches Leben wurde mir bis zum Ekel

widerlich. Dabei fehlte es mir an allen gesellschaftlichen Anregungen in meinem kleinen Neste. Die höhern Kreise aufzusuchen, konnte ich mich nicht entschließen, denn ich sah überall hochnäsiges Beamtenthum. Für die kleinern Leute hielt ich mich in verstarrtem Stolze zu gut. Ich hatte nicht vergessen, daß ich der Sohn des Zuchtmeisters war. So trieb ich es aufs neue als einsiedlerischer Sonderling. Ich war sogar zu verdrossen, um die Briefe alter Bekannten, die mir aus Berlin und Leipzig zukamen, zu beantworten, ja um sie zu öffnen.

In dieser traurigen Lage öffnete sich mir die Aussicht, als Gehülfe beim Archiv und bei der Bibliothek angestellt zu werden. Der Archivrath Klostermeier, der mein Gönner geblieben war, that alles, um mir diese Stelle zu verschaffen. Von der Literatur wußte ich genug, um mich in der Bibliothek nützlich zu machen; ich bemühte mich nun auch um archivalische Kenntnisse und studirte alte Handschriften und Drucke. Dann schrieb ich mein Gesuch und reichte es ein. Von Klostermeier wurde der Antrag lebhaft unterstützt. Aber der Regierungsschef hatte bereits seinen eigenen Candidaten, der mir, obgleich er weniger wußte als ich, sofort vorgezogen wurde. Daß mir eine solche wissenschaftliche Stellung entging, brachte mich fast zur Verzweiflung, denn in diesem Fache hätte ich meinen Liebhabereien nachhangen können. Jetzt aber mußte ich wieder in die Advocatur zurück. Es fehlte nicht viel, daß ich mir eine Kugel vor den Kopf geschossen hätte. Ich wünschte mir den Tod. Am liebsten wäre es mir gewesen, wenn ich nie gelebt hätte.

In diesem gänzlichen Ueberdruß am Dasein, das mir fast erwürgend auf der Seele saß, ging mir mit einem male ein neuer Stern auf. Zunächst erhielt ich nämlich eine Anstellung als Auditeur beim lippeschen Militär. Der frühere Auditeur war nämlich gegen das Ende 1826 bedenklich krank geworden, sodaß er seine Geschäfte nicht mehr besorgen konnte und eines Stellvertreters bedurfte. Die Regierung aber hatte, besonders auf Verwendung des Archivraths Klostermeier, die Anordnung getroffen, daß ich die Arbeiten dieses Mannes besorgte. Derselbe starb 1827, und ich trat in sein Amt. Freilich wäre ich viel lieber beim Archiv angestellt gewesen. Aber ich hatte doch nicht mehr mit elenden Handwerkern und Bauern zu thun, stand im Dienste des Staats, war angemessen besoldet und nahm eine ehrenvolle Stellung ein.

Noch günstiger aber wirkte ein anderes Ereigniß auf meine Stimmung ein. Ich hatte nämlich bei meinem leipziger Aufenthalt einen jungen Buchhändler Namens Kettembeil kennen gelernt. Dieser schrieb mir eines Tags, daß er die Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt am Main angetreten habe und meine Dichtungen zu verlegen wünsche. Ich ging auf seinen Vorschlag ein und machte ihm die zwei ersten Bände zurecht, welche denn auch 1827 erschienen. Ich darf wol sagen, daß sie eine allgemeine Verwunderung, wenn auch keine gleichmäßige Bewunderung im deutschen Publikum erregten. Man besprach sie, als wäre ein Meteorstein in die damalige Literatur gefallen. Mir war das gerade recht; bei meinem Wesen, das sich in den kolossalsten

Gegensätzen gefiel, konnte ich diese Stimmung über mich und meine Werke nur mit Freude bemerken. In der Stadt sah man mich seit dieser Zeit mit andern Augen an. Man suchte mit mir zu reden und mich einzuladen. Ich ging nun auf Bälle, in Concerte und ins Theater — wo man auf mich hinwies wie auf eine ungewohnte Naturerscheinung.

Da sich unter Umständen sowol durch mein Amt wie durch das vom Buchhändler empfangene Honorar meine Verhältnisse gebessert hatten, so richtete ich mich besser ein, indem ich mir eine hübsche Wohnung miethete, die ich mit guten Geräthen versah. Zugleich erwachte die Lust zu neuen poetischen Gestaltungen. Manche Plane, die mir formlos durch den Kopf gegangen waren, gewannen Fleisch und Blut. So arbeitete ich im Sommer 1828 meine Tragödie „Don Juan und Faust" aus. Daran reihten sich alsbald der „Barbarossa" und „Heinrich VI." im Jahre 1829, und 1830 „Napoleon oder die Hundert Tage".

Hier schwieg Grabbe.

Immermann aber nahm das Wort und sprach: Sie hören gerade an dem Punkte auf, wo Sie sich der Anerkennung einer Nation erfreuen. Wie können Sie sich da den Tod wünschen?

Die Weiber, o die verfluchten Weiber! fuhr jetzt der Auditeur auf und stampfte mit dem Fuße auf die Erde. Aber ich kenne sie ja eigentlich nicht, fuhr er dann fort. Ich weiß nur von Einer. Und die war ein Satan, der mir das Leben zur Hölle gemacht hat. Stille davon! Die Frau, die den Menschen erlöst und ihn in den

Himmel hebt, ich habe sie nie gesehen. Und dennoch weiß ich, daß sie leben muß, denn die Dichter haben sie geschildert. Und was die Kunst bildet, das hat innere Wahrheit.

Immermann sah nachdenklich in die Luft. Ein Diener trat ein und fragte, ob die Herren nicht den Thee bei der Frau Gräfin einnehmen wollten. Der Dichter lud Grabbe ein, ihm zu folgen.

Ich habe noch eine Bitte an Sie, sprach Grabbe. Früher bat ich Sie einmal um Abschreibereien. Ich bedarf jetzt einer solchen Arbeit, damit ich nicht in dumpfes Brüten über mein unglückliches Leben verfalle.

Was denken Sie? antwortete Immermann. Sie können sich mit Lectüre beschäftigen. Ich werde Sie, der eben einen „Hannibal" geschaffen hat, doch nicht zum Copisten machen!

Wenn ich Ihnen aber sage, daß eine solche Abschreiberei eine Arznei für mich sein wird? erwiderte der andere.

Ei, so schreiben Sie doch etwas von Ihren eigenen Werken ab, meinte der Dichter.

Das geht nicht, das ekelt mich an, rief Grabbe. Ich muß durch die Arbeit eines andern gefesselt werden, denn ich mag die eigenen Gedanken nicht wiederkauen.

Immermann lächelte und sprach: Sie sind ein seltsamer Kauz. Aber da habe ich gerade „Hermann und Dorothea" von Töpfer liegen, das ich eben zum Theatercopisten schicken wollte. Ist es Ihnen wirklich Ernst mit der Abschrift, so mögen Sie's meinetwegen mitnehmen.

Schon gut, sprach Grabbe, nahm das Manuscript und steckte es in die Tasche.

Dann verließen die beiden Männer die Stube, schritten durch den Flur und stiegen die Treppe hinan. Der Diener öffnete dort eine Thür, und sie traten in die Gemächer des ersten Stocks.

Zehntes Kapitel.

Die Zimmer, welche im Schimmer einer sanften Lampenbeleuchtung die beiden Dichter empfingen, konnten sich keineswegs mit den feinen und eleganten Räumen der heutigen großen Welt vergleichen. Es fiel dem Auge sogleich auf, daß die Decken sehr niedrig und die Fenster und Thüren auffallend klein waren. Auch das Geräthe, das ringsum stand, gehörte in seinen Formen nicht dem neuesten Geschmack an. Gleichwol erschien die Wohnung äußerst anmuthend und heimelnd. An der Art und Weise, wie Tische, Stühle, Sessel, Sofas, Schränkchen und Spiegel geordnet waren, bemerkte man den feinen Sinn, welcher die regelnden Hände lenkte. Noch mehr wurde der Reiz der Stuben erhöht durch die allerliebsten Gruppen von Blumen und Rankengewächsen, welche hier eine Ecke, dort eine Fensternische ausfüllten. Auch auf den Tischen standen trotz der frühen Jahreszeit Vasen mit zarten Blumen, welche die Räume durchdufteten. Fand das Auge nun allerlei Gegenstände, an denen es sich labte und erquickte,

so bot sich doch auch dem Geiste, sobald man eine genauere Nachforschung hielt, vielfältige Nahrung; denn an den Wänden zeigten sich nicht allein Bücherschränke, welche eine ausgewählte Bibliothek enthielten, man fand an denselben auch Bildnisse berühmter Männer, Kupferstiche, Gemälde und Zeichnungen aufgehängt und in Büsten aufgestellt. Ueberall wehte dem Beschauer der Gedanke des historisch Gewordenen entgegen. Wer diese Wohnung eingerichtet hatte, der that es sicher mit innigster Hingebung an tausend schöne Erinnerungen, die lachend und traurig, heiter und düster gewesen sein mußten. Daß hier vorzugsweise eine weibliche Hand ihre Thätigkeit entwickelt hatte, konnte dem forschenden Blicke nicht entgehen. Wie man sagt: Der Stil ist der Mensch, so kann man auch wol behaupten: Die Wohnung ist das Weib. Die Gebieterin dieser Wohnung aber war die Gräfin Ahlefeldt, die Freundin Immermann's.

Elisa Davidia Margaretha, Gräfin von Ahlefeldt-Laurwig*), wurde im Jahre 1790 den 17. November an dem Geburtstage ihres Vaters auf dem Schlosse Trannkijör auf Langeland geboren. Ihr Vater, Graf Friedrich, war einem altadelichen Geschlechte entsprossen, das 1665 von Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand und 1672 vom König von Dänemark in den dänischen Grafenstand erhoben und mit der Grafschaft Langeland belehnt wurde. Rang, Macht und Reichthümer

*) Vgl. Ludmilla Assing, „Gräfin Elisa von Ahlefeldt" (Berlin 1857).

verliehen ihm ungewöhnliches Ansehen. Er war Offizier und Kammerherr des Königs Friedrich VI. von Dänemark, der ihn als einen kräftigen, stattlichen Mann, welcher Jagd und frohes Leben liebte, ganz besonders bevorzugte. Sowol sein Gebieter wie die andern Mitglieder des königlichen Hauses kamen als Gäste nach dem Trannkijörschlosse, das sich unweit des Meeres einer prächtigen Lage erfreute, und wo seine Gattin Luise Charlotte, geborene von Hedemann aus Holstein, eine schöne, feine, verständige Frau von der edelsten Sinnesart, neben ihm Gastfreundschaft übte. Ein Sohn, welcher der Erbe eines reichen Besitzes geworden wäre, starb gleich nach der Geburt. Elisa blieb ohne Geschwister.

Die Erziehung, die man der jungen Gräfin zu geben bemüht war, ließ nichts zu wünschen übrig. Ihre Leiterin in Leben und Wissen war Marianne Philippi aus Hamburg, welche sich bestrebte, die von der Natur reich und schön begabte Zöglingin in jeder Weise an Geist und Gemüth zu heben. Da auf dem Schlosse zugleich die weiteste Gastfreundschaft herrschte, weshalb es fast nie an gebildeten Menschen aus allen Ständen fehlte, so lernte sie auch frühzeitig die Welt kennen, beobachten und in ihren einzelnen Mitgliedern lieben oder verachten. Freundlichkeit und Wohlwollen waren indeß bei weitem die vorwiegenden Eigenschaften ihres Charakters. Da sie sich aber nicht allein geistig, sondern auch körperlich auf das glücklichste entwickelte, und sich namentlich durch die seltenen Reize anmuthvoller Weiblichkeit auszeichnete, die immer schwerer wiegen, als vollendete, aber nicht

seelisch durchdrungene Schönheit, so übte sie schon in früher Jugend einen entschiedenen Eindruck auf die Herzen der Männer aus. Selbst ein Mann von so ausgezeichneter Stellung wie der damalige hannoverische Oberst Karl von Alten, der sich durch kriegerische Thaten in Portugal und Spanien und in der Schlacht von Belle-Alliance hervorthat, als General in den Grafenstand erhoben und durch ein Standbild auf dem Waterlooplatze zu Hannover verewigt wurde, empfand für das zwölfjährige Mädchen eine so tiefe Neigung, daß er ihr drei Jahre später seine Hand anbot, die sie aber ausschlug, weil sich für den einundvierzigjährigen Soldaten kein Gefühl in ihr regte. Ja, einen schlichten Matrosen, der ihr bei einem Aufenthalte in Hamburg begegnete, bezauberte sie ein Jahr später durch ihren frischen, rosigen Eindruck auf der Straße in einer Art, daß sich der dreiste Bursche nicht entschlagen konnte, sie in die Höhe zu heben und sie zu ihrem größten Schrecken zu küssen, worauf er vergnügt weiter eilte und in der Menge verschwand.

Leider wurde aber ihre Jugend durch traurige Mißhelligkeiten im älterlichen Hause getrübt. Ihr Vater, vergnügungssüchtig, leichtsinnig und nicht gewohnt, sich einen Genuß zu versagen, machte nicht allein einen Aufwand, der über seine glänzenden Verhältnisse hinausging, er hatte auch, da er auf seinem Schlosse Theater spielen und Concerte halten ließ, allerlei Liebesverhältnisse angeknüpft, welche die Mutter in der tiefsten Seele kränkten und verletzten. Die Gräfin Ahlefeldt, die eine Trennung für nöthig hielt, welche später eine Scheidung

zur Folge hatte, verließ deshalb mit der Tochter die Heimat. Sie brachten den Winter in Ludwigsburg zu und gingen 1808 in das Bad Nenndorf, welches damals sehr besucht war und den Damen namentlich zu einer Bekanntschaft Gelegenheit bot, die für Elisa's Leben entscheidend war. Sie saß nämlich eines Tags bei Tisch neben einem französischen Offizier, der im Eifer der Unterhaltung ihre schöne weiße kleine Hand erfaßte, was ihr einen so unangenehmen Eindruck machte, daß sie sofort nach der vor ihr stehenden Wasserflasche griff und vor aller Augen die Finger begoß und abwusch. Einige an der Tafel sitzende preußische Offiziere, welche den Vorgang ansahen, glaubten darin ein Zeichen glühender Vaterlandsliebe und heftigen Hasses gegen Napoleon, der damals Deutschland mit gewaltiger Hand unterdrückte, zu gewahren. Sie suchten die Bekanntschaft der Gräfin und ihrer Tochter, welche sich indeß in Betreff ihres voreiligen Benehmens bei dem Fremden entschuldigt hatte, und wurden freundlich aufgenommen. Unter ihnen befand sich Adolf von Lützow.

Dieser sechsundzwanzigjährige Hauptmann hatte bereits die Kriege am Rhein mitgemacht, in der Schill'schen Freischar sowie bei der Vertheidigung Kolbergs mit Auszeichnung gefochten, wofür er den Orden pour le mérite erhielt, und pflegte jetzt, nachdem er in jener traurigen Zeit den Abschied genommen hatte, in Nenndorf die vernarbten Wunden. Sein Aeußeres war weder schön, noch geistreich, noch bedeutend. Aber in seinen Zügen lebte eine angenehme Gutmüthigkeit. Be-

sonders seine großen blauen Augen trugen den Ausdruck von Treue, Wohlwollen und Bravheit. Das runde Gesicht war von schlichten, blonden Haaren umgeben, ein blonder Bart bedeckte die Oberlippe. Das Kinn zeigte sich kurz und etwas vorspringend. Der Wuchs war von mittlerer Größe. Mit einem offenen männlichen Wesen und einem Zuge soldatischer Munterkeit mußte er Jedermann einnehmen. Was aber Elisen besonders an ihm gefiel, war seine warme Liebe für das Vaterland, dem er gern Blut und Leben geopfert hätte, für welches er bereits ein tapferer Streiter gewesen war, und dem er auch seine Zukunft widmen wollte. Als er Elisen zum ersten mal sah, war seine Abreise bereits für den folgenden Tag festgesetzt. Nun aber blieb er von Woche zu Woche. Die Herzen der jungen Leute öffneten sich einander, ohne daß ein entscheidendes Wort gefallen wäre. Sobald sie sich aber getrennt hatten, ließ die Werbung des jungen Offiziers nicht auf sich warten. Elisa verlobte sich ihm. Einer raschen Verbindung stellten sich indeß die mächtigsten Hindernisse entgegen, denn ihr Vater, der Graf Ahlefeldt, verweigerte seine Einwilligung hartnäckig. Es bedurfte eines fast zweijährigen Kampfes, bis Lützow mit seiner Braut am 20. März 1810 vor den Altar trat. Das junge Paar siedelte sich in Berlin an, wo Elisa eifrig an der Fortbildung ihres Geistes arbeitete und im Theater sowie durch verschiedene Größen der damaligen Zeit mannichfache Förderung erhielt. Zwei Jahre später verlor sie leider ihre geliebte Mutter, zu welcher sie denn auch, um ihre letzten Stunden zu erheitern, in die Heimat

eilte. Die arme Frau erlag dem Kummer, den ihr das ausschweifende Leben ihres Gemahls bereitet hatte.

So begann das Jahr 1813 und mit ihm jene denkwürdige Zeit unserer Geschichte, die jedem Deutschen unvergeßlich bleiben wird. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, rief: „Die Jugend meines Volkes rüste sich zum Schutz des Vaterlandes!“ Sein Wort zündete wie der Blitz. Die Begeisterung der Nation schlug in hellen Flammen empor. Niemanden aber drang die neue Kunde freudenreicher und ergreifender zum tiefsten Herzen als Lützow, der in thatenloser Stille sein Dasein dahingequält hatte und der nur durch den Besitz seiner Elisa mit der schlimmen Zeit versöhnt worden war. Er fand in seiner dänischen Gemahlin zum Glück ein deutsches Weib, das sich in alle Noth und Freude des Vaterlandes hineingelebt hatte. Beide begaben sich sofort nach Breslau, wohin die kampffähige Jugend eilte, um Kriegsdienst gegen den fremden Eroberer zu nehmen. Dort begann Lützow seine Freischar zu bilden. Aus dem Hörsaal, der Kirche, vom Lehrstuhl, aus der Gerichtshalle strömte es ihm von allen Seiten zu. Der Student war der Nebenmann des jungen Geistlichen, Aerzte, Künstler, Lehrer, Naturforscher, hochgestellte Beamte fanden sich ein. Jetzt erst zeigte sich das Talent des kühnen freisinnigen Lützow von der schönsten Seite, denn er hielt diese wundersame Genossenschaft fest und heiter zusammen. Elisa stand ihm begeisternd und ermuthigend bei. War ihr Gemahl durch Geschäfte behindert, so nahm sie in ärmlichen Bierstuben die Anmeldungen der Helden des Freiheitskampfes an. So

sammelte sich um das edle Paar eine Schar von Männern, unter denen Friesen, Graf zu Dohna, Reil, Vietinghoff, Eckstein, Palm, Thümmel, Dorow, Beuth, Helmenstreit, Ennemoser, Kruckenberg, Petersdorf, Jahn, Berenhorst, Meckel, Förster und Theodor Körner aufzuführen sind. Mit Recht nennt der Dichter diese Freischar: die Poesie des Heeres. Sie gingen alle in Schwarz. Der Todtenkopf schmückte ihre Kopfbedeckung. „Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.“

Als es in Kampf und Streit ging, hielt Elisa sich stets in der Nähe des Kampfplatzes. So kam sie mit den besten und edelsten Männern der Zeit unaufhörlich zusammen. Zu den Kriegern, welche sie selber zu Breslau in einem elenden Kruge angeworben hatte, gehörte auch Theodor Körner, der von Wien aus herbeigeeilt war. Als er im Dorfe Rogau bei Zotten den Eid der Treue unter dem Gesange eines von ihm gedichteten Chorals ablegen sollte, war seine Uniform nicht fertig. Elisa half den Schneider anfeuern, das Kleid wurde zur rechten Zeit abgeliefert, und der Held von der Nadel nähte sich selbst eine andere Montur und trat in die Freischar. Zu dem schönen, blonden Friedrich Friesen mit den feinen, fast mädchenhaften Zügen, welcher von allen, die ihn kannten, heiß geliebt wurde, „Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden“, wie ihn Jahn beschreibt, „ein lichter Schönheitsstrahl“, wie Arndt von ihm gesungen, fühlte sie sich besonders in schwärmerischer Freundschaft hingezogen, denn beide waren ihrem ganzen Wesen nach verwandt. Niemand ist

wol inniger von ihr beklagt worden als dieser Jüngling, der früh von meuchlerischer Hand in den Ardennen fiel, und dessen Reste von seinem Freunde Vietinghoff im fremden Lande aufgesucht, aus der Erde gescharrt und jahrelang in einer gläsernen Truhe umhergeführt wurden. War er ihr doch auch in der Nacht vom 15. März 1814, wo er den Tod erlitt, mit einer tiefen Wunde im halben Schlafe am Bett erschienen. Auch den edeln Dichter Max von Schenkendorf lernte sie kennen, als sie sich auf ihren Fahrten zu Kleve bei der Mutter Beuth's aufhielt und auf der alten Ketschenburg, unweit der Stadt, in dem kleinen traulichen Zimmerchen wohnte, welches scherzend die Schiffskajüte genannt wurde. Wie sie selber sagte, hätte sie der Besuch eines Königs nicht so glücklich gemacht wie die Erscheinung des prächtigen Ernst Moritz Arndt, den sie zu anderer Zeit in Düsseldorf sah.

In der Schlacht bei Leipzig hatte Lützow das Unglück, in französische Gefangenschaft zu fallen, die aber nicht lange dauerte, da das Glück sich bald auf die Seite der Alliirten wandte, Frankreich besiegt und Napoleon gestürzt wurde. Unter dem Jubel des ganzen Vaterlandes kehrte Lützow mit seinem Weibe nach Berlin zurück. Dort erhielt er den Befehl, sich mit seinem Regiment nach Königsberg zu begeben. Elisa folgte dem Manne und freute sich mit alten Bekannten, wie Petersdorf, Helmenstreit und Palm, in Ostpreußen zusammenzutreffen, sowie in Johanne Motherby, der geistreichen Frau eines geachteten Arztes, eine treue Freundin für das Leben zu finden. Wie aber die Ruhe im

Militärstande selten lange Zeit dauert, so wurde Lützow schon im folgenden Jahre nach Posen und von dort wieder sogleich als Brigadegeneral nach Münster versetzt, wo er im Juli 1817 mit seiner Gemahlin anlangte.

Die junge Generalin von Lützow war zu sehr an den Umgang mit den lebendigsten, geistreichsten und begeistertsten Männern der damaligen Zeit gewöhnt, um in dem stillen, steifen und kleinlichen Münster und seinem isolirten Leben rechtes Gefallen zu finden. Mit ihrer eingeborenen Anmuth und ihrem anregenden, geselligen Talent gelang es ihr zwar, einen kleinen Kreis von gleichgesinnten Menschen um sich zu versammeln, die ihre Neigungen und Bestrebungen theilten. Wo aber waren die Dichter und Helden des Freiheitskriegs, mit denen sie so viele schöne Tage und Stunden verlebt hatte? Es konnte um so weniger verwundern, daß sie sich nach vergangenen Zeiten sehnte, da auch Lützow ihr keinen Ersatz für die vergangenen Erlebnisse und Begegnungen bot. Sie gewahrte von Tag zu Tag mehr, daß ihr Gemahl ein trefflicher Haudegen im Kriege gewesen war, daß ihn aber der Friede geistesträge und uninteressant machte. Zu Thaten mit der Faust war er gerecht, aber nicht zu Thaten des Geistes. Sein Leben ging bald in soldatischen Formen auf. Hatte er seinen Dienst abgethan, so erfreute er sich in oberflächlichster Unterhaltung mit seinen Genossen über Dinge, für die sein Weib keine Anlagen besaß. Was konnten ihr auch Uniform, Soldaten, Pferde, Lederzeug und nebenbei etwas Klatsch über Beförderungen und Zurücksetzungen

gelten? Zugleich liebte er einen guten Trunk und den Spieltisch für den Abend. Die einzige Aufmerksamkeit, die er ihr schenkte, bestand dann und wann in einem Ritt durch die Stadt und über Land. In ihrem so engen Freundeskreise, wo die höhern Interessen des geistigen Lebens verhandelt wurden, und der von Henriette von Paalzow, der nachherigen Romanschriftstellerin und Schwester des Malers Wilhelm Wach, von dem Geschichtschreiber Friedrich Kohlrausch und dem Oberconsistorialrath Möller, einem freisinnigen Geistlichen, besucht wurde, fühlte er sich stets gelangweilt.

So vergingen zwei Jahre ihres Lebens, als im Sommer 1819 ein junger Mann nach Münster kam, der als Auditeur für die dortige Garnison bestimmt war. Er hieß Karl Immermann. Sein Dienstverhältniß in der Armee führte ihn in das Lützow'sche Haus. Die Generalin lernte ihn kennen. Sie erfuhr, daß er in der Schlacht von Waterloo als neunzehnjähriger Jüngling mitgefochten hatte und daß er Dichter sei. Gleiche Erinnerungen an eine große, mächtige Zeit und gleiche Zuneigung zur Poesie verknüpften bald die Seelen, die gleichmäßig erfreut waren, sich zusammenzufinden und in Gesprächen zu begegnen, deren Inhalt die höchsten Interessen der Menschheit betraf. Da Frau von Lützow zugleich Rechtsstreitigkeiten in ihren Vermögensangelegenheiten zu schlichten hatte, so wählte sie den jungen Juristen zu ihrem Beistande. Auf diese Weise entstand eine Vertraulichkeit nach allen Seiten hin, daß das Verhältniß sich nicht enger gestalten konnte. Immermann war fast täglich in dem Lützow'schen Hause. Er las

der Generalin seine eigenen und fremde Dichtungen vor. Sie unterhielten sich über Poesie und Geschichte. Sie schwärmten für die Ideale der Schönheit und die Größe des Vaterlandes. Mitunter galt es auch ernste, geschäftliche Verhandlungen zu führen. Für Elisa ging ein neues Leben auf. In gleicher Weise war für Immermann ein neues Leben aufgegangen, denn die Frau, mit der er stets zusammen war, wurde seine Muse. Sie begeisterte ihn zu neuen Dichtungen. Sie war der Inhalt seines Daseins, denn sie legte jenes zarte, feinfühlende Verständniß für Welt und Menschen an den Tag, das in weiblicher Passivität den wahrhaften Mann und Dichter über alles anzieht und bezaubert.

Dieses stets inniger werdende Verhältniß dauerte fünf schöne Jahre. Da traf mit einem male ein Schlag in das Lützow'sche Haus. Der Vater der Generalin, welcher trotz aller Bedrängnisse in seinen Vermögensangelegenheiten das frühere tolle Leben fortsetzte, wurde in einer Gesellschaft, die er am Geburtstage des Königs von Dänemark um sich versammelt hatte, vom Schlage getroffen. Bald darauf verließ Immermann, der als Criminalrichter nach seiner Vaterstadt versetzt worden war, den münsterischen Kreis. Daran schloß sich die plötzlich ins Werk gesetzte Scheidung Lützow's und seiner Gemahlin. Ueber die Ursachen und Gründe dieses Ereignisses legte sich indeß ein undurchdringlicher Schleier. Elisens Freunde, welche die ihnen allen so theuere Frau in Schutz nahmen, gaben dem derben Gatten die Schuld, der es doch, wie er sich selbst geäußert, auf nichts anderes als auf eine reiche Frau

abgesehen und seine Täuschung, nachdem Elisens Vater das Vermögen in der tollsten Weise vergeudet, klar ausgesprochen hatte. Andere behaupteten sogar, er sei willens gewesen, eine andere reiche junge Dame, deren Neigung er sicher zu sein glaubte, zu heirathen, und er habe Elisen zuerst deshalb bestimmt, sich von ihm scheiden zu lassen. Von Lützow's Freunden wurde dagegen alle Schuld auf die Frau geworfen. Sie behaupteten, daß zwischen ihr und Immermann ein Liebesverhältniß bestehe, welches den Bruch der Ehe veranlaßt habe. So viel schien indeß gewiß, daß die Scheidung auf gütlichem Wege bewerkstelligt wurde. Es fiel kein hartes und leidenschaftliches Wort zwischen den beiden Gatten. Sie trennten sich als Freunde und blieben auch noch in lebendigem Briefwechsel, selbst als Elisa Münster verlassen hatte und Lützow sich später wieder verheirathete, was indeß nicht mit der genannten jungen reichen Dame, sondern mit der Witwe seines Bruders Ferdinand geschah.

Die Generalin verließ die Stadt, in der sie soviel Heiteres und Trübes erlebt hatte, im Sommer 1824 und ging für den Winter nach Dresden. Während ihres dortigen Aufenthalts wurde die Scheidung gerichtlich ausgesprochen mit den Gründen: „Obgleich diese Ehe anfänglich glücklich war, so ward doch der eheliche Friede späterhin durch verschiedene Ansicht von der Welt und dem menschlichen Leben gestört. Keinem Theil ist ein Uebergewicht der Schuld beizulegen, beiden Theilen die Wiederverheirathung in unverbotenem Grade gestattet.“ Elisa ging im folgenden Sommer nach Ems und

Schlangenbad. Dann begab sie sich nach Magdeburg, um in Immermann's Nähe zu leben, mit dem sie fortwährend durch häufigen Briefwechsel in der innigsten Verbindung gestanden hatte. Zwei Jahre blieben sie sich nahe. Dann wurde der Dichter im Jahre 1827 zum Landgerichtsrath in Düsseldorf ernannt. Auch jetzt folgte Elisa, die bereits wieder den väterlichen Namen Gräfin Ahlefeldt angenommen hatte, und bezog mit ihm das Landhaus in Derendorf, welches noch jetzt von beiden bewohnt wurde.

Es war die Gräfin Elisa von Ahlefeldt, welche den beiden Männern in den von ihnen betretenen Räumen entgegentrat. Immermann stellte Grabbe vor. Die Dame empfing den kurzsichtigen, barocken Auditeur mit einem Gruße voll eigenthümlicher Liebenswürdigkeit und Grazie. Es war ein Gruß der ganzen Person, in dem der Hauch einer schönen und edeln Seele lag, und der gleichmäßig im Blick des Auges, in den Zügen des Mundes, der Beugung des Kopfes, der Bewegung der Hand, kurz, in der ganzen hohen, edelgeformten und anmuthigen Gestalt sichtbar wurde und den vollen bezaubernden Ausdruck der Freude wiedergab. Grabbe, der sich bisjetzt niemals in besonders bevorzugter weiblicher Gesellschaft befunden hatte, fühlte sich von ihrem Gruß überrascht, denn ihre Art und Weise, aus der eine gewisse Inbrunst des Herzens sprach, legte eine Art Verpflichtung auf, mit ihr nur gut und freundlich zu sein und nur Schönes und Edles zu leisten. So betrachtete er sie mit einer gewissen Andacht. Obgleich sie nicht schön war, so imponirte doch ihr helles, blaues,

seelenvolles tiefes Auge, ihre hohe, schlanke, auch in ihren Jahren noch jugendlich anmuthige Gestalt. An ihr Alter dachte man nicht. *) Daß sie sechs Jahre mehr als Immermann zählte, konnte man kaum glauben.

Sie führte die beiden Männer an den Theetisch, auf dem man gleichfalls eine feinordnende weibliche Hand gewahrte. Dort saßen verschiedene Männer und Frauen, welche den kleinen Freundeskreis des Hauses ausmachten. Alle betrachteten Grabbe mit äußerster Neugier. Es trat darüber eine peinliche Pause ein, welche die Gräfin sogleich durch ihr angeborenes Talent, der Unterhaltung die rechte Wendung zu geben, endigte.

Sie haben eine lange Verhandlung miteinander gehabt, sprach sie, als Immermann mit dem Fremden Platz genommen hatte. Ohne Zweifel sind interessante Dinge da unten besprochen worden, die uns auch hier oben Stoff zur Unterhaltung bieten.

Immermann schwieg nicht ohne einige Verlegenheit, denn er hielt sich nicht für befugt, die Mittheilungen des unglücklichen Mannes zu wiederholen.

Grabbe aber nahm unbefangen das Wort und sagte: Wir sprachen von dem Leben des Dichters, das meistens verfehlt und unselig ist. Ach ja, der Poet erfreut sich selten eines glücklichen Daseins. Eine unzeitige über-

---

*) Diese Beschreibung gab Feodor Wehl in den „Jahreszeiten". Vgl. Ludmilla Assing, „Gräfin Elisa von Ahlefeldt", S. 187 fg.

spannte Reizbarkeit bringt ihn stets in Conflicte mit seiner Umgebung. Die Liebe, welche ihn heben soll, stürzt ihn gewöhnlich aus allen Himmeln.

Sollte das nicht meist an den Persönlichkeiten liegen? fragte einer der Anwesenden.

Und sind nicht auch die Zeitstörungen daran schuld? warf ein anderer ein.

Damit war der Unterhaltung ein weiter Stoff gegeben. Man ging die einzelnen Dichter der Heimat durch und fand, daß im ganzen das häusliche Leben der Männer aus der classischen Periode nicht viel zu wünschen übrig lasse. Klopstock, Wieland, Herder, Schiller waren in ihrer Familie nicht unglücklich und unbefriedigt gewesen. Man kam überein, daß sie in der Dichtung wie im Leben stets einen festen Halt gehabt hatten. Wie ihre Richtung eine in sich fertige war, so hatte auch ihr Charakter eine innere, sichere Abgeschlossenheit erhalten. Was Goethe anbetraf, so waren die Stimmen getheilt. Die einen nannten ihn einen seligen Liebling der Götter, während die andern ihm ein unbefriedigtes Dasein zuschreiben wollten. Und so blieben denn auch die Meinungen über diese geniale Natur, die weitaus über alle Zeitgenossen an breiter und tiefer Weltanschauung hervorragte, verschieden. Am härtesten sprach man sich unbedingt über die Romantiker aus. Bei ihnen fehlte es fast überall an Harmonie zwischen dem äußern und innern Leben. August Wilhelm Schlegel, der den größten Theil seiner kräftigen Tage mit der Frau von Staël umhergezogen, war nie in ein

fröhliches Hauswesen gelangt. Sein Bruder Friedrich hatte die Frau Veit entführt. Tieck fand nach einer gleichgültigen Ehe erst bei einer Freundin späte Ruhe. Achim von Arnim mochte auch mit Bettina Brentano nicht die heitersten Tage erlebt haben, denn der eben erschienene „Briefwechsel eines Kindes mit Goethe", der so übertrieben offene Enthüllungen enthielt, ließ gleichfalls nicht auf ein ebenmäßiges Verhältniß schließen. Von Clemens Brentano wußte man, daß seine zweite Ehe durchaus unglücklich gewesen war. Heinrich von Kleist endlich hatte sich und seiner Geliebten den Tod gegeben. Wie konnte sich soviel gleichmäßiges Unglück bei so vielen Dichtern derselben Zeit gestalten?

Die ganze Richtung taugt nichts, rief Grabbe, denn sie war launisch, capriciös, fremdartig und dem Geist und Wesen der germanischen Völker widersprechend. Anregend, ja, das waren die Romantiker, maßgebend durften sie nimmer werden, sonst wäre die Ausnahme Regel bei uns geworden. Wie es aber dieser Dichtung an einem festen Kern gefehlt hat, so fehlte es auch ihren Vertretern an einem sittlichen Halt- und Stützpunkt. Zerflossene geistige Arbeit wird stets ein zerflossenes Leben des Individuums zur Folge haben. An diesem Mangel sind viele schöne Talente zu Hause und im Publikum zu Grunde gegangen. Wir wollen keine fremde Literatur, können auch keine haben, wir wollen deutsches Wort und deutsche Schrift. Wir können und sollen alle übrigen guten Werke studiren und benutzen, aber wir müssen auf eigenen Füßen stehen bleiben, die Nahrung in eigenes Blut verwandeln. Das deutsche Volk will möglichste

Einfachheit und Klarheit in Wort, Form, Handlung seiner Dichtung, es will eine ungestörte Begeisterung fühlen, es will treue und tiefe Empfindung finden, es will nationale Lyrik, Epik und Dramatik, es will in der Kunst das Ideal erblicken, welches sich im Leben nur ahnen läßt, es will keine fremden, es will deutsche Charaktere. Und wie die Kunst, so will es auch die Künstler. Sie sollen vor allen Dingen gesunden Menschenverstand haben, poetische und moralische Kraft entfalten, ein reines Gefühl und blitzartig einschlagenden Witz an den Tag legen. Echte Menschen bilden echte Dichtung, echte Dichtung bildet echte Menschen. So reinigten sich auch die Verhältnisse zu voller Gesundheit. So würde Dichter, Dichtung, Leben eine gute Einheit.

Wir armen Epigonen! rief Immermann.

Jede große Zeit hat ihr Epigonenthum, sprach Grabbe; aus jedem Epigonenthum kann wieder eine große Zeit entstehen. Ich wenigstens hoffe und wünsche Dichter, welche nicht mit fremder Nachahmung und Buhlerei zufrieden sind, sondern, indem sie Fortschritte der Zeit in sich aufnehmen, alle frühern überbieten. Hat sich ein solches Talent noch nicht gezeigt, so ist das kein Beweis, daß es nicht kommen kann. *)

Sie haben recht, sprach Immermann. Ich behandle dasselbe Thema in einem Roman, den ich die Epi-

---

*) Vgl. Grabbe, „Dramatische Dichtung: über die Shakspearemanie", II, 381 fg. Was der Dichter über die dramatische Dichtung sagt, ist hier auf die Poesie im allgemeinen angewandt.

gonen nenne, mit Anwendung auf alle Lebensverhältnisse. Hoffentlich kommen wir bald aus den krankhaften Krisen unserer Zeit heraus, um ein neues, gesundes deutsches Leben anzutreten. Alles muß anders werden.

Es war spät geworden, die Gäste brachen auf. Man nahm herzlichen Abschied. Grabbe, der von Immermann die Stiege hinunterbegleitet wurde, flüsterte diesem zu: Ich glaube jetzt die Frau gesehen zu haben, die den Menschen erlöst und in den Himmel hebt. Wie wenig ihr Mund spricht, es redet ihr ganzes Wesen. Wie regt sie an, wie erräth sie die Gedanken, wie versteht sie die Gefühle! Es wird einem bei ihr, als wäre es Feiertag, so still, maßvoll, geregelt ist alles in ihrem Auftreten. Wahrhaftig, ich wäre ein anderer Mensch geworden, hätte ich eine Freundin, wie sie Ihnen ward in der Gräfin Ahlefeldt.

Immermann drückte ihm die Hand. Grabbe schlotterte in die dunkle Nacht hinein, wo ihn einer der Gesellschaft in Empfang nahm, um ihn heimzugeleiten. Auch Immermann ging trotz der kühlen Winterluft mit bloßem Haupte und im dünnen Kleide einigemal heftigen Schrittes im Garten auf und ab.

Wo bleiben Sie? fragte Elisa, als er wieder in das angenehm erwärmte Zimmer trat.

Alles muß anders werden! rief er in höchster Aufregung aus. Alles, alles!

Was haben Sie nur? sprach die Frau erschreckt.

Fort mit dem Epigonenthum! erwiderte er in gleicher Weise. Bisjetzt war ich selber ein Epigone. Ich war es in der Dichtung und habe es hundertmal ge-

fühlt. Ich war es im Leben. Auch unser Verhältniß gehört zum Epigonenthum. Bei Gott, wir sind in nichts von jenen Romantikern verschieden, die in unserer heutigen Unterhaltung die richtige Würdigung erhielten. Ich hätte vor Scham vergehen mögen, als von all diesen zweifelhaften zwitterartigen Ehen und Freundschaften die Rede war, denn auch unsere Lage in der Gesellschaft ist grundfalsch und schief. Nachdem uns die Leidenschaft einmal dahin geführt hat, uns zu vergessen, wie wir uns nie und nimmer vergessen durften, ist es unsere Pflicht, uns vor der Welt zu dem zu machen, was wir vor Gott sind, zu Mann und Weib. Elisa, ich wiederhole die oftmals ausgesprochene Bitte: Geben Sie mir Ihre Hand vor dem Altar.

Stehen Sie doch endlich von diesem Verlangen ab, sprach die Frau, die ganz blaß geworden war.

Lassen Sie doch endlich Ihren zähen Widerstand fallen, drängte der Dichter noch heftiger. Zittern wir nicht bei jedem Worte, das über halbe und misliche Verhältnisse zwischen Mann und Frau gesprochen wird? Ist es heute nicht wieder in der peinlichsten Weise der Fall gewesen? Gegen das sittliche Gefühl, das aus den Gesetzen und Bräuchen der Gesellschaften erwächst, gibt es keine tauben Ohren. Die Stimme des Gewissens ist allerwege laut. Hegen Sie doch nicht die Meinung, Sie seien zu alt für mich. Die eigentliche Jugend ist doch nur die Jugend des Geistes. Sprechen Sie mir nicht wieder davon, daß die meisten Ehen unglücklich sind. In uns selber liegt die Kraft, die unserige als

das Gegentheil hinzustellen. Sagen Sie nicht weiter, daß Sie und alle, die mit Ihnen in Berührung kommen, vom Schicksal bestimmt sind, in der Ehe zu leiden. Es gibt kein blindes Schicksal. Der Mensch macht sich selbst sein Los. Darum aus der Krankheit in die Gesundheit. Fort mit den Epigonen!

Elisa erhob sich und sprach mild, aber ernst: Eine Ehe hat nur die rechte Bedeutung, wenn sie durch Kinder geschmückt wird. Durch Nachkommenschaft bildet sich das Band in alle Zukunft. Sie wissen, mir hat die Natur dieses Glück versagt, nach dem Sie sich vielleicht dereinst sehnen werden. Gäbe ich Ihnen heute nach, so müßte ich vielleicht nächstens ein zweites Bündniß scheiden.

Nimmer, nimmermehr! rief Immermann heftig.

Wo ist der Mensch, sprach die Gräfin, der die Gesinnungen der nächsten Stunde, viel weniger des nächsten Jahres vorherweiß?

Habe ich mich jemals verändert? fragte der Dichter.

Sie sind gerade in der Veränderung begriffen! antwortete sie.

Ihnen bleibe ich stets derselbe! rief er.

So bleiben Sie mein Freund! Ihr Weib kann ich nicht werden! Eine Stimme in meiner Seele will es nicht! schloß sie mit hervorbrechendem Weinen.

Dann entfernte sie sich rasch in ein Nebenzimmer, dessen Riegel sie schloß.

Der Dichter ging in seine Wohnung hinunter und schritt noch bis in die tiefe Nacht im Zimmer auf und

ab. Dann rief er, sich entkleidend und ins Bett legend: Wir Narren! Als ob wir mit einem Sprunge aus unserer Zeit und unsern Verhältnissen als neue Menschen in neue Tage gelangen könnten! Und doch muß alles anders werden!

Elftes Kapitel.

Die Aeußerung Grabbe's, daß er nach jeder vollendeten Arbeit in eine verdrießliche, unruhige Stimmung gerathe, bewies sich als vollkommen wahr. Allerdings beschäftigte ihn zunächst die Abschrift von „Hermann und Dorothea", die er sich von Immermann ausgebeten hatte, aber sie beschäftigte ihn nur mechanisch und war auch bald fertig. Die beabsichtigte Cur wurde also nicht erreicht. Sein alter Drang, sich im Wirthshause herumzutreiben, erwachte wie eine Gewohnheit, die sich nicht ausrotten läßt. So ließ er sich denn zuweilen von seiner Magd in den Drachenfels führen. Da er aber dort Burgmüller nicht fand, der ihn eingeführt hatte und für den er eine entschiedene, unbewußte Neigung empfand, so behagte es ihm nicht unter den andern Gästen, die sich allabendlich in der Schenke zu versammeln pflegten, und die ihn noch stets wie ein Meerwunder betrachteten. Zu Hause hatte er vollends keine Ruhe. Er blieb wieder jeden Morgen über Gebühr im Bette, und war er aufgestanden, so nahm er bald ein

Buch, in dem er nicht las, und suchte bald nach Papieren, die er nicht finden konnte.

Eines Tages gegen elf Uhr stand er auf und stöberte, ohne sich anzukleiden, in der Schublade einer Kommode, welche allerlei beschriebene Blätter enthielt. Hin und her forschend und die Haufen hundertmal durcheinander werfend, blieb er wol eine halbe Stunde in dieser Situation, indem er mitunter einen kurzen Fluch ausstieß und dabei vor Frost an allen Gliedern zitterte. Dann rannte er an die Klingel und schellte in kurzen Pausen wol zwanzigmal, bis die bestürzte Magd in das Zimmer trat. Diese gewahrte ihn im Hemde, hielt sich die Hände vor das Gesicht, that einen kurzen Schrei und verschwand ebenso schnell, wie sie gekommen war. Grabbe aber ließ neue Kreuzschwerenoths und Sackerments ertönen und begann seine Klingelei von vorn.

Die Thür öffnete sich von neuem, und Burgmüller, den er seit Wochen nicht gesehen hatte, trat ein.

Sieh da, brummte er diesem entgegen, ich meinte, Sie wären schon längst gestorben.

Noch nicht, aber beinahe, antwortete der Musiker in trockener, lakonischer Weise. Dann setzte er sich in eine Ecke des Sofas, dessen andere Ecke er seinem Nero anwies, und nachdem er sich's bequem gemacht hatte, fragte er den Dichter, der mitunter klingelte, mitunter in den Papieren stöberte: Was machen Sie denn für einen entsetzlichen Lärm?

Räuber, Diebe, Spitzbuben! kollerte nun Grabbe; meine Papiere sind gestohlen! Der Roman ist fort und die Anfänge der „Hermannsschlacht“!

Wer wird Papier stehlen? lachte Burgmüller.

Papiere, antwortete Grabbe, Papiere von mir beschrieben! Das sind Schätze! Literarische Schufte sind hier hinter meinem Rücken eingedrungen, um mir meinen Ruhm zu stehlen und mich um meine Gedanken zu betrügen. Gesindel, das die Wirthin eingelassen hat. Ein sauberes Weib und eine saubere Wirthschaft! Die Magd ist schon vor lauter Schrecken, daß ich alles entdeckt habe, davongelaufen! Teufel und Hölle!

Sie wird vor Ihrer Donquixotengestalt im puren Hemde ausgerissen sein, sagte der Musiker. Ziehen Sie doch erst Hosen an, oder gehen Sie wenigstens ins Bett, dann können Sie mit dem Frauenzimmer sprechen.

Grabbe betrachtete sich selbst und schien nicht im mindesten über seine paradiesische Tracht verwundert.

Was liegt denn hier unter meinem Nero? fragte jetzt Burgmüller, der einen Pack Papiere aus der Ecke des Sofas nahm. Es scheint, der Hund hat eine gelehrte Unterlage.

Gott, o Gott! rief jetzt Grabbe, das sind ja die verlorenen Papiere!

Er nahm sie und legte sich aufs neue ins Bett.

Nun kam die Wirthin selbst und fragte: Was befehlen Sie, Herr Auditeur?

Gott, o Gott! sprach er, gar nichts. Ich weiß jetzt, daß hier keine Räuberhöhle ist, sondern ein ordentliches Haus.

So bitte ich Sie, sprach Frau Andriesen, daß auch Sie den Anstand aufrecht erhalten und der Magd nicht

klingeln, wenn Sie im Hemde durchs Zimmer spazieren. Damit ging sie ruhig von dannen.

Tolles Zeug! murmelte Grabbe.

Apropos, sprach er dann zu Burgmüller, ich bin jetzt fertig mit dem „Hannibal“ und dem „Aschenbrödel“. Aber Sie sehen ja ganz verflucht schlecht aus.

Ich war krank und bin sechs Wochen lang nicht aus dem Hause gekommen, erwiderte dieser.

Zum Glück aber nicht gestorben, brummte Grabbe. Nun, da müssen wir uns stärken. Klingeln Sie, daß die Magd das Frühstück bringt. Ich hab's auch nöthig, denn ich bin pferdemäßig abgearbeitet.

Burgmüller bestellte die Magd, und Grabbe, der jetzt im Bette liegen blieb, befahl das Frühstück.

Nun zu dem, was ich sagen wollte, fuhr der Dichter fort. Wollen Sie eine Oper?

Mit Vergnügen! lautete die Antwort.

So schreibe ich Ihnen einen großen heroischen Text in fünf Acten! rief Grabbe. Wir wollen Auber, Meyerbeer und all das Gesindel todt schlagen.

Welchen Stoff haben Sie gewählt? fragte der Componist.

Den Cid! erwiderte der Dichter.

Gut, schreiben Sie mir den Cid, sprach Burgmüller, und möge er so siegreich alles vor sich niederwerfen wie der spanische Held.

Jetzt klopfte es aufs neue. Immermann trat ein. Burgmüller stand ehrerbietig auf und gab seinem Pudel einen Stoß, daß er vom Sofa flog. Grabbe haspelte sein gewohntes: Gott, o Gott! aus dem Bette.

Ich muß mit Ihnen reden, sprach der Landgerichtsrath, denn es sind mir Briefe aus Ihrer Heimat zugekommen. Sie haben aber Besuch. Wir sehen uns ein andermal.

Ich habe auch Briefe aus der Heimat! rief Grabbe. Dort in der Schublade liegt ein ganzer Pack. Ich hüte mich aber, sie zu öffnen, denn sie enthalten nichts wie Verdruß. Uebrigens habe ich vor keinem Menschen in der Welt Geheimnisse, am wenigsten vor dem Musikanten und seinem Pudel.

Nun, die Briefe sind von Ihrer Frau, sprach Immermann.

Hat das verfluchte Weib auch an Sie geschrieben? fuhr der Auditeur auf. Was will der Satan?

Ich soll Sie zur Gütertrennung bewegen, sprach der Landgerichtsrath.

Himmelsapperment! schrie Grabbe. An der Sache liegt nichts. Aber daß Sie mit meinen Lumpenangelegenheiten behelligt werden, da soll doch ein Donnerkeil dreinschlagen!

Beruhigen Sie sich, mahnte der Dichter. Ich habe das Schreiben ohne Antwort und Commentar zurückgeschickt.

Das war eine gute Idee! rief Grabbe aufathmend. In welchen Zorn bin ich gerathen! Das ist aber die rechte Stimmung, Ihnen die Geschichte meiner Ehe zu erzählen, die ich neulich abbrach, denn ich war weich geworden, und wenn mein Herz mild ist, dann will es nicht in Haß und Bosheit überspringen. Setzen Sie sich und hören Sie zu.

Immermann nahm Platz neben Burgmüller.

Ich habe, begann Grabbe*), schon früher häufig den Namen des Archivraths Klostermeier genannt. Er war der Vorgesetzte meines Vaters und interessirte sich für mich und meine Studien. Seine Theilnahme wuchs, als meine Schriftstellerei nach meiner Rückkehr in die Heimat ruchbar wurde, denn er hatte sich selbst im historischen Fache versucht. Von ihm ging ja auch der Gedanke aus, mich zum Archivgehülfen zu machen. So oft ich ihm begegnete oder mit ihm zusammenkam, lud er mich ein, ihn und seine Familie zu besuchen, wovon ich aber durch einen geheimen Widerwillen gegen alle gesellschaftlichen Formen abgehalten wurde. Erst im Jahre 1828, nachdem ich Auditeur geworden war, führten Dienstgeschäfte mich in das Klostermeier'sche Haus. Mein Vorgänger nämlich, der verstorbene Rottberg, war ein Anverwandter des Archivraths, der die Hinterlassenschaft desselben aufbewahrte. Diese Besuche brachten indeß kein näheres Verhältniß zu Stande. Engere Beziehungen knüpften sich erst im Jahre 1829. Um diese Zeit starb der alte Klostermeier. Ich machte der Witwe einen Beileidsbesuch. Bei dieser Gelegenheit sprachen mich Mutter und Tochter um ihren Beistand an. Namentlich baten Sie mich, ein Bittgesuch um eine Pension an den Fürsten zu entwerfen. Ich kam bald öfters ins Haus und erfreute mich stets des freundlichsten Empfanges. Mancherlei Aufmerksamkeiten wurden für mich ersonnen, die meiner Eitelkeit schmeichelten. Wenn ich

---

*) Vgl. Ziegler's „Grabbe".

des Abends zum Thee erschien, so lagen alle möglichen Bücher und Zeitschriften zu meiner Unterhaltung bereit. Der gebildete Ton, der bei diesen Zusammenkünften herrschte, und der mir bis dahin eigentlich fremd gewesen war, zog mich gleichfalls an. Fräulein Klostermeier war eine Art Blaustrumpf. Sie hatte sich durch ihren Vater verschiedene Kenntnisse erworben, denn sie mußte ihm im Archiv helfen und wußte ihres Vaters Abhandlung: „Wo Hermann den Varus schlug", auswendig. Ich merkte damals noch nicht, daß Lucie den Stoff für ihre Unterhaltungen eigentlich nur aus dem „Conversations-Lexikon" geschöpft hatte. Uebrigens waren ihre Gespräche klug und stets verschieden. Sie verstand nach Umständen die Quellen trefflich zu benutzen und that es mit Geist und Lebendigkeit. Mein Name war damals gerade überall vortheilhaft genannt worden. Sie schien stolz darauf, mit dem Dichter des „Gothland" zu verkehren. Es gelang ihr mir zu imponiren. Noch mehr aber als ihr Geist imponirte mir ihre wirklich prächtige Erscheinung. Obschon sie über die erste Jugendblüte hinaus und fünf Jahre älter als ich selber war, so besaß sie doch blendende körperliche Vorzüge. Ihr Auge war schön, ihre Stimme lockend, ihr Wuchs üppig. Sie bot äußerlich den größten Gegensatz mit mir. Les extrêmes se touchent. Das Heroische in ihrem Wesen zog mich vielleicht am meisten an. Ich hielt ihre Freundlichkeit zu mir für Leidenschaft und verliebte mich bis über die Ohren in sie. Rasch war ein Entschluß gefaßt. Ich warb bei der Mutter um die Tochter und bei letzterer um ihre Hand. Zu meiner

großen Verwunderung fiel die Antwort ausweichend aus; daß die untergeordnete Stellung meines Vaters und die niedrige Herkunft in Betracht kommen könnten, fiel mir nicht ein. Ich glaubte als Dichter zu hoch zu stehen und sah hinter der Weigerung nur die Absicht, mich nur noch zu heftigerer Leidenschaft zu reizen. So besuchte ich das Haus nach wie vor und wurde in der That immer ungestümer und wilder, theils weil meine Gefühle aufgestachelt waren, theils weil es mir gefiel, ein wenig Komödie zu spielen. Bald flehte ich flüsternd und lispelnd, bald forderte ich tobend und fluchend, bald war ich weich zum Weinen, bald heftig wie im Wahnsinn. Einmal brachte ich sogar Pistolen mit und drohte, sie und mich zu erschießen. Natürlich wurde ich bald zur Ruhe gebracht. Ich ging wie ein Verzweifelter von dannen. Diese Scene ging des Morgens vor sich. Gegen Abend hatte ich Lucie, meine Liebe und die Pistolen ganz und gar vergessen und machte mit einigen lockern Freunden von dem Gasthause aus, das in der Nähe des Klostermeier'schen Hauses lag, eine Wagenpartie. Bei der Ausfahrt muß ich wol ein besonders heiteres Gesicht gemacht haben, denn am andern Morgen erhielt ich einen höchst beleidigenden Absagebrief von meiner Geliebten.

Die beiden Männer konnten sich bei dieser Erzählung des Lachens nicht enthalten.

Halb aus Trotz, halb aus Verdruß über die mislungene Liebesgeschichte, fuhr Grabbe fort, spann ich gleich darauf ein anderes Verhältniß an. Das leichtbegonnene Spiel rächte sich aber in seinen Folgen fürch-

terlich bitter, denn es ist mir niemals eine Angelegenheit so sehr zu Herzen gegangen wie diese Neigung. Ich pflegte nämlich mit einigen jungen Leuten morgens bei einem kleinen Kaufmanne vorzusprechen, um dort eine Erfrischung einzunehmen und bei dieser Gelegenheit die Tagesneuigkeiten zu besprechen. Bei diesen Zusammenkünften bediente uns Henriette, die Schwägerin des Hausherrn, die sich, wenn sie uns das Getränk vorgesetzt hatte, bescheiden in den Hintergrund des Zimmers zurückzog und unsern Gesprächen lauschte. Das Mädchen war sehr schön. Ihr lachendes Gesicht blühte wie der Morgen, die Stirn war hell und heiter, die Augen leuchteten wie funkelnde Kohlen, die Lippen mit den frischen Zähnen waren wie Korallen und Elfenbein. Sie war zwar nicht hoch gewachsen, aber leicht und beweglich wie ein Reh. Daß sie das beste Herz besaß, sah jedermann, der ihr nur einen Blick zuwandte. Gegen uns zeigte sie sich so gefällig, daß es eine Freude war. Wie hell lachte sie bei einem harmlosen Scherz! Wie lieblich erröthete sie, wenn ihr eine Schmeichelei gesagt wurde! Dabei bewies sie bei den Kindern, die mitunter in der Stube spielten, eine himmlische Geduld und ein endloses Wohlwollen. Diese heitere, unbefangene Natur im bürgerlichen Kleide machte mir einen ganz andern Eindruck als die aufgeblasene Lucie Klostermeier. Bald dachte ich nur an Henriette, wenn ich an ein Glück denken wollte. Ich ging Tag für Tag in das Haus und fand in ihrer Gegenwart einen Frieden, wie ich ihn noch nie gefunden hatte. Aus diesem Gefühle sprach ich auch zu ihr. Ich weiß, daß mir die Gabe der

schönen Rede nicht gegeben ist, aber damals habe ich auch schöne, tiefe, innige Worte gehabt, an die ich mich wie an einen lieben Traum erinnere. Und meine Worte verfehlten auch nicht ihre Wirkung. Henriette neigte sich allmählich meinen Bitten und Wünschen. Sie wurde meine Braut. Gott, o Gott! Nun ist es aber mein unseliger Charakter, der immer von einem bösen Dämon gestachelt wird, sobald ich ein Ziel erreicht habe. Kaum fühlte ich mich glücklich im Besitze des trefflichen Mädchens, als ich anfing, mein Glück zu zerrupfen und zu zerstören. Ich zeigte mich bald wieder unwirsch, ungezogen, verdrießlich. Heute tadelte ich dies, morgen das. Bald gefiel mir ihre Kleidung nicht, bald nicht ihr Ausdruck, bald nicht ihre kleinbürgerlichen Manieren. Sie verlor darüber auch den festen Halt ihrer harmlosen Natur, sie wurde gereizt und aufgeregt und gab mir manche heftige Antwort. Statt sie zu beschwichtigen, trieb ich es nur noch toller. In der Meinung, den Helden und Herrn der Schöpfung darzustellen, suchte ich sie zu verschüchtern. Nun aber trotzte sie noch mehr und bestand auf ihrem Kopfe, worauf ich lächerlicherweise tobte und den Unglücklichen spielte. So kam ich auch einst auf einem Spaziergange in Zwistigkeit mit ihr. Wir wandelten am Schloßgraben vorbei. Ich drohte ihr, ins Wasser zu springen. Sie wandte sich verächtlich ab und sprach kein Wort mehr. Auch als ich sie nach Hause gebracht hatte, blieb sie starr und stumm, begab sich in ihr Zimmer und kam nicht mehr zum Vorschein. Am andern Tage erfuhr ich, daß Henriette nach Stolzenau zu ihren Verwandten gereist sei.

Als ich diese Nachricht erhielt, warf mich der Schrecken fast zu Boden. Ich war mir bewußt, daß ich die ganze Schuld trug. Scham und Reue ließen mir keine Ruhe. Ich wollte um jeden Preis das Geschehene ungeschehen machen und schrieb ihr Briefe über Briefe, in denen ich mein Unrecht gestand, sie an die alte Liebe und Treue gemahnte und um Verzeihung und neue Neigung bat. Gott, o Gott! Die Briefe blieben alle unbeantwortet. Da demüthigte ich mich sogar, ein langes Promemoria aufzusetzen, in dem ich dem Schwager Henriettens den Stand des Verhältnisses auseinandersetzte, ihn um seine Vermittelung anging und schließlich die Drohung aussprach, daß sonst das Aeußerste geschehen und mein Blut über ihn und meine treulose Geliebte kommen werde. Ich war in der That damals entschlossen, mir selbst den Tod zu geben, und wurde nur durch meinen Jugendfreund Petri, dem ich mich anvertraut hatte, von diesem unsinnigen Schritte abgehalten. Dieser versprach, für mich zu unterhandeln, und stimmte mich zu ruhigern Ansichten. Endlich kam er mit der Nachricht, daß Henriette sich in Stolzenau anderweitig verlobt hätte. Ich gerieth in die äußerste Verzweiflung. Erst auf einer Reise an den Rhein und nach Straßburg gewann ich allmählich meine Ruhe wieder. Aber es war doch das einzige weibliche Wesen verloren, das ich mit reiner Seele geliebt hatte.

Er hatte diese Worte mit einem eigenthümlichen, weichen Tone gesprochen. Man sah ihm an, daß die traurige Geschichte ihm schmerzlich ans Herz rührte. Immermann und Burgmüller betrachteten den zertrüm=

merten Menschen, der jetzt geknickt und schwach auf dem Bette saß, mit dem größten Mitleiden.

Ich wankte nun lange freud- und friedlos durch die Welt, nahm Grabbe seine Erzählung wieder auf. Da erhielt ich eines Tags ein Billet von Lucie Klostermeier, die mir einige Gedichte von Ferdinand Freiligrath schickte, der gleich mir in Detmold geboren ist, wo sein Vater in früherer Zeit Unterlehrer am Gymnasium war. Der junge Dichter kannte das Fräulein und hatte ihr die Arbeiten eingeschickt, um sie von mir kritisiren und einem gelesenen Blatte empfehlen zu lassen. Ich beschloß, die Unterhandlung mündlich zu führen. So kam ich wieder in das Klostermeier'sche Haus und sah Lucie, die unterdessen ihre Mutter verloren hatte, aufs neue. Sie schien die alten Mishelligkeiten vergessen zu haben und zeigte sich liebenswürdiger als jemals. Vielleicht lag ihre mildere Stimmung auch an dem Umstande, daß sie der Altjungferschaft immer hoffnungsloser ins Auge sah. Vielleicht bedachte sie, daß mein Vater, der frühere Zuchtmeister, gestorben sei, dessen Schwiegertochter sie nicht werden wollte. Als ich daher halb aus Laune, halb aus Ernst meine Anträge erneuerte, fand ich sie unvermuthet rasch willig. So feierten wir Ende März 1833 unsere Hochzeit, und ich zog zu meiner Frau in ihr älterliches Haus. Anfangs schien sich alles nach Wunsch zu gestalten. Lucie machte mir meine neue Heimat wohnlich und angenehm und sorgte für Tisch und Kleidung, wie ich es bisjetzt kaum gewohnt gewesen war. Ich bemühte mich, mein Aeußeres sauber zu erhalten, und besuchte die Gesellschaft der alten Bekannten ungleich

seltener. Fast glaubte ich selbst, in den Hafen des Friedens und der Ruhe eingelaufen zu sein. Nun vermochte ich aber doch nicht ganz von meinen Gewohnheiten abzulassen und nur am häuslichen Herde zu hocken. Mitunter that mir eine Zerstreuung noth, die ich mir denn auch erlaubte, indem ich in das Wirthshaus ging oder Freunde mit nach Hause brachte. Bei solchen Gelegenheiten setzte es bald sauere Gesichter. Von den bösen Mienen kam es zu bösen Worten und dann zu hellem, lautem Streit. Ich bemerkte bald zwei Eigenschaften im Charakter meiner Frau, die nun und nimmer zu mir passen konnten, nämlich Herrschsucht und Geiz. Herrschsüchtig war ich selbst; den Geiz haßte ich von ganzer Seele. Zunächst sollte ich nach Luciens Pfeife tanzen und meine Lebensweise nach ihren Befehlen einrichten. Dann wollte sie mir nicht die Ausgabe eines Groschens zu meinem Vergnügen gestatten. So ging denn der Tanz los. Blieb ich ihr zu lange im Wirthshause, so kam ich vor verschlossene Thüren. Um sie zum Oeffnen zu zwingen, brachte ich dann in später Stunde meine Bekannten mit und vollführte einen Heidenlärm, bis sie mir endlich den Schlüssel aus dem Fenster herabwarf. An eine weitere Schonung war dann nicht zu denken. Der Keller mußte seinen besten Inhalt abgeben, das Haus dröhnte die ganze Nacht von unserm Geschrei und Gesang. Am andern Morgen fehlte es natürlich nicht an Vorwürfen von Lucien. Diese reizten mich aber nur um so mehr. Ich lud sogleich neue Gesellschaft ein, die ich mit Wein, Rum, Bier und Taback regalirte. Denn nichts war mir schrecklicher als der Gedanke, die Leute

könnten glauben, ich hätte mich unter den Pantoffel begeben. Meine Frau wurde aber täglich wüthender über meine Verschwendung. Um Geld und Geldverhältnisse hatte ich mich mein Leben lang nicht gekümmert. Was ich besaß, theilte ich stets gern mit Freunden. Jetzt sollte ich auf einmal zum Knicker und Geizhals werden. Eine solche Zumuthung empörte mich aufs äußerste. Ich warf desto wilder das Geld zum Fenster hinaus. Was gab es da nicht alle Tage für entsetzliche Scenen, die sofort stadtkundig wurden, denn aus unserm Hause schallte stets der Lärm ehelichen Streits! Ueberdies trug Lucie die Kunde davon zu ihren Freundinnen, und ich konnte im Wirthshause auch nicht hinterm Berge halten. Den meisten Hader brachten die Vermögensangelegenheiten. Das Weib wollte unter keiner Bedingung mit mir in Gütergemeinschaft leben. Sie berieth sich deshalb mit einem Rechtsanwalt, der ihr eine Schrift aufsetzte, in der ich zu ihren Gunsten auf das Vermögen verzichten sollte. Sie legte mir dieselbe zur Unterschrift vor, sie schickte mir den Act durch die Magd und andere Personen, wobei es dann immer einen neuen Skandal absetzte. Denn ich wäre vor Eigensinn lieber in die Hölle gefahren, als daß ich ihr noch einen Gefallen gethan hätte. Hatte es mich schon verdrossen, daß in dieser Angelegenheit von ihr Rath bei andern Leuten gesucht worden war, so versetzte es mich wahrhaft in Wuth, daß sie sich ihr Geld von dem Manne einer Freundin verwahren ließ. Namentlich war dies mit einer Summe von dreihundert Thalern der Fall, die zum Einsatz in eine Witwenkasse bestimmt waren, die aber nicht ver-

wandt werden konnten, weil das Zeugniß über meinen Gesundheitszustand ungenügend befunden wurde. Ich gerieth über dieses Mistrauen in den fürchterlichsten Zorn, der mich so blind machte, daß ich dachte, ich könne all dieser Quälerei nur ein Ende machen, wenn ich mir durch ein heroisches Wesen und durch Wehr und Waffen Achtung zu verschaffen suchte. Thörichterweise forderte ich den Bewahrer des Geldes auf Pistolen, wurde aber natürlicherweise nach Hause geschickt. Darauf fing ich an im Hause zu rumoren. Als ich des Abends heimkam, leuchtete ich in alle Ecken, hinter Kisten und Kasten und selbst unter die Betten und stieß dabei mit meinem Degen, den ich zur Hand genommen hatte, überall hin, indem ich ausrief: Wo sitzt der Schatzmeister? Ist er wieder im Hause? Holt er sich wieder Geld? Im Anfang machte dieses Gebaren Eindruck. Lucie schrie. Ich aber schrie noch lauter: Ich will ihn schon fassen, ich steche ihn todt! Ein andermal entstand ein Streit über einen Siegelring, der einst ihrem Vater gehört und den sie mir geschenkt hatte. Sie forderte nun aus purer Habgier den Ring zurück. Wir geriethen wieder in Streit. Ich griff aufs neue zu Degen und Pistolen und verfolgte sie, bis sie schreiend aus dem Hause lief. Sobald ich meine Dummheit eingesehen hatte, ging ich ihr nach und flehte um Gottes willen, sie möge zurückkommen, ich hätte ihr ja nichts zu Leide thun wollen. Gleichwol wiederholte ich auch später den Unsinn dieser heroischen Komödie. Nun aber kam ich schlecht an. Sie hatte allmählich eingesehen, daß ich doch nicht im Stande gewesen wäre, ihr ein

Haar zu krümmen, und schlug jedesmal, wenn ich zu toben begann, ein höhnisches Gelächter auf. Ja sie trieb ihre Possen mit mir, indem sie andere Leute daran theilnehmen ließ. Einstmals, als ich wieder in gewohnter Weise mit den unschädlichen Waffen umhertobte, fingirte sie eine ängstliche Flucht. Ich ließ sie nämlich schon längst gehen, wohin sie wollte. Als ich einige Stunden später nach ihr fragte, sagte mir die Magd, meine Frau, die ihr auf der Straße begegnet, sei spornstreichs nach der Post gelaufen und habe den Weg nach Manheim zu ihren Verwandten eingeschlagen. Ich sprang auf, als hätte mich die Tarantel gestochen, klagte und lamentirte und eilte an den Schreibtisch, um sie durch einen Brief voll der zärtlichsten Redensarten zurückzurufen. Ich schickte die Magd, sie sollte einen Kurier nachschicken. Seltsamerweise trat aber Lucie gleich darauf in das Zimmer. Da sie im Reisemantel war, so ging ich ihr entgegen und bat sie um Verzeihung. Ihre Antwort war ein schallendes Lachen. Sie spottete über meinen Brief, den sie oben in der Bodenkammer erhalten hatte. Ich wäre vor Scham beinahe in den Boden gesunken. Seit dieser Zeit war mein Spiel ganz und gar verloren, denn ich hatte mich lächerlich gemacht. Sie wußte nun, daß meine Stärke nur Affectation gewesen war, und behandelte mich ferner wie einen Menschen, von dem nichts zu fürchten war. Ich hatte im Gegentheil bald Ursache, mich vor ihr zu fürchten. Einmal lag ich nämlich nachts in der Kammer neben meiner Wohnstube, denn wir hatten schon bald nach unserer Heirath verschiedene Quartiere bezogen, und konnte wie gewöhn=

lich nicht schlafen. Ich war dabei elend von Fieberanfällen und heftigem Reißen in den Gliedern. Zugleich zog ein furchtbares Gewitter über die Stadt. Der Donner rollte schrecklich, Blitz auf Blitz schoß in die dunkle Nacht. Ich quälte mich mit den bittersten Gedanken über mein eigenes elendes halbes Wesen, über die Freunde, die mich verließen, über das Weib, das mir die Erde zur Hölle machte. Ein heller Blitz erleuchtete wieder den Raum. Da stand vor meinem Bette eine weiße Gestalt. Ich erschrak heftig. Nun rief es aber: Ich bin Lucie, dein Weib. Ein neuer Wetterstrahl bezeugte die Wahrheit. Ich war zuerst erstaunt über diesen seltenen Besuch und dachte, die Angst habe sie heruntergetrieben. Aber sie schien sich nicht im mindesten zu fürchten, denn sie sprach keck und beherzt, setzte sich freundlich und liebkosend zu mir aufs Bett und nahm meine Hand in die ihrigen, indem sie mich streichelte und mir zusprach. Ich wurde wirklich weich und gerührt über diese ungewohnte Güte. In meinen Schmerzen that mir ihre Theilnahme doppelt wohl. Aber plötzlich sprang sie jubelnd auf und lief von dannen, indem sie ausrief: Da hab' ich ihn, da hab' ich ihn! Das verruchte Weib hatte nämlich meine Krankheit und die Gewitternacht benutzt, um mir jenen Siegelring, den sie täglich mit Verdruß an meinem Finger sah, abzustreifen. Seit dieser Zeit fühlte ich ein heimliches Grauen vor ihr. Ich legte mich stets mit Furcht zu Bette, denn sie war stark, und ich war schwach. Gott, o Gott!

Schrecklich! rief Immermann entsetzt.

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier, reißt der schöne

Wahn entzwei, fügte Burgmüller mit einem Tone schneidender Ironie hinzu.

Ich wurde über diesen kleinen Leiden, die doch die größten Leiden sind, weil sie das Gemüth von Minute zu Minute foltern und wund machen, körperlich und geistig todmüde, sprach der Dichter, nachdem er Athem geschöpft hatte. Im Hause würgte mich das widerwärtige Wesen meines Weibes, draußen die Misachtung der Menschen, die sich allgemach scheu von mir, wie von einem Verpesteten, abwandten. An Arbeiten war nicht mehr zu denken. Was lag mir an der Poesie, die ich doch immer geliebt hatte! Für Ruhm und Ehre war meine Seele stumpf geworden. Am schlimmsten aber war es, daß meine Dienstgeschäfte ganz und gar vernachlässigt wurden. In die Acten und Geldangelegenheiten kam die schrecklichste Verwirrung. Ich fühlte dabei nicht die Kraft, Ordnung und Regel herzustellen. Von der Regierung trafen tadelnde Zurechtweisungen ein, infolge deren ich mich auf Grund eines ärztlichen Attestes krank meldete und einen Urlaub forderte. Mein Verlangen wurde gewährt, ein Stellvertreter sollte mein Amt interimistisch übernehmen. Ich hing nun allerlei Gedanken nach. So spann ich auch den wunderlichen Plan aus, als Offizier in die Armee zu treten. Da ich Schlachtenscenen zu schreiben verstand, so meinte ich auch Schlachten liefern zu können. Als Poet hatte ich mir einigen taktischen Ruhm erworben, ich glaubte mir als Soldat noch größern zu verdienen. Dazu sehnte ich mich vom Pulte fort in ein Leben voll frischer, freier Bewegung. Ich ging sogar so weit, ein ausführliches

Gesuch um eine Hauptmannsstelle bei dem Fürsten einzureichen, das natürlich abschlägig beschieden wurde. Als mein Urlaub ungefähr abgelaufen war, fühlte ich mich noch so kraft- und muthlos, daß ich um eine Verlängerung bat. Diese wurde mir verweigert. Ich bekam Worte mit dem Militärreferenten und bat um den Abschied, der mir sogleich bewilligt wurde. Die Scene, die ich nach diesem Vorgang mit meinem Weibe hatte, brauche ich nicht zu beschreiben. Ihr lag mehr an meinem kleinen Gehalte, das ich jetzt verlor, als an mir. Der Aufenthalt in Detmold wurde mir nun unerträglich. Ich dachte in die weite, weite Welt hinaus. Meine Wahl fiel auf Frankfurt, wo Kettembeil meine bisherigen Werke gedruckt hatte. Ohne Abschied von meinem Weibe zu nehmen, weil ich ihn nicht nehmen konnte, setzte ich mich am 4. October des vorigen Jahres auf die Post. In Frankfurt ging's mir nicht nach Wunsch, denn ich kam mit meinem Verleger in Uneinigkeit. So wandte ich mich nach Düsseldorf, wo Sie mein Retter geworden sind. Gott, o Gott!

Er fing bei den letzten Worten an zu weinen. Dann riß er heftig einen Ring von seinem Finger, den er leidenschaftlich an die Lippen preßte, und rief: Aber von dieser Locke, von ihrer Locke trenne ich mich nie, sie soll mich bis ins Grab begleiten!

Die beiden Männer blieben schweigsam auf dem Sofa sitzen und sahen dem halb wahnwitzigen Gebaren voll Mitleiden zu.

Doch jetzt ist's genug, sprach Grabbe. Teufel, ich habe Hunger und Durst! Wo ist mein Frühstück?

Die Magd hatte schon seit langer Zeit ein großes Glas mit hellem Getränk und einem Brot hereingebracht, das auf dem Tische vor seinem Bette stand. Er bemerkte es und sprach: Ah, da ist es!

Wie, Sie trinken klares Wasser? fragte Immermann verwundert über das nüchterne Mahl.

Wasser, freilich, lautete die Antwort, aber gebranntes Wasser. Zugleich goß er das Getränk in großer Masse hinunter.

Pfui! sprach der Landgerichtsrath, schämen Sie sich nicht? Sie ruiniren Ihre Gesundheit.

Gott, o Gott! rief Grabbe, das verfluchte Weib ist daran schuld. Es leben die Ratten! Dann trank er mit einem zweiten Schluck das Glas aus.

Ein ordentlicher Mann soll aber auf sich selbst stehen und sich keine schlechten Gewohnheiten aufzwingen lassen, sprach Immermann, den diese neue Entdeckung in tiefster Seele anwiderte. Versprechen Sie mir.

Diese mit dem größten Ernst geäußerten Worte verfehlten ihren Zweck nicht.

Grabbe rief: Ich will alles, alles thun, was Sie wollen. Sie sind ja mein Retter. Dank, Dank, tausendmal Dank auch, daß Sie das Weib heimgeschickt haben.

Immermann nahm jetzt unter dem Vorgeben dringender Geschäfte raschen Abschied.

Noch eins! rief Grabbe, dort auf dem Tische liegt die Abschrift von „Hermann und Dorothea".

Der Intendant nahm die Blätter und fand eine deutliche, schöne Copie des Töpfer'schen Stücks, die er

sofort einsteckte. Ich danke Ihnen! Sie sind ein seltsamer Mensch! rief er und entfernte sich.

Als Grabbe mit Burgmüller allein war, sprang er aus dem Bett und polterte, indem er in die Kleider fuhr: Der hat gut reden, er sitzt wie ein Fink im Hanfsamen! Die gebratenen Tauben kommen ihm ins Maul geflogen; aber er benimmt sich brav. Auch lasse ich ihn gern in meiner Privatwirthschaft den Vormund spielen, denn ich sehe, er ist nutz und meint es gut, und die Poesie ist weit genug für meine Launen. Beherrschen laß ich mich nicht, aber solange ich guten Weg sehe, folge ich dem Führer.

Als er endlich, freilich in höchst unbeholfener Weise, mit seinem Anzug fertig geworden war, rief er: Jetzt wollen wir Hausandacht halten.

Er klingelte. Burgmüller wußte nicht, wo er hinauswollte.

Die Magd kam. Grabbe nahm mit der ernsthaftesten Miene die Bibel und gab sie dem Mädchen in die Hand, indem er heischte, sie solle ihnen ein Kapitel vorlesen. Das arme Ding wurde über und über roth und entschuldigte sich, sie verstehe das nicht, sie lese zu schlecht, sie genire sich vor den Herren. Der Auditeur wurde darauf immer dringender. Als das Mädchen sich entschieden weigerte, nahm er seine Pistolen, tobte und fluchte und that, als ob er sie erschießen wollte. So gab es einen neuen Lärm, dem Burgmüller nur mit der größten Mühe ein Ende machen konnte.

Als das geängstigte Kind die Stube verlassen hatte,

verfiel Grabbe in ein tolles, hohles Lachen. So lagen die Gegensätze bei diesem seltsamen Menschen nebeneinander. Burgmüller aber ging voll tiefen Mitgefühls von dannen. Er sah hier ein Schicksal, das ihn an das eigene erinnerte.

Zwölftes Kapitel.

Wenige deutsche Städte haben das Glück gehabt, in ihren Mauern ein so vielseitig angeregtes geistiges Leben innerhalb eines verhältnißmäßig geringen Zeitraums zur Entfaltung kommen zu sehen, wie Düsseldorf. Die junge Malerschule, welche sich seit dem Jahre 1827 unter Schadow's Leitung hier ansiedelte, und Männer wie Lessing, Sohn, Bendemann, Hübner, Hildebrand, Schrödter und Schirmer aufwies, hatte mit ihren Leistungen, deren Charakter wesentlich der romantischen Dichtung entsprach, recht in den Mittelpunkt des damaligen Geschmacks getroffen. Dazu kam eine neue frische Pflege der Musik, die seit dem Musikfeste von 1833, welches von Felix Mendelssohn dirigirt wurde, einen neuen Aufschwung gewann, zumal da sich dieser ausgezeichnete Componist als Musikdirector gewinnen ließ, und auch eine Schar von bedeutenden Schülern heranzog. Eine andere Seite der Kunst wurde dagegen von Immermann in der Weise gepflegt, wie wir es aus seinem eigenen Munde gehört haben. Man kann sich

also denken, daß es in jenen Tagen nicht an einem bunten, farbigen Wesen und Treiben fehlte. In diesem Winter aber stand alles gerade in der schönsten Blüte. Sie war wie ein Glück über jedes Herz gekommen, das für die Erhebung des Geistes und des Gemüths schlug. So bildete sich unter den begabten Menschen eine seelische Verwandtschaft. Jeder strebte, dem andern beizustehen, alle suchten sich zu helfen und zu fördern. Die bildenden Künstler gaben sich in den Dienst der Bühne und der Musik. Musik und dramatische Kunst unterstützten die Maler. Es hat wol selten ein schöneres und neidloseres Neben- und Miteinandergehen gegeben als in jenen Tagen. Und so schuf denn auch jeder für sich und für den nächsten, die Dichter in ihrer stillen Stube und auf dem Theater, die Maler auf der Akademie, die Musiker im Orchester. Es war ein schönes, heiteres Dasein den Winter entlang, bis der Frühling die Bühne und den Concertsaal schloß und auch die Maler aus ihren Werkstätten in das frischerwachte Leben der Natur hinausdrängte, die in den Gärten, welche die schöne Musenstadt licht, hell und heiter umgeben, ein so freundliches und einladendes Gesicht zeigt.

Unter den Gestalten, welche wir bisjetzt unsern Lesern vorgeführt haben, war keiner, der zwischen den vielen äußerlichen Freuden sich innerlich so tief ergriffen und bitter verstimmt fühlte wie Norbert Burgmüller. Sein Glaube, daß er mit seiner Vergangenheit gebrochen habe und ein neues Leben in Liebe und Kunst beginnen könne, war falsch gewesen. Ein Weib, das sich einst verhängnißvoll in sein Schicksal gedrängt und seine

jungen Tage vergiftete, war aufs neue vor ihn getreten und hatte ihm bewiesen, daß das Schicksal noch nicht machtlos geworden und daß das Gift noch fortwirkte. Die frühere Krankheit, die er für ein vorübergehendes Uebel gehalten, hatte sich mit erneuter Heftigkeit geltend gemacht. Dunkle Schatten schwebten über seinem Haupte und trübten ihm die Tage und Nächte. Was wurde nun aus all jenen hochfliegenden künstlerischen Planen, die er auf dem Schlosse des Grafen zu Ehreshoven im schönen Aggerthale unter dem sanften Lichte einer neuen und zärtlichen Leidenschaft ersonnen hatte? Sie waren Samenkörner, die nicht aufgingen, Keime, die nicht zur Entfaltung gedeihen wollten. Selbst auf seiner schönen, reinen Liebe zu Josephine Collin ruhte ein dicker Nebel. Er begegnete ihr mit einer gewissen Befangenheit, die sie aber bald mit ihrem heitern, anmuthigen Naturell zu entfernen wußte. Von seinen jüngsten Erlebnissen hatte sie durch ihn nichts erfahren. Was sollte er auch das harmlose Mädchen mit düstern Gespenstern quälen? Sie kannte ihn überdieß aus früherer Zeit als einen schweigsamen, mundfaulen Gesellen, und glaubte, die Stadtkrankheit der Hypochondrie habe sich aufs neue um sein so gutes und treues Herz gelegt. So ließ sie es sich harmlos und unbefangen angelegen sein, ihn aus den Banden der Verdrießlichkeit zu lösen, was ihr denn auch stets nach kürzerer oder längerer Zeit gelang.

Je mehr er sie sah und sprach — und dies gelang in den schönen Maitagen im Hofgarten vermittelst seines Pudels, der nach wie vor die gräflichen Kinder erfreute, häufiger als im kalten Winter — desto mehr

reifte in ihm der Entschluß, bei Josephine ein bescheidenes, aber ruhiges, helles, ungetrübtes Glück zu suchen, wofür ihm die lachende, fröhliche Art der kleinen Französin die beste Gewähr gab. Der Frühling und die Liebe, diese Hoffnung anregenden Gaben des Himmels, rissen ihn allmählich wieder aus seinem dumpfen Brüten und Sinnen. Er begann aufs neue an die verlassene Kunst zu denken und baute dazwischen Plane für die Zukunft. Die letztern besprach er fast einzig und allein mit seinem Freunde Will, den er in dessen väterlichem Hause, bei sich und auf Spaziergängen fast alle Tage sah. Ohne Zweifel hätte er besser gethan, sich an reifere Männer zu wenden, denn von einem blutjungen Burschen konnte er unmöglich Rath und Beistand erwarten. Aber seine Abneigung, sich an einflußreiche Männer heranzudrängen und Schutz und Schirm zu suchen, blieb nach wie vor fortbestehen. Dabei hatte er in Will einen treu ergebenen Freund, der nichts anderes wie Freundschaft von ihm verlangte. Und so wurden denn zwischen den jungen Leuten vielerlei Gespräche gepflogen, deren Anfang und Ende aber meistens in der Luft hing.

Eines Tages, als Norbert componirend am Flügel saß, stürzte Will athemlos in die Stube.

Hast du schon die große Neuigkeit gehört? rief er dem Freunde zu.

Ich bin nicht aus dem Hause gekommen, lautete die Antwort.

Mendelssohn geht fort, sprach der junge Mann.

Mendelssohn geht fort? fragte der Musiker erstaunt. Mendelssohn? Warum und wohin?

Warum? erwiderte Will; es ist ihm ein weiterer Wirkungskreis angeboten worden. Wohin? Er geht nach Leipzig.

Weißt du etwas Näheres? forschte Norbert.

Soviel ich erfahren habe, ist man dort schon seit längerer Zeit lüstern nach seinem Besitz, erzählte der Freund. So wurde denn der Wunsch ausgesprochen, ihn für das Musikleben der Stadt zu gewinnen. Einige der angesehensten Mitglieder der Universität hatten zuerst den Gedanken, eine Professur der Musik zu gründen, und hielten Mendelssohn, dessen hohe wissenschaftliche Bildung ihnen bekannt war, für geeignet, diese Stellung zu bekleiden. Es wurde deshalb bei ihm angefragt. Er schrieb zurück und lehnte, indem er höflich für die Ehre dankte, die Vorlesungen ab. Nachdem einmal die Sache angeregt war, wurde ihm von derselben Seite die Direction der leipziger Gewandhausconcerte angetragen. Da er aber nach seinem Vertrage die hiesige Stelle nach zwei Jahren wieder aufgeben darf, so ist er auf die leipziger Vorschläge eingegangen. *)

Und wann geht er fort? fragte Burgmüller.

Schon in diesem Sommer, erwiderte Will. Dann fragte er: Was denkst du davon?

Es thut mir herzlich leid! sagte der Musiker.

---

*) Lampadius, „Felix Mendelssohn-Bartholdy" (Leipzig 1848), S. 43.

Und weiter denkst du nichts? fuhr der Freund verwundert fort.

Gibt der Schmerz im ersten Augenblick nicht genug zu denken? erwiderte Norbert.

Fällt es dir denn nicht ein, daß jetzt eine Stelle für dich offen wird? rief der junge Mann.

Ja, so! sprach der andere.

Jetzt heißt es doch in der That, die wortkarge Blödigkeit ablegen, mahnte Will. Man muß das Eisen schmieden, solange es noch heiß ist.

Burgmüller fand es überaus schwierig, einen solchen Schritt zu thun. Nach einer längern Unterhaltung versprach er indeß, die Herren, die den musikalischen Dingen vorstanden, zu besuchen und sie für sich zu gewinnen.

Will kam in der Folge nicht mit dem Freunde zusammen, ohne ihn zu fragen, was er ausgerichtet hätte. Burgmüller aber gab jedesmal den Bescheid, daß er noch nicht Zeit gefunden habe, seinen Vorsatz auszuführen, daß die Angelegenheit nicht dränge, daß er aber bald ans Werk gehen werde. Immer von neuem trat jene Eigenschaft hervor, welche die Welt als Phlegma oder Theilnahmlosigkeit auslegte, die aber eigentlich nichts anderes war als ein Gemisch von Blödigkeit, die sich vor der Begegnung mit Menschen scheut, und von Stolz, der sich ihnen nicht aufdrängen will, woraus denn allerdings eine große Ungeschicklichkeit in geschäftlichen Dingen entsteht. Endlich machte er sich indessen doch auf den Weg. Nun hatte er aber das Unglück, den einen nicht zu Hause zu treffen und dadurch die

Entschuldigung zu gewinnen, daß er ihn auch ein zweites mal nicht finden werde. Bei den andern, die er nicht verfehlte, und welche ihn, da sie sein schönes und reiches Talent anerkannten, mit der größten Freundlichkeit empfingen, kam das Gespräch eher auf alle andern Angelegenheiten als auf seine Bewerbung. So verging die Zeit der Besuche, ohne daß er das entscheidende Wort gesprochen hatte. Er machte nirgendwo den Eindruck eines Mannes, der nach einer Anstellung strebt.

In gleicher Weise verhielt er sich gegen Felix Mendelssohn, mit dem er öfter zusammenkam. Ohne Zweifel wäre die Empfehlung des bisherigen Musikdirectors von der größten Wichtigkeit für Burgmüller gewesen. Norbert war aber bei ihm nicht im Stande, von seinen Wünschen zu reden. Allerdings legte er es darauf an, diese Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Er begann sogar mehreremal mit einer ungewohnten Beredsamkeit, den Abgang des trefflichen jungen Meisters zu beklagen. Weiter aber kam er nicht. Mendelssohn machte ihm bei diesen Gelegenheiten die liebenswürdigsten Freundschaftsversicherungen und versprach, sich in Leipzig für die Arbeiten des jungen Rheinländers zu interessiren und dieselben in seinen Concerten aufzuführen. Daß bei Burgmüller noch ein anderer Gedanke im Hintergrunde liege, schien er nicht zu vermuthen. Mendelssohn dirigirte in demselben Frühjahr das Musikfest zu Köln, an dem auch Norbert lebhaften Antheil nahm. Selbst in jenen Tagen, wo der düsseldorfer Director so große Anerkennung gewann und wo sein Herz, wie alle andern Herzen, durch die Kunst so schön geöffnet wurde, trat der

schweigsame Componist nicht mit seinen Wünschen hervor.

Am 2. Juli 1835 leitete Mendelssohn sein letztes Concert in Düsseldorf. Die ganze gebildete Welt hatte sich versammelt, um diesem Feste beizuwohnen; jedermann empfand mit herzlicher Dankbarkeit, was man dem trefflichen jungen Meister schuldig war. Selbst diejenigen, welche ihn als einen fremden Eindringling angesehen und ihm manchen Verdruß bereitet hatten, schienen versöhnt und bemühten sich, alle frühern Unbilden durch eine größere Zuvorkommenheit gut zu machen. So war der festlich geschmückte Saal überfüllt. Die Musik gelang bei der erhöhten Stimmung, die gleichmäßig im Chor und Orchester wie im Publikum herrschte, in einer Weise, daß die schönste und hellste Begeisterung hervortrat. Als aber Mendelssohn gleichsam persönlich durch sein reizendes Klaviercapriccio in H-moll von Düsseldorf Abschied nahm und sein herrliches, mächtiges Spiel zum letzten mal einen hinreißenden Zauber in alle Herzen goß, da war des Jubels und zugleich der Trauer kein Ende. Jeder Mund tönte von lautem Zurufe, aber auch in vielen Augen glänzten die hellen Thränen. Blumensträuße und Kränze flogen in das Orchester und fielen über den Meister, der sich mit neuem Ruhm bedeckt hatte. Ein junges, schönes Mädchen setzte dem trefflichen Meister einen Lorberkranz auf, der ihm wohlverdient das lockige, von Freude strahlende Haupt schmückte.

Als Mendelssohn einige Tage später seine Abschiedsbesuche machte und auch zu Burgmüller kam, traf er

Will in der Stube. Die beiden Freunde waren eben wieder auf die Musikdirectorstelle gekommen, und Will hatte Norbert heftige Vorwürfe gemacht, daß er nicht reden wolle.

Nach den ersten Begrüßungen äußerte Will halb im Ernste, halb im Scherze gegen Mendelssohn: Nun, Ihr Nachfolger wird wol Burgmüller werden!

Der angeredete Componist sah erstaunt auf und fragte: Wie, Burgmüller?

Allerdings, sagte Will. In der Kunst gilt zwar das Erbrecht nicht, und wenn es auch gälte, so würde ich es nicht vertreten. Da aber Norbert's Vater Musikdirector in Düsseldorf war, und da sein Sohn ein womöglich noch besserer Meister in seinem Fache ist, so meine ich, daß es recht und billig wäre, wenn das Amt in diesem Falle auf ihn überginge.

Und machen Sie sich wirklich Hoffnung? fragte Mendelssohn, zu dem Musiker gewandt.

Norbert erröthete und schwieg.

Das versteht sich! rief Will, für den Freund das Wort nehmend.

Aber warum haben Sie denn nie ein Wort geäußert? fragte Mendelssohn.

Das ist ja eben das Elend, daß er nicht reden kann! antwortete Will für Burgmüller.

Lassen Sie mich Ihnen reinen Wein einschenken, sagte dann der Musikdirector. Die Frage über meinen Nachfolger ist vielfach besprochen worden. Bei den Verhandlungen ist auch von Ihnen die Rede gewesen, und es wurden bei dieser Gelegenheit dieselben Gründe gel-

tend gemacht, die ich eben aus dem Munde Ihres Freundes gehört habe. Andere Mitglieder des Vorstandes behaupteten aber, Sie selber hätten keine Gedanken auf die Stelle, sonst würden Sie wol bei dem einen oder andern einen Wunsch geäußert haben. Ihre Neigungen gingen vielmehr auf eine vollkommene Freiheit hinaus, um frei Ihren Schöpfungen nachgehen zu können. Sie hätten schon oft gute Stunden abgewiesen, was den deutlichen Beweis liefere, daß Sie nicht gebunden sein wollten. Auch sprach man von Ihrer Schwächlichkeit.

Seine Gegner! rief Will.

Die Löwen brüllen gut, seufzte Norbert bitter.

Kurz und gut, fuhr Mendelssohn fort, die meisten traten dieser Meinung bei. Ich muß Ihnen übrigens auch offen sagen, daß es mir lieber ist, Sie nicht in dieser Stellung zu sehen. Sie sind in der That zu fein organisirt. Sie gehen nicht keck und frisch genug aus sich heraus. Sie können nicht mit ordentlichen Flüchen dazwischenfahren, was alles bei einem Dirigenten nöthig ist. Es reibt schon den Menschen auf, sich viel mit Musik zu beschäftigen, aber es tödtet fast, sich mit Musikern, wie sie hier am Orte sind, abhaspeln zu müssen. Sie hielten es nicht aus, das glauben Sie mir. Freilich, der Musiker muß einen Wirkungskreis haben, der ihm ein sorgloses Leben sichert, wenn es sonst nicht gesichert ist. Wissen Sie, was für Sie paßte? Eine Organistenstelle! Da hätten Sie einen guten Halt und Hort. Und wie könnten Sie dabei in Ruhe und Frieden Ihr herrliches Talent ausbilden! Es thut mir

leid, daß ich nicht länger hier bleibe, um dafür wirken zu können. Aber denken Sie selbst daran!

Wenn er nur reden könnte! sprach Will.

Burgmüller schwieg.

Und wer wird Ihr Nachfolger sein? fragte Will.

Ich darf noch nicht davon reden, bis der Stadtrath seine Einwilligung zu der Wahl des Vorstandes gegeben hat, sprach Mendelssohn.

Dann wurde herzlicher Abschied genommen.

Einige Tage später, als Mendelssohn mit seinen Aeltern, die seit dem Musikfeste zu Köln den Triumphen ihres Sohnes am Rhein beigewohnt hatten, abgereist war, ging die Kunde durch die Stadt, der neue Musikdirector in Düsseldorf sei Julius Rietz. In der That konnte man diese Wahl nur billigen, denn dieser junge Musiker und Freund Mendelssohn's hatte bei dem Theater die glänzendsten Eigenschaften als Dirigent an den Tag gelegt.

Burgmüller aber empfand tief die Wahrheit des alten Sprichworts: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

Dreizehntes Kapitel.

Meister Stange, der verdorbene Philologe und Wirth zum Drachenfels, saß an einem heißen Augustabend gebrütet und brütend in seiner einsamen Gaststube. Trotzdem, daß die Tage schon viel kürzer und die Nächte schon viel länger geworden waren und daß er noch eine Menge guten und kühlen Vierunddreißigers gegen die herrschende Hitze in seinem Keller liegen hatte, wollten sich die Gäste nicht in der gewünschten Weise einstellen. Daß dem dicken Gesellen, der den ganzen Sommer lang in eigener Person sein bester, wenn auch nicht sein einträglichster Kunde gewesen, über dieser Erfahrung allerlei seltsame Gedanken kamen, war nicht verwunderlich. Wenn er auch äußerlich ruhig und gefaßt erschien und sich also, was die Bewegungen des Gemüths anging, zu der stoischen Schule hinneigte, so machte sich doch innerlich eine gewisse Unruhe geltend.

Die Reflexionen, welche Meister Stange bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten aufstießen, mochten, in Worte gefügt, ungefähr folgendermaßen heißen: So

herrlich und erhebend es auch sein mag, mit den ersten Geistern zu verkehren, so hat es doch auch seine schlimmen Seiten, zumal wenn das Ziel vermittelst einer Weinschenke erreicht werden soll. Unsere Poeten, Bilder- und Tonkünstler sind nämlich im ganzen ein höchst leichtfüßiges, hin und her wanderndes, bald hier und dort weilendes Geschlecht. Wie der Geist, der flutet und sprudelt und zischt und dampft, sich nicht gern an einen bestimmten Ort binden läßt, so lassen sich auch die Vertreter des Geistes nicht gern an die Scholle fesseln, was der Lateiner glebae adscriptus nennt. Glebae adscripti esse non amant. Wo sind jetzt meine Maler, die mich den Winter über so zahlreich besuchten? Alle treiben sich in der weiten Welt umher. Die Herren von der Landschaft schweifen an Rhein, Mosel und Ahr und trinken den Wein an der Quelle. Die Herren vom Genre marschiren mit ihren Malkasten, Sonnenschirmen und Tornistern über den Westerwald, um sich neuen Stoff zu holen, obgleich sie dabei Schwarzbrot und klares Wasser und höchstens einen Pfannenkuchen verzehren können, was auch ein schlechtes Vergnügen ist. Die Herren von der Geschichte beschauen sich die Galerien in den großen Städten und tragen als schlechte Patrioten das Geld außer Landes. Thäte all das Volk nicht besser, sich hier bei mir zu versammeln? Denn warum habe ich mir die schönen Landschaften in Wasserfarben an die Wand malen lassen, als damit sie die Natur da draußen nicht nöthig haben? Gibt es hier in der Stadt nicht die herrlichsten Philister, welche sich trefflich zur Verwendung bei Volksbildern eignen und die ich mir die Mühe gebe,

in den Drachenfels zu ziehen? Und verhandeln wir nicht bei unsern Sitzungen die größten Probleme der Weltgeschichte für die Historienmaler? Mit den Musikern ist's auch nicht besser bestellt. Seit Mendelssohn fort ist, sind auch seine Schüler zum Teufel. Unser Burgmüller aber sitzt in Ehreshoven und thut schön mit seiner kleinen Französin. Nur auf die Poeten will ich nicht schimpfen. Grabbe kommt noch täglich und ist der Löwe vom Drachenfels. Er zieht mir jetzt allein noch einige Gäste ins Haus. Wenn es aber mit all diesem Gelichter schon windig genug aussieht, so ist es noch windiger mit seinen Taschen bestellt. Die meisten unter ihnen leiden in dieser Beziehung an einer Leerheit, daß sie das Rad durch die ganze Rheinstraße schlagen könnten, ohne daß ein Pfennig, viel weniger ein Silbergroschen daraus fiele. Die Haare sträuben sich mir, wenn ich an all die unbezahlten Rechnungen denke. Die Kreide, deren ich bedarf, ist beinahe so kostspielig wie der Nutzen, den meine Wirthschaft abwirft. Bei Gott, ich fange jetzt an, den Werth des Philisters zu schätzen. Der Philister ist zwar zäh, grob, langweilig, ohne Witz und Humor, er spricht nicht von Kunst und Wissenschaft, er sieht nicht weiter als seine Nase lang ist, er raisonnirt höchstens über das Wetter und über Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Aber der Philister bezahlt, was er vertilgt, wenn sein Vertilgungssystem auch enge Grenzen hat. Und schließlich ist für einen Wirth das Bezahlen doch die Hauptsache. In der That, da sollte es unsereinem doch am liebsten und zuträglichsten sein, so eine große Stube dick und satt voll von

runden, langweiligen Philisterköpfen mit guten, zahlbaren Beuteln vor sich zu sehen.

Ueber solchen Gedanken kamen dem dicken Meister Stange gewöhnlich die hellen, klaren Schweißtropfen aus allen Poren auf die Stirn. Sein Organismus verlor eine Menge von Wasser, das er durch Wein zu ersetzen pflegte. Er rief dann den kleinen Kellner Stängelchen und ließ sich nach und nach einige Schoppen bringen, die auch allmählich die günstige Wirkung hatten, daß sie sein aufgeregtes System in Ruhe brachten.

Am heutigen Tage schien Meister Stange ganz besonders von unbehaglichen Gefühlen, zu denen sich noch die Hitze gesellte, bestürmt zu werden; denn wie er Schoppen um Schoppen trank, hatte er es sicherlich darauf abgesehen, ein unabsehbar tiefes Loch in seinen Keller zu machen.

Endlich that sich die Thür auf. Einige unbekannte Gesichter ließen sich in der Stube sehen.

Was ist den Herren gefällig? fragte Meister Stange, indem er aufstand und den Fremden entgegenging.

Ist hier nicht das Haus, wo der Dichter Grabbe den Abend zubringt? fragte der eine. Man hat uns viel von ihm erzählt. Wir sind fremd in Düsseldorf; da wir aber gerade hier verweilen, so möchten wir uns das Genie einmal betrachten.

Sie sind an die rechte Adresse gewiesen, antwortete der Wirth.

Aber die Stube ist leer, fiel ein anderer ein. Er kommt wol heute nicht. Da wollen wir lieber wieder gehen.

Der Löwe vom Drachenfels sucht erst um neun Uhr seine Höhle, sprach Stange. In einer halben Stunde ist er hier.

Die einen schienen ihm nicht zu trauen, die andern aber zeigten Lust zu bleiben.

Nehmen Sie nur Platz, meine Herren, ermunterte der Wirth. Ich garantire Ihnen, daß er kommt. Bis dahin erzähle ich Ihnen von dem Dichter der „Hundert Tage", denn es ist wol der Mühe werth, daß jeder, der dieses Genie sehen will, vorläufig auf seine Erscheinung vorbereitet wird.

Der eigenthümlichen Wirthsstubenberedsamkeit des Meisters Stange gelang es in der That, die Gäste zu fesseln.

Sie thun wohl daran, rief er, einen Mann zu sehen, der gegenwärtig in Deutschland die kolossalsten Witze macht. Wie geistreich rief er jenem detmolder Offizier zu, der sich etwas Besonderes auf seine Uniform zugute that: Hören Sie einmal, Herr Hauptmann, ob wol der liebe Gott auch Gamaschen an den Füßen hat! Wie eigenthümlich charakterisirte er den Gesang einer Primadonna, von der er sagte, ihre Töne wären so süß, daß sie stänken! Wie effectvoll bezeichnete er die Predigt eines pietistischen Pastors, von dem er behauptete, seine Worte seien so scharf, daß er die Bärte der Kirchenbesucher damit rasire!

Stange erreichte seinen Zweck, die Fremden zu fesseln, die in der That neugierig wurden und noch neue Anekdoten verlangten, mit denen der Wirth, der eine ganze Sammlung besaß, aufwarten konnte.

Ist er im Leben eine ganz merkwürdige Erscheinung, sprach er, so hat er sich nicht minder in der Literatur als ein sonderbarer Kauz gezeigt. Mitunter wurde er von Leuten besucht, die sein schriftstellerischer Ruhm neugierig auf seine Bekanntschaft gemacht hatte. Von Schriftstellerei war dann aber selten die Rede. Er unterhielt seinen Besuch meistens durch groteske Witze, und zwang ihn in der tollsten Weise zum Trinken und Rauchen, wobei es denn oft dem einen oder andern ganz übel zu Muthe ward. Seine Thees, wobei hauptsächlich Rum getrunken wurde, nannte er seine Gloriathees. Er hielt sie übrigens auch oft mit seinen detmolder Bekannten, und es ging dabei so bunt wie möglich zu. Ebenso pflegte er seine Besuche höchst seltsam zu entlassen, indem er ihnen unter dem Schein, mit einem Kusse Abschied zu nehmen, in die Wangen biß und ihnen versicherte, dies sei ein Zeichen seiner Hochachtung. Seine bizarren Streiche übte er auch sonst, ohne Unterschied des Orts und der Zeit. So hatte er im Winter 1830 auf einer Schlittenpartie den Arm gebrochen und ließ sich in der Wohnung seiner Aeltern auf dem Zuchthofe heilen, wohin man ihn gebracht hatte. Dort besuchten ihn nun auch seine Bekannten, die sich eines Abends zahlreich eingefunden hatten und um den großen, altmodischen, runden Tisch neben dem Ofen saßen, der wie ein Vorgebirge in der Stube ragte. Hinter der Gesellschaft standen zwei große Gardinenbetten mit hoch aufgethürmten Kissen. Grabbe's Mutter schenkte den Thee. Heitere Gespräche gingen durch die Runde. Endlich bot der Dichter auch Cigarren an. Einer der Anwesenden

dankte und neckte ihn, daß er zu geizig mit dem Taback sei. Darauf nahm er ärgerlich das ganze Bund und zerrieb es, um zu zeigen, daß er diesen Vorwurf nicht verdiene, weshalb er denn gehörig ausgelacht wurde. Unterdessen war die Hauskatze auf den Tisch gesprungen und leckte mit der rothen Zunge in der Milchkanne. Grabbe, der noch gereizt und beschämt war, und vielleicht gern die Aufmerksamkeit nach einer andern Seite gerichtet hätte, nahm das Tintenfaß und schüttete es auf die Katze, die nun, von der nassen, schwarzen Brühe getroffen, äußerst erschreckt entfloh, auf die Betten sprang und Leinwand und Decken in arger Art besudelte. Seine Mutter gerieth in heftigen Zorn, daß ihre saubern Sachen so zu Schaden kamen. Wat sint dat för Narrenstreiche, rief sie in ihrem plattdeutschen Dialekt, diu bist en ganz unkläuken Jungen! Er aber machte der alten Frau eine Tasse Thee mit Zucker und Rum zurecht und rief: Diu aule Katte, Katte, Katte, drink auß mol! Ja, ja, so machte er es zu Hause. Im Dienste als fürstlicher Auditeur trieb er dieselben Eulenspiegeleien. Als nach dem unruhigen Jahre 1830 das lippesche Bataillon nach Luxemburg marschiren sollte, hatten sich zwei junge Juristen, mit denen Grabbe befreundet war, zu Offizieren gemeldet und mußten beeidigt werden. Sie kamen deshalb morgens gegen elf Uhr auf die Stube des Auditeurs und trafen ihn am Arbeitstische in der Unterhose und einem kattunenen, rothgestreiften Kamisol. Das erste, was er that, war, ihnen ein Glas Rum einzuschenken. Trinkt euch Courage, rief er aus, ich gehe mich unterdessen ein wenig

ankleiden. Damit trat er in die Kammer, aus welcher er nach wenigen Augenblicken in einem höchst seltsamen Costüm herauskam. Ueber seine weiße Unterhose hatte er ein Paar schwarze seidene Strümpfe, die ihm bis über die Knie reichten, und über seine rothgestreifte Nachtjacke einen schwarzen Frack angezogen, während um den nackten Hals eine schwarze Cravatte geschnallt war und seine Füße Pantoffeln trugen. Als er sich in diesem Aufzuge mit ernster Miene, die Kriegsartikel und die Landesverordnung in der Hand, vor die jungen Leute stellte und begann: „Der Eid ist eine feierliche Handlung. Jungens, denkt an Gott!" schlugen die beiden ein helles Gelächter auf. Er aber lachte mit und rief: Es ist alles dummes Zeug. Ihr wißt, was ihr wollt. Leistet mir nur den Eid und trinkt euern Rum. Damit war die feierliche Handlung beendet. Auch nach seiner Heirath hatte er noch die tollsten Schrullen. Daß er eine höchst unglückliche Ehe geführt hat, kann man täglich und stündlich von ihm selber hören. Nun hatte er sich aus Gott weiß welcher seltsamen Laune eine Eule und zwei Enten angeschafft, von denen er stets viel Wesens machte. Jedesmal, wenn Bekannte ihn besuchten, führte er sie hinab in den Hof, um ihnen seine Menagerie zu zeigen. Vorher holte er aber Fleisch in der Küche, unbekümmert, ob etwas für den Mittagstisch übrig blieb. Dann ging es in den Holzstall zum Käfig, in dem die Eule saß, die er nunmehr herausnahm. Seht einmal, was der Satan für Augen macht, gerade wie meine Frau. Komm, Frau, komm, süßes Kind, ich will dir zu fressen geben. Und nun stopfte

er ihr das Fleisch drückend und nachdrückend in den Hals. Zugleich sprang er vor Vergnügen. Seht den Satan! Wie funkelt es in den Blicken! Ha, Frau, gelt, ich kann dich zwingen, rief er und schlug das Thier. Dann zerrte er es an der Schnur und zwang es, spazieren zu gehen. Gleich nachher holte er eine Ente. Jetzt wollen wir sie copuliren, sprach er, und citirte in carikirter Art eine Heirathsformel, wobei er die Ente aufforderte, sie solle „Ja" sagen. Das Thier gackerte Krack. Hört ihr, meinte er dann, das ist ein Stich auf mich. Grabb! Grabb! Verfluchte Bestie! Ich will dich lehren. Zur Strafe aber sperrte er die beiden Thiere in das Bauer, wo die Eule über die Ente herfiel und sie schrecklich zerrupfte. So geht's bei uns zu, schloß er dann. Eine jammervolle wilde Ehe, die der Pastor je eher, je besser wieder trennen müßte. *)

Als Stange diese Anekdoten beendet hatte, trat in der That der Löwe vom Drachenfels ein. Der Wirth zeigte ihn sofort den Gästen. Er sah noch zerfallener und schlechter aus als früher, und sein Gang war noch schlotternder geworden. Es folgten ihm der Doctor Isegrimm, der Flötenspieler Hirtzfeld und der Maler Winkler.

Da haben wir einen Genuß gehabt, fistulirte der blasse Flötist.

Hol's der Teufel, famos, famos! brummte der Maler hinterher.

---

*) Diese Anekdoten finden sich bei Ziegler, „Grabbe's Leben".

Grabbe hat uns aus seiner „Hermannsschlacht" vorgelesen, erklärte der Kritikaster. Das Ding geht über den Dudelsack hinaus.

Die Ankömmlinge ließen sich nieder und bestellten sich Wein.

Eine Flut von ähnlichen Lobsprüchen ergoß sich unterdessen über die Lippen der drei Gesellen, für welche Grabbe halb Wohlgefallen, halb Verachtung an den Tag zu legen schien.

Freilich bin ich ein anderer Kerl wie die andern, murmelte er, aber ihr alle seid doch im Grunde genommen nicht viel besser wie das liebe Vieh.

Ja freilich, ein anderer Kerl wie Immermann, sprach Doctor Isegrimm. Euere Dramen verhalten sich zu den seinigen wie der große Lambertus-Pfarrthurm zu einer Stecknadel. Ich glaub', er fühlt es selbst. Wann habt Ihr ihn das letzte mal gesehen?

Er hat mich im Frühjahr gebeten, ihn im Sommer nicht zu besuchen, weil er an seinen „Epigonen" arbeiten will, sprach Grabbe.

Vorgestern ist er verreist, fistulirte Hirtzfeld, ich hörte es von einem Schauspieler.

Daß dich der Kukuk, schrie Isegrimm, und ohne Grabbe gesehen und ihm ein Wort gesagt zu haben, das finde ich stark!

Hol's der Teufel! Aber wie so? fragte Winkler.

Das seht ihr nicht ein? sagte der Kritiker kreischend: Neid und nichts wie Neid! Wem verdankt das düsseldorfer Theater seinen Ruhm? Doch nicht dem Herrn auf Kollenbach's Gut, der ein schlechter Landgerichtsrath

gewesen und ein schlechter Theaterdirector geworden ist. Wäre er doch das erstere geblieben! Denn ich bleibe dabei, die Bühne ist nur gut durch die guten Schauspieler.

Und Sie bilden die Schauspieler durch Ihren Gänsekiel im Butterblatt, fügte Grabbe ironisch ein.

Ihr sagt's, Meister, sprach Isegrimm. Das heißt: Ihr habt auch durch Euere Kritiken mitgeholfen. Doch was ich sagen wollte: Neid, lauter Neid! Die Oellampe kann die Sonne nicht vertrageu, darum geht Immermann ohne Abschied von Grabbe.

Immermann, Immermann, flötete Hirtzfeld, indem er eine falsche Quinte nachahmte.

Hol's der Teufel, ich versteh', sprach Winkler.

Neid, purer Neid, erhub der Kritiker seine Stimme noch heftiger, als er merkte, daß seine Argumente Anklang fanden. Warum läßt der große Dichter von Derendorf denn nicht auch einmal ein Stück von unserm Freunde aufführen? Da heißt es immer, es ständen einer solchen Aufgabe zu große Schwierigkeiten entgegen. Nun, Tieck's „Blaubart" bietet auch Schwierigkeit genug. Aber da wird kein Geld und keine Mühe gespart, um dem Herrn Hofrath in Dresden ein Vergnügen zu machen und auf diese Weise mit dem „Hofer" und dem „Alexis" vielleicht den Weg auf das sächsische Hoftheater zu finden. Freilich, Grabbe ist nur ein simpler Auditeur. Sind aber die Tieck'schen Märchen nicht Albernheiten gegen den „Napoleon" und den „Hannibal"? So wiederhole ich denn: Neid und nichts wie purer Neid.

So reden alle vernünftigen Leute, sprach Winkler.

Ich habe Immermann nie diesen Wunsch ausgesprochen, sprach Grabbe; wenn ich ihn auch wirklich gehegt habe.

Das Genie wird überall verfolgt, seufzte der Flötenspieler mit deutlicher Beziehung auf sich selbst, und intonirte wieder eins seiner Lieder.

Aber noch schlimmer als der Neid, fuhr Isegrimm aufs neue hinein, ist die Absicht der Erniedrigung, die Immermann an unserm großen Freunde versucht hat. Ist es nicht eine wahre Schmach und Schande, ja ein Flecken für das Jahrhundert, daß er dieses Genie ein Manuscript für das Theater abschreiben ließ?

Halt, rief Grabbe, ich habe ihn selbst darum ersucht.

Freilich thatet Ihr das, rief der Kritiker, aus Bescheidenheit, aus jener Bescheidenheit, die den wahrhaft großen Geist ziert. Um so weniger aber durfte er diesem Antrage nachgeben. Grabbe ein Abschreiber? Es schwindelt mir, diesen Gedanken zu verfolgen. Noch mehr, welches Stück ließ er Euch abschreiben? Wäre es noch eine Tragödie von Goethe oder Schiller gewesen. Aber Töpfer's „Hermann und Dorothea". Eine Dummheit! Ein Nichts! Hätte der Landgerichtsrath für seine schlechten Verse nicht reichlich die Hölle verdient, er müßte für diese Unthat brennen, denn er hatte offenbar nichts anderes vor, als Euere große Seele zu verdummen.

Das hätte ja schrecklich werden können, murmelte der Maler, hol's der Teufel!

Criminell, pfiff Hirtzfeld im hohen F.

Beim Satan! rief nun Isegrimm in ungeheuerm Pathos. Der Dichter von Derendorf athmet den großen Goethe in allen schlechten, egoistischen Eigenschaften vortrefflich, aber in allen guten miserabel nach, möge er nun ein Opus ans Tageslicht fördern oder den Theaterdirector spielen. Der Witz, den sein Freund Heine über ihn gemacht hat, ist höchst charakteristisch. Er nennt Immermann einen Gipsabguß von Goethe.

Kerls, wenn ihr noch weiter in der Art schwatzt, rief jetzt Grabbe, so werde ich, da man unter den Wölfen mitheulen muß, unter euch die Disteln mitfressen.

Gleichwol merkte man, daß all diese Anschuldigungen Immermann's bei dem argwöhnischen Dichter, der in der That den Umgang des Winters entbehrte und die sommerliche Abgeschlossenheit übel genommen hatte, nicht auf dürren Boden fielen. Der Umstand, daß er, seinem großen Mittheilungstriebe folgend, aus Mangel an besserm Umgange in diese schlechte Gesellschaft gerathen war, und daß er den Mann, der sich als sein entschiedener Wohlthäter bewiesen hatte, nicht besser vertheidigte, ließ darauf schließen, daß seine Verehrung für Immermann ihrem Untergange entgegenging. Wirklich hatte er auch einige Angriffe jener Anschuldigung, die der Kritiker so herb und hart aussprach, selber hervorgerufen; nun aber erhielten sie, in diese schroffe Form gegossen, die Folge, daß er sich noch mehr gegen Immermann verbitterte.

Indeß gewann das Gespräch doch bald eine andere Wendung, denn Lübke, der frühere Zöllner und jetzige Dichter, trat ein. Die dicke, untersetzte Gestalt war

noch dicker und untersetzter geworden, was sich daraus erklären ließ, daß er in seinen verschiedenen Taschen seine sieben Manuscripte verborgen hatte. Zwei, nämlich diejenigen, die er für die schlechtesten hielt, saßen in den Rockschößen; zwei andere nahmen die Seitentaschen ein, und drei füllten die Brust aus und saßen als die Lieblinge seines Busens über seinem Herzen. Das Bullenbeißergesicht sah dabei heute wirklich etwas menschlicher aus.

Ha, da kommt der biedere Westfale! rief Isegrimm, das neue Genie!

Und wird uns eine Vorlesung halten, pfiff der Flötenspieler.

Hol's der Teufel! brummte Winkler. Noch einen Schoppen wegen dem Einschlafen.

Lübke packte mit einem Blicke, in dem es von hellen Triumphen strahlte, seine Manuscripte aus, die sich zu einem hohen Haufen auf dem Tische thürmten.

Gott, o Gott! rief Grabbe.

Was bringt Ihr, großer Mann? fragte Isegrimm.

Mit der Bescheidenheit, die den wahren Dichter schmückt, erwiderte Lübke, mopsig bellend, breche ich hier ein tiefes Geheimniß. In stillen Stunden schuf ich diese geistentquollenen Schöpfungen. Es sind sieben Trauerspiele, deren Stoffe ich aus meiner eigenen Phantasie schöpfte oder aus der Geschichte nahm. Das erste heißt: „Der rothe Mönch"; das zweite: „Die Räuber vom Hundsrück"; das dritte: „Der Kazike von Peru"; das vierte: „David und Bethsabel"; das fünfte: „Pichegru"; das sechste:

„Schinderhannes und seine Genossen", und das siebente: „Der Heringsfänger".

Großer Mann! rief der Kritiker und warf sich an die Brust des Zöllners, der unterdessen viel dünner geworden war.

Was soll ich zuerst lesen? fragte Lübke.

Zuerst Nummer Eins, dann Zwei, und so weiter, bis alle gelesen sind, sprach Isegrimm. Alle unsere künftigen Abende sind Ihnen gewidmet.

Lübke setzte sich zurecht und begann den „Rothen Mönch". Machten seine hölzerne Stimme und sein falsches Pathos schon an und für sich einen höchst komischen Eindruck, so steigerte sich der lächerliche Eindruck noch bedeutend durch den vollkommenen Blödsinn, den er vortrug. Die Anwesenden nebst dem Wirth hielten sich indeß möglichst ernst und fielen fast nach jeder Phrase mit den übertriebensten Lobeserhebungen ein. Ein Vortrefflich, Ausgezeichnet, Unerhört klang über das andere, dazwischen wurde mit den Gläsern angeklungen. Das bullenbeißerische Gesicht Lübke's verklärte sich in freudiger Röthe.

So ging ein Act zu Ende. Grabbe rief: Ist kein Lorber da?

Nein, sprach der Wirth.

So holt grüne Blätter. Macht eine Krone für ihn, mahnte Isegrimm.

Stange eilte hinaus und holte, wie es schon verabredet worden war, einen Kranz von Kohl.

Grabbe krönte den Dichter des „Rothen Mönch".

Lübke war außer sich vor Freude. Er wollte weiter lesen. Aber alle behaupteten, daß sie zu angegriffen wären und auch für die nächsten vier Wochen zu angegriffen bleiben würden, um aufs neue so ergreifende und erschütternde Eindrücke auszuhalten.

Vierzehntes Kapitel.

Norbert Burgmüller verlebte indessen wieder einen schönen Herbst in dem prächtigen Waldthale der Agger, die zu jenen schönen Gebirgsflüssen gehört, welche dem Rhein aus dem bergischen Lande zuströmen. Nichts erquickt den weltmüden Menschen mehr, als der Umgang mit einer frischen, prächtigen Natur. Diesen Umgang aber konnte der junge Componist an seinem Aufenthalt in vollem Maße haben. Aus den Fenstern seines Zimmers auf dem gräflich Nesselrode'schen Schlosse Ehreshoven erschaute er allerwärts die liebe, freie Gotteswelt mit Berg, Forst, Fluß, Au und Wiesen. Hatte er den Kindern des Hauses die wenigen Stunden gegeben, zu denen er verpflichtet war, so stand es ihm frei, sich nach Belieben in Thal und Höhen umherzutreiben. So streifte er denn heute in die Ferne, wo der Strom seine frischen Wasser, in denen die Forelle ihr fröhliches Spiel treibt, unter schattigen Bäumen bald rieselnd und schäumend, bald tief und still hintreibt, und morgen in die Laub- und Tannenwälder der Berge bis hinauf in

die rothen Heiden. Noch häufiger aber saß er an irgendeinem reizenden Platze in dem Garten, der an das Schloß anstößt, oder in den Alleen, welche sich hier- und dorthin erstrecken. Zuweilen auch ließ er sich von dem Kahne schaukeln, der auf dem Weiher schwamm, in dem sich die beiden Fronten und Thürme des mächtigen adelichen Sitzes bespiegelten. Vor allzu großer Einsamkeit hatte er sich dabei keineswegs zu scheuen. Meistens besuchte er seine Lieblingsplätze übrigens nicht aus reinem Wohlgefallen an der Natur. Er hatte sich sogar häufig bald hier und bald dort ein Stelldichein mit seiner kleinen schwarzäugigen Josephine gegeben, die sich demnach mit den Kindern an dem Orte einfand, wo sie sich zu treffen verabredet hatten. Leider fehlte bei diesen Gelegenheiten der geschickte Pudel Nero, der in Düsseldorf in der Pflege von Burgmüller's Mutter geblieben war, mit seinen Sprüngen und Kunststücken, und es hatte mitunter seine Schwierigkeit, die Kinder in einer Weise zu beschäftigen, daß sie die Liebkosungen des Brautpaars nicht gewahrten. Den Bewohnern des Schlosses wurden diese Zusammenkünfte gewöhnlich verheimlicht. Geschah es aber das eine oder andere mal, daß man die jungen Leute zusammenfand, so hieß es allemal, Burgmüller nehme in peripatetischer Weise französische Stunden bei der kleinen Französin.

Daß übrigens die Fortschritte, die Norbert in der fremden Mundart machte, nicht zu den reißendsten gezählt werden konnten, bewies sich zu verschiedenen malen. Die Herzen verstanden sich jedenfalls besser als die Geister; denn durch Händedrücken und Küsse konnten sie sich

einander ohne alle Schwierigkeit viel deutlicher machen als durch Worte. Besonders längere Mittheilungen stießen gewöhnlich auf bedeutende Hindernisse. Und so ging es auch, als Burgmüller sich einst in einer versteckten Gartenlaube mit einem höchst vergnügten Gesichte einfand und ihr einen Brief aufwies, den er eben erhalten hatte.

Vous paraissez très gai! rief sie ihm entgegen. Vous avez reçu une lettre? Elle vous a porté sans doute de bonnes nouvelles.

Ah oui, stotterte Norbert, une lettre.

De qui? fragte Josephine.

De mon frère Fritz! lautete die Antwort.

De Frédéric? de Paris? rief sie. Quest-ce qu'il écrit!

Venir! radbrechte er.

Il veut venir? C'est bien.

Non, je — venir.

Toi, et me quitter?

Tu, aussi venir.

Comment, il m'invite, c'est drôle, cela n'est pas convenable, lachte sie laut auf.

Non comprendre. Je parler, sagte er verlegen.

Parlez donc!

Nous marier — Je et tu! Aller en France, suchte er sich zu erklären.

La belle France, la douce France! rief sie voll Begeisterung in die Hände klatschend. O ma patrie cherie!

Burgmüller aber stotterte weiter: Vivre à Paris.

C'est mon plus grand désir! warf sie mit Lebhaftigkeit dazwischen.

Faire musique là pour les concerts — aber er konnte sich doch nicht recht erklären. Vorläufig mußten wieder ein paar herzliche Küsse das Siegel auf die Unterhaltung drücken. Dann wurde der Brief durch die herangewachsenen Kinder des Hauses verdolmetscht.

So ergab sich denn, daß Norbert noch vor seiner Abreise von Düsseldorf an seinen Bruder Fritz geschrieben und ihm seine verfehlten Hoffnungen, in seiner Heimat festen Grund und Boden zu gewinnen, mitgetheilt hatte. Der Brief war unter dem Eindruck seiner Zurücksetzung abgefaßt worden und enthielt allerlei bittere Betrachtungen. Die Schwierigkeiten, mit denen ein junger Künstler in Deutschland zu kämpfen hat, wenn er nicht gerade der augenblicklichen Zeitströmung folgt, oder von einer einflußreichen Partei gehoben wird, wurden in verzweifelter Weise beklagt. Den Schluß aber bildete die muthlose Behauptung, daß er in seiner Heimat untergehen werde. Friedrich Burgmüller, der sich in Paris eine geachtete und einträgliche Stellung erworben hatte, indem er sein Talent, das freilich nur zu der Mittelsorte gehörte, zum Stundengeben und Arrangiren beliebter neuer Melodien anwandte, sandte ihm eine tröstliche Antwort, in welcher er den Bruder einlud, nach Paris überzusiedeln und dort sein Glück zu versuchen. In der That begann damals die deutsche Musik sich eine große Achtung bei dem französischen Publikum zu erwerben. Man schwärmte für Haydn, Mozart und Beethoven. Sogar Mendelssohn hatte

Zutritt in den classischen Concerten des Conservatoire gefunden. Dabei war es manchen jungen deutschen Tonkünstlern gelungen, ihr Glück in der französischen Hauptstadt zu machen. Warum sollte dies nicht in gleichem Maße einem so talentvollen Componisten wie Norbert gelingen? So schlug ihm denn sein Bruder vor, seine Verhältnisse in Düsseldorf, die doch nichts Rechtes seien, zu brechen und zu ihm zu kommen. Er möge die erste Zeit mit ihm zusammen wohnen und sich an seinen Arbeiten betheiligen, welche rasch und leicht gemacht und ihm einen sichern Unterhalt abwerfen würden. Im übrigen müsse er der Zukunft und seinem guten Glücke vertrauen.

Wenn Burgmüller durch diese Nachrichten schon an und für sich freudig überrascht wurde, so machten sie ihm noch mehr Vergnügen, weil Josephine, die nichts Höheres wünschte, als mit dem Geliebten in ihre eigene Heimat zu ziehen, ganz außer sich über solche schöne Hoffnungen war. So kam denn eine neue, frische Arbeitslust über ihn. Alte Werke wurden durchgesehen, frische Werke wurden entworfen. Er gab sich jetzt mit aller Macht an seine zweite Symphonie, mit deren Plan er sich schon lange getragen hatte. Bald stürmte er hinaus, um die Melodien und Harmonien, die seine Seele durchwogten, in der schönen, freien Natur wachsen und reifen zu lassen, bald saß er vor dem Flügel, um die gefundenen und fertigen Gedanken auf das Papier zu fixiren. Das helle Liebesleben, das er zugleich lebte, gab seiner Arbeit Frische und Fülle. Er hatte selten eine solche Spannkraft des Geistes empfunden.

Als es endlich Zeit war, den trüben, nassen Herbsttagen zu weichen und in die Stadt zu ziehen, da fühlte er sein Werk und sich selber durch dasselbe mächtig gefördert.

Norbert's erster Gang nach seiner Ankunft in der Heimatstadt war zu seinem treuen Will gerichtet. Dort hörte er die düsseldorfer Neuigkeiten. Daß die Musik unter der tüchtigen Leitung von Julius Rietz in dem Sinne gedieh, wie Mendelssohn es beabsichtigt hatte, vernahm er mit neidlosem, frohem Herzen. In gleicher Weise machte es ihm die größte Freude, daß Immermann sein großartiges Talent in der Bühnenführung nicht allein in der alten Weise an den Tag legte, sondern daß seine Kraft und Energie eher zu- als abnahm. Dagegen gab es ihm einen Stich ins Herz, als Will erzählte, daß Grabbe in Ermangelung eines bessern Umganges in die Hände der verkannten Genies gefallen sei und eine fast feindliche Stellung gegen Immermann, der ihn mit Freundlichkeit und Wohlthaten überschüttet, angenommen habe. Zugleich theilte ihm freilich der Freund mit, daß sie beschlossen hätten, dieses unnatürliche Bündniß noch an demselben Tage gründlich zu brechen, und veranlaßte Burgmüller, sich zu der gewohnten Stunde im Drachenfels einzufinden.

In der That fand Norbert, als er gegen neun Uhr in die bekannte Schenke trat, ein ganz ungewöhnliches Leben. Er wurde laut und hell von einer so großen, jubelnden Menge frischer Künstler empfangen, wie er sie noch nie in den verhältnißmäßig engen Räumen versammelt gefunden hatte. Daß sie fast alle, wie er selber,

neues, gesundes Leben draußen in der freien Natur gesucht hatten, sah man an ihren blühenden Gesichtern und hörte man an ihren lauten Stimmen. Meister Stange eilte dabei mit der freundlichsten Geschäftigkeit, die seine frühere melancholische Stimmung nicht mehr ahnen ließ, zwischen den Tischen umher und bediente mitsammt seinem Adjutanten Stängelchen die Gäste. Wenn er auch heute wieder mehr Schoppen trank als gewöhnlich, so geschah es nicht, weil er Vergleichungen zwischen den Künstlern und den Philistern anstellte, sondern, weil er sich der rauschenden Gegenwart erfreute. Wiederholt stellte er sich eine Flasche in eine Ecke, an der er mitunter schweißtriefend schlürfte, indeß ihn die jungen Gesellen neckten: Seht, er küßt die Kanne hinter der Thür.

Burgmüller suchte nach Grabbe, der in die äußerste Ecke gesetzt worden war und den er zu seinem Leidwesen sehr verfallen wiederfand. Man machte dem Musiker an demselben Tische Platz. Dort saß auch Will.

Das laute Schreien und Rufen, welches die Stuben füllte, wurde endlich durch das Eintreten der drei verkannten Genies, denen sich der Doctor Isegrimm angeschlossen hatte, unterbrochen. Fast alle Anwesenden betrachteten sich mit verhaltenem Lachen und verständnißvollen Blicken das seltsame vierblätterige Kleeblatt.

Wo ist Grabbe? rief Isegrimm. Wir setzen uns zu ihm.

Er sitzt heute bei andern Bekannten, sprach der Wirth und wies die Ankömmlinge an den einzigen leeren Tisch in der Mitte. Ich habe Ihnen diese Sitze aufbewahrt.

Aber Grabbe muß bei uns sein, der Poet bei dem Poeten! bellte Lübke.

Hol's der Teufel! brummte Winkler.

Er ist ja der Unserige, fistulirte der Flötenspieler.

Setzt euch! rief es jetzt von allen Seiten. Das Lied, das neue Lied!

Die Verkannten nebst dem Kritiker wollten sich anfangs nicht so leicht gefangen geben und bemühten sich, noch Grabbe als den Ihrigen zu requiriren. Sie wurden aber von dem donnernden „Setzt euch!" der ganzen Schenke so vernehmlich niedergeschmettert, daß sie sich endlich in ihr Los fügten.

Kaum aber war einige Ruhe eingetreten, als Hasenclever sich erhob und den Versammelten verkündete, ein junger Dichter habe ein Lied gedichtet und sei bereit, dasselbe vorzusingen.

Das Lied, das Lied! brüllte es rings.

Nun erhob sich Will und sang nach einer Melodie, welche bei den jungen Künstlern bekannt war, folgende Ballade:

Der Dichterruhm ist hohes Ziel,
Ju, ja, hohes Ziel,
Der Zöllner Lübke griff zum Kiel.

Zugleich er das Papier sich nahm,
Ju, ja, Papier sich nahm,
Darauf er in die Tinte kam.

Er schrieb sieb'n Jahre mit Geduld,
Sieb'n Trau'rspiel' lagen in dem Pult.

Sucht sieb'n Jahr' einen, der sie druckt,
Doch dieses ist ihm nicht geglückt.

Sucht' sieb'n Jahr', der sie lesen sollt',
War keiner, der sie hören wollt'!

Er ward vor Aerger blau und blaß,
Da rufet er den Satanas.

Der Teufel kam, fragt': Was beliebt?
Sprach Lübke: Wer Gehör mir gibt!

Der Schwarze meint: Verschreib' dich mir,
So wag' ich es und lausche dir.

Lübke verschrieb mit seinem Blut
Die Seele. Satanas spricht: Gut!

Da Lübke nun sein Stück begann,
Der Teufel fing zu gähnen an.

Und als ein Act kam an das End,
Hat Satan hundertmal gegähnt.

Beim zweiten Act rann ihm der Schweiß,
Ihm war's nie in der Höll' so heiß.

Beim dritten Act Herrn Satanas
Kohlschwarzer Leib ward kreideblaß.

Beim vierten kam Kinnbackenkrampf,
Es droht Ohnmacht und Todeskampf.

Vorm fünften Act hat er genug,
Fegt durch den Schornstein fort im Flug.

Herr Lübke aber zornig ganz
Greift ihn im Fliehen rasch beim Schwanz.

Ha, Satan, flieg', ha, Lübke, reiß'! —
Der Dichter rupft ihm aus den Steiß.

Den Steiß, den hält er in der Hand,
Der Satan ist zur Höll' gerannt.

Herr Lübke thut mit argem Fluch
Den Schwanz als Zeichen in das Buch.

Und die Moral von dieser Mär,
Ju, ja, dieser Mär:
Fürcht' Satan sehr, doch Lübke mehr!

Der Jubel, der diesem Gesange folgte, dessen rasche Melodie und aus allen Kehlen mitgebrüllter Rundreim keine Unterbrechung zuließ, war ganz ungeheuer. Man merkte aber in dem Beifalle, daß jedermann sich über die Demüthigung des unverschämten Lübke freute, der, seitdem ihm der Kohlkranz von Grabbe aufgesetzt worden war, vollends kein Ziel und Ende seiner Anmaßung wußte. In demselben Maße aber, wie hier die Jugend ihrem freilich allzu derben Vergnügen nachgab, gerieth der frühere Zollmensch in Feuer und Flammen. Er stand mit rothangelaufenem, zornangeschwelltem Gesichte auf und versuchte, die bellende Stimme geltend zu machen. Als er aber merkte, daß seine Anstrengungen vergeblich seien, spuckte er nach allen Seiten hin aus, indem er zugleich zornsprühende Blicke schleuderte. So rannte er nach Hut und Mantel, um sich zu entfernen.

Als er schon nahe der Thür war und nun eine Stille eintrat, welche die Neugier, ob der Scheidende auch wol noch etwas sagen werde, hervorgerufen hatte, wandte er sich um und sagte mit zischenden Lauten: Herr College Grabbe, verlassen Sie mit mir die schimpfliche Gesellschaft dieser schnöden grünen Jungen.

Der Angeredete aber antwortete ihm polternd: Herr Langohr, der Distelfresser ist Ihr College.

Ein neues brüllendes Gelächter erhob sich, unter welchem das verkannte Genie die Stube verließ.

Lassen wir ihn in die dunkle Nacht hinaustreten und im Hundetrab die Straßen durcheilen und von dieser Stunde an ein durchaus einsames Leben führen. Der arme Kerl, der sich so unmäßig überhoben hatte, war gezwungen, nun ganz und gar von der Welt Abschied zu nehmen. Selbst die Kaffeehäuser und Weinschenken wurden ihm von den Wirthen verboten, die bei seiner Anwesenheit Skandal und unangenehme Scenen zu fürchten hatten. So mußte er sich selbst das langgeübte Vergnügen versagen, die Zeitungen zu begeifern. Es schien, daß der Hohn und Spott, der ihm zugefügt worden, sogar bei der Straßenjugend bekannt wurde, denn man sah später nicht selten, wie freche Burschen, die aus der Schule kamen, ihm in hellen Haufen nacheilten und das Lied sangen, welches die Künstler auf ihn gemacht hatten.

Der zurückgebliebenen zwei verkannten Genies bemächtigte sich nach diesem Vorgange eine tiefe Beschämung. Sie wagten es mit keinem Worte, den arg beleidigten Genossen zu vertheidigen. Im Gegentheil, sie saßen still und stumm und sahen in ihre Gläser. Der perfide Doctor Isegrimm aber warf ihm noch einigen Koth nach. Trotz seines langjährigen Umgangs mit Lübke nannte er ihn einen unerträglichen alten Schafskopf, kritisirte das Lied als höchst geistreich und hieß die Art und Weise, wie man dem Zöllner die Thür gewiesen hatte, vollkommen gelungen.

Gleichwol blieb die Strafe nicht aus. Als der Kritiker sich mit dem Flötenspieler und Winkler in einem gewissen unheimlichen Gefühle entfernte, eilte Meister

Stange ihnen nach und sprach: Herr Doctor, sie schulden mir jetzt gerade siebenundvierzig Thaler, siebzehn Silbergroschen und sechs Pfennige. Ihre Schuld, Herr Hirtzfeld, beträgt fünfunddreißig Thaler fünfundzwanzig Silbergroschen. Ich habe Ihnen die Rechnung schon oftmals zugesandt. Sie haben aber nichts von sich hören lassen. So bin ich denn gezwungen, Sie mündlich zu mahnen. Ich frage Sie demnach: wann werden Sie bezahlen?

Nächstens, nächstens, sprach der Doctor eilig.

Sobald ich einen Verleger für meine Lieder und meine Novelle habe, flüsterte der Flötist.

Auf „Nächstens“ und „Sobald“ lasse ich mich nicht ein, rief jetzt Stange, indem er grob und gröber wurde. Ich muß entweder Geld oder einen Bürgen haben. Hier Ihr Freund, der Herr Winkler, ist mir gut.

Aber Herr Winkler hatte kaum das Wort vernommen, so rief er: Meine Frau kommt diese Nacht mit Zwillingen nieder, die Hebamme hat es mir gesagt. Da kann ich mich nicht aufs Leihen einlassen. Dann verschwand er in der rabenschwarzen Nacht und ward nicht mehr gesehen. Man hörte an seinen eiligen Tritten, die auf dem Pflaster widerhallten, daß er in diesem Augenblicke das Laufen dem Gehen vorzog.

Effugit, evasit, erupit! rief jetzt Stange mit fürchterlichem Ernst. Er ist dahin, also merken Sie sich, meine Herren, solange Sie nicht bezahlt haben, wird der Drachenfels Ihnen keinen Tropfen Herzstärkung mehr liefern.

Damit trat er in das Haus zurück. Der Kritiker

und der Flötenspieler waren auch in ihrer Weise vor die Thür gesetzt, und wandten sich mit dem bittern Gefühl, daß das Genie selbst von einem philologisch gebildeten Wirthe nicht anerkannt werde, heimwärts.

In der Schenkstube trieb indeß eine junge Künstlerschar ihren fröhlichen Witz und Humor bis in die tiefe Nacht.

Burgmüller und Grabbe waren unter den letzten zur Stelle.

Wie froh bin ich, sagte der Dichter zum Musiker, daß ich die Gesellschaft dieser zudringlichen Burschen los bin, die sich mir wie Ungeziefer in den Pelz gesetzt haben! Freilich ging es grob genug zu. Aber besser dieses Ende als keins. Zumeist aber freut es mich, daß Sie zurück sind. Jetzt habe ich doch wieder einen Menschen.

Dann gab er die Hand dem Freunde, der ihm schweigsam lächelnd zunickte.

Sie saßen noch eine Weile, ohne ein Wort zu reden, beieinander und tranken ihre Schoppen. Dann rief Grabbe dem Musiker zu: Fort mit der kläglichen reflectirenden Stimmung! Ich habe lange keine Musik mehr gehört. Setzen Sie sich an die Orgel.

Und was soll ich Ihnen spielen? fragte Burgmüller.

Einen Aufschrei der hellsten Lebenslust! Spielen Sie Mozart's: „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise.“

Burgmüller leistete dem Auftrag Folge. Bald erklangen die Tasten des kleinen Instruments in immer

hellern Tönen. Ein Lied folgte dem andern. Grabbe forderte sich noch die Marseillaise und das Ça ira marchons, die er nicht aus Revolutionsgelüsten, sondern als historische Lieder liebte. Bis in die tiefe Nacht hinein brauste die lauteste Jugendlust. Dann führte der Musiker den Dichter nach seiner Wohnung in der Ritterstraße.

Funfzehntes Kapitel.

Das ganze Wesen Norbert Burgmüller's war nicht frei, offen, zugänglich und herausforderndgenug, um sich mit Einem Schlage eine Menge von Freunden zu machen. Er ging eigentlich nur neben den Menschen her, die ihn erst dann beachteten, wenn ihre Aufmerksamkeit auf den jungen Mann gerichtet worden war. Wie aber die Welt ist, so pflegt sie nur denjenigen zu suchen, der sie selber sucht. Ueber den bescheidenen und anspruchslosen Menschen sieht sie weg, wenn sie ihn auch kennt; und ruft er sich ihr nicht täglich ins Gedächtniß, so vergißt sie ihn. Je weniger es nun dem jungen Künstler gelang, die Augen in weitern Kreisen auf sich zu richten, desto treuer hingen diejenigen seiner Freunde an ihm, die neben seinem schönen Talente auch sein treffliches, gutes und treues Herz kennen gelernt hatten. Man konnte sich keine lebhaftere und tiefere Trauer denken als diejenige, welche sich allenthalben über seinen Entschluß, Düsseldorf zu verlassen und nach Paris zu gehen, offenbarte. Keiner wollte gern den

Freund verlieren, zu dem jeden ein wahres Herzensbedürfniß hinzog. Freilich durfte auch niemand das Vorhaben des Musikers tadeln oder bekämpfen. Man sah ein, daß in der Heimatstadt seines Bleibens nicht sei, weil ihm für die nächste Zukunft ein wirklich erfolgreicher Wirkungskreis verschlossen war.

Nachdem seine Freunde den ersten Schmerz über diese traurige Nachricht überwunden hatten, stieg in vielen derselben der Wunsch auf, Norbert möge vor seiner Abreise ein Abschiedsconcert geben. Dieser Gedanke fand bei allen Bekannten gleiche Zustimmung. Sie einigten sich, den Freund zu einem Entschlusse zu bestimmen, was auch nicht schwer wurde. Einestheils gedachte man ihm auf diese Weise eine namhafte Summe zu verschaffen, anderntheils aber hegte man die Absicht, das treffliche Talent vor seinen Landsleuten noch einmal in das rechte Licht zu stellen und ihnen zu beweisen, daß sie sich viel zu gleichgültig und passiv gegenüber einem hochbegabten Geiste, der zugleich ein Kind der Stadt war, verhalten hätten. Und nun war es bald eine Freude, zu sehen, wie sie mit ihm schafften und arbeiteten und ihn nach allen Seiten hin unterstützten. Nachdem man das Programm festgestellt hatte, sorgte der eine für die Abschreiberei der Musikalien, der andere verhandelte mit den Orchestermitgliedern, der dritte ermittelte ein passendes Lokal, der vierte verschaffte die Eintrittskarten, und die übrigen bemühten sich um Unterschriften, damit der Saal recht besetzt werde. Freilich fehlte es nicht an mancherlei Hindernissen, die jedoch alle, zwar nicht sehr eilig, aber doch sicher aus dem Wege geräumt wurden.

So kam denn nach Carneval das Concert Norbert Burgmüller's zu Stande. Das Publikum strömte gegen Abend in ungewohnter Menge zu der Lesegesellschaft, welche damals auf dem Markte zwischen dem Rathhause und dem Theater lag und dem jungen Musiker ihren großen Saal hergegeben hatte. Der weite hellbeleuchtete Raum war ganz mit Menschen angefüllt, denn es hatte sich doch jedem Gebildeten das Gefühl aufgedrängt, er müsse dem Componisten als einem geborenen Düsseldorfer die letzte Ehre vor seiner Abreise erweisen. Norbert bestieg das Dirigentenpult, und das Concert nahm seinen Anfang. Das Programm erwies sich nur aus Compositionen des Künstlers zusammengesetzt. Es war sogar für eine gewisse Reihenfolge gesorgt, in welcher die aufmerksamen Zuhörer die Fortschritte des Meisters verfolgen konnten. Eine Ouvertüre, sein Klavierconcert, Theile seiner ersten Symphonie und einzelne Nummern einer Oper, die „Dionys" hieß und von einem Schauspieler Seidel nach Schiller's „Bürgschaft" verfaßt worden war, aber Burgmüller zuletzt so wenig mehr zusagte, daß er später von der Durchführung abstand, bildeten die vorzüglichsten Nummern. Zugleich wurde noch ein Quartett gespielt, und einige Lieder kamen zum Vortrag. Jedes Stück erhielt den verdienten Beifall, denn die ganze Zuhörerschaft lauschte mit ungewöhnlicher Andacht. Die Jugendwerke erschienen noch einigermaßen dunkel und entfalteten einen noch suchenden düstern Sinn. Die erste Symphonie zeichnete sich durch eine Fülle von Melodien und Harmonien aus, aber es war die Fülle zu brausend stürmender Jugend. In der Oper hatte er

vielleicht der Zeit zu große Concessionen gemacht, die vorgetragenen Stücke erwiesen sich zwar verständlich, aber vielleicht auch gewöhnlicher als seine übrigen Tonsätze, obschon mancher berühmte Mann der Zeit wahrscheinlich froh gewesen wäre, hätte er sich als den Erfinder nennen können. Von wunderbarer Tiefe waren dagegen die Lieder, die nirgends ein declamatorisches Pathos enthielten, sondern auf strophischer Melodienbildung beruhten. In dem Quartett hatte man die sichere runde Arbeit eines schon vollendeten Meisters zu bewundern, denn es gehörte zu seinen letzten Werken. Wie sehr aber auch alle die Tondichtungen der ruhig horchenden Menge die Ueberzeugung beibrachten, daß ihr Schöpfer zu den vielversprechendsten Geistern des Vaterlandes gehörte, so steigerte sich doch die Bewunderung noch unendlich, als Burgmüller zum Schlusse die beiden ersten Sätze seiner zweiten Symphonie dahintönen ließ. Uebte schon das wild dahinbrausende Allegro des ersten Satzes einen mächtigen Zauber, so schmeichelten sich die süßen, weichen, versöhnenden Töne des Andante der Seele so reizend und anmuthig ein, daß in manches Auge die Thränen der Rührung kamen. Wie bestimmt und plastisch traten die schönen Motive auf, wie reich und geistvoll waren sie modulirt und variirt! Hier zeigte sich die Klarheit, die man bei Mendelssohn gewohnt war, aber es brach zugleich eine individuelle Eigenthümlichkeit hervor, die über diesen noch hinausstrebte. Feine Sentimentalität, tiefsinniger Schmerz, jauchzender Humor hatten sich zusammengethan und ein höchst originelles Werk

geschaffen, von dem man nur bedauerte, daß es nicht abgeschlossen war.

Als die letzten Töne verrauschten, scholl ein unermeßlicher Beifall durch den Saal. Ein Regen von Sträußen und Kränzen fiel auf den jungen Musiker nieder, der sich zum ersten mal in weitern Kreisen anerkannt und von Herzen glücklich fühlte. Es war ein liebenswürdiger Anblick, ihn halb zufrieden und halb befangen über die Begeisterung der Menge in jünglinghaftem Erröthen dastehen zu sehen.

Bei den Leuten, die sich entfernten, wurden allerlei seltsame Reden laut. Der eine war erstaunt, daß ein solches Talent in Düsseldorf existirte, von dem man doch so wenig gehört hatte, der andere verwunderte sich, daß in dem stillen, hagern und blassen Menschen eine solche künstlerische Kraft stecke, der dritte bedauerte, daß der Componist so herrlicher Tonstücke für die Stadt verloren gehe, wobei denn eine Menge von Personen die Meinung aussprachen, es sei doch nicht recht, daß man Burgmüller nicht Mendelssohn's Stelle gegeben habe. Mancher, der dem jungen Musiker fern gestanden hatte, trat nun an ihn heran und schüttelte ihm für die gebotenen Genüsse dankend die Hand.

Dann aber wurde er von seinen Freunden begrüßt, die sich am Fuße des Orchesters versammelt hatten, um ihm über den großen Erfolg, den er errungen, Glück zu wünschen. Zunächst ging er zu seiner alten Mutter, die ihn mit Thränen in den Augen umarmte und ihm sagte: Hätte doch dein Vater diese Freude erlebt! Auch Will, Reinick, Grabbe standen in der Runde. Er sah

überall in freudige Augen und Gesichter, und hörte überall fröhlich theilnehmende Worte.

Laßt mich euch danken für euere Liebe! rief er aus. Jetzt aber muß ich gehen. Wir sehen uns nachher im Drachenfels.

Damit eilte er fort und drängte sich durch die Menge nach der Thür, wo er verschwand. Er hatte sich bald Hut und Mantel verschafft und stürzte so rasch er konnte auf den Markt. An der ehernen Bildsäule des Kurfürsten Karl Theodor stand eine in einen Mantel verhüllte Gestalt, von einem Bedienten begleitet.

Josephine! rief er leise.

Mon cher Norbert! antwortete das Mädchen, das eben aus dem Concert gekommen war und, beschützt von einem Diener des gräflichen Hauses, auf ihn wartete. Sie drückte ihm die Hand mit heftiger Leidenschaftlichkeit. Er fühlte, daß sie am ganzen Leibe zitterte. Quel succès! fügte sie mit gepreßter Stimme hinzu.

Comment, contente? radbrechte er.

Plus que contente! rief sie. Tu es un grand artiste. Je te croyais jusqu'à présent un homme bon, brave, fidèle, comme il faut. Mais quelle joie, tu es un génie! Tu as un grand avenir. Mon coeur me l'a dit ce soir. O quel bonheur, que tu es à moi!

Er verstand kaum die Hälfte dieser mit der größten Zungenfertigkeit geäußerten Worte, aber er ahnte den Inhalt aus dem süßen, innigen, gemüthlichen Ausdruck, der aus ihrem ganzen Wesen sprach. So ließ er sie die fremden Worte plaudern, die ihr Wesen offenbar zu erleichtern schienen, denn sie hatte ja niemand mit sich

gehabt, dem sie ihr freudenvolles Herz ausschütten konnte. Was hätte es auch geholfen, sie zu langsamerm Reden zu gemahnen? Er würde doch die zärtlich leidenschaftlichen, dem tiefsten Herzen entsprossenen Liebes- und Schmeichelworte nicht gefaßt haben. Es war genug, daß sie Arm in Arm dahinschritten, daß sie sich aneinander preßten und drängten und daß sie sich die Hände zitternd drückten. Als sie vor dem Nesselrode'schen Hause angelangt waren, standen sie still. Dort fiel sie ihm um den Hals. Ihre Lippen berührten sich in einem langen Kusse. Dann verschwand sie, ihm noch hundert liebkosende Zeichen zuwerfend, über die Treppe in der Hausthür, vor der jetzt auch die gräfliche Equipage vorfuhr.

Norbert trat in das Dunkel der Straße zurück und beeilte sich, in den Drachenfels zu gelangen, wo sich seine Freunde bereits versammelt hatten und ihn mit Glückwünschen empfingen, die jetzt nicht mehr den rhapsodischen Charakter der Gratulation im Concertsaale aufwiesen, sondern sich in gemüthlicher Breite entwickelten und gehörig motivirt auftraten.

Am eigenthümlichsten war jedenfalls Grabbe's Begrüßung. Er zupfte Norbert leise am Arm und zog ihn beiseite, indem er ihm zuflüsterte: Du bist ein ganzer Kerl. Auf Du und Du! Ja, auf Smollis! Aber nicht in der gewohnten Weise. Es wäre zu profan, wollten wir es wie die Studenten machen. Auf Du und Du im Weine des unsichtbaren Geistes!

Burgmüller gab ihm lächelnd die Hand und antwortete: Auf Du und Du!

Grabbe umarmte und küßte ihn gerührt. Dann griff er in die Tasche und holte ein Bündel Papiere heraus.

Hier hast du auch die Oper, sprach er, aber sie läßt sich leider nicht componiren. Es ist ein tolles Ding geworden. Bewahre sie als Andenken.

Norbert nahm das Manuscript und dankte. Es war jene seltsame Verhöhnung der Operntexte, die Grabbe unter dem Namen „Der Cid“ gedichtet hatte.

Diese Scene war kaum beendet, als sich ihm ein himmellanger Mensch mit seltsam dunkeln Augen und glänzendem, lockigem Haupte vorstellen ließ. Es war ein Baron von Ferber aus Mecklenburg, der sich nach Düsseldorf begeben hatte, um dort Malerei und Musik zu treiben. Er sprach in merkwürdig floskelhaften Redensarten, welche er seinem Lieblingsschriftsteller Jean Paul entlehnt zu haben glaubte. Nachdem er sich unendlich über die Ehre gefreut hatte, den Componisten kennen zu lernen und sich in einer so ausgesuchten Gesellschaft zu befinden, bat er sich die Ehre aus, die Anwesenden als seine Gäste betrachten zu dürfen, wogegen keiner etwas einzuwenden hatte, zumal da der adeliche Herr reichlich mit irdischen Gütern gesegnet zu sein schien. In der That bestellte er sogleich Champagner, der in blinkenden Batterien auf die Tische gesetzt wurde, was offenbar Meister Stange unendliche Heiterkeit bereitete.

Der Baron nahm an Burgmüller's Seite Platz und fragte ihn nach dem Entstehen der zweiten Symphonie

und nach dem Zeitpunkt, wann die beiden letzten Nummern vollendet sein würden.

Der Musiker erzählte, daß er die Motive zu den drei ersten Sätzen zu Ehreshoven im Genusse eines schönen, frischen Landlebens gefunden habe. Das Allegro und Adagio waren darauf in Düsseldorf instrumentirt worden. Das Scherzo, das im Entwurf fertig sei, könne er gleichfalls jeden Tag in derselben Weise behandeln. Nur mit dem Finale vermöge er noch immer nicht ins Reine zu kommen. Er habe schon hundert Motive aufgenommen und sie sämmtlich wieder verworfen, denn er setze keine Note hin, um sie dastehen zu haben, jeder Ton müsse durch eine lebendige Nothwendigkeit erzeugt werden; lieber lasse er etwas unvollendet, als daß er sich mit herkömmlichen, nicht empfundenen Weisen beschwichtige.

Könnte ich nur wieder einmal ruhig und fröhlich in schöner Natur weilen! so schloß er.

Und wo glauben Sie die richtige Stimmung finden zu können? fragte Ferber.

Ich denke mir, Aachen ist der rechte Ort, sprach der Musiker. Ich erinnere mich aus meiner Jugend an den Frankenberger See, wo die Sage von Karl dem Großen und Fastrade spielt. Dort ist es so zauberhaft heimelnd.

Wohl, so machen Sie mir die Freude und gehen Sie mit mir dahin, sprach Ferber. Sie müssen mein Gast sein. Ich würde es mir zur Ehre und zum Stolz anrechnen, wenn ich dazu beitragen könnte, daß Sie Ihr

so prächtig angefangenes Werk zum Schlusse führen. Was denken Sie? Wir bringen die Walpurgisnacht dort zu. Zu Pfingsten, wenn das Musikfest stattfindet, sind wir wieder hier.

Es sei! rief Burgmüller, wenn ich bis dahin mit dem Finale nicht zu Stande gekommen bin.

Die beiden gaben sich die Hand.

Sechzehntes Kapitel.

Daß der junge Musiker sich noch in den Tagen nach seinem Concert äußerst gehoben und freudig fühlte, lag in der Natur der Dinge. Wohin er kam, hörte er theilnehmendere Worte, als er bisjetzt in seiner lieben Vaterstadt gewohnt gewesen war, wo sich die meisten Leute fast ganz und gar nicht um ihn bekümmert hatten.

Er feierte sogar den Triumph, daß einige Mitglieder des Vorstandes für die musikalischen Angelegenheiten sich alsbald nach der Aufführung seiner Werke bei ihm einfanden und ihn baten, er möge doch auch eine kleine Arbeit hergeben, um sie bei Gelegenheit des bevorstehenden Musikfestes dem Publikum vorzuführen. So sehr er sich über diese Anerkennung freute, so sah er sich doch genöthigt, eine abschlägige Antwort zu geben. Seine frühern Werke, lautete sein Bescheid, hätten nicht die innere Vollendung, um einem so großartigen Feste wahrhaft zum Schmucke zu dienen. Die zweite Symphonie, die vielleicht der Ehre der Aufführung werth wäre, sei noch unvollendet und müsse auch wol, wenn

er sie zum Schlusse gebracht, ihrer Ausdehnung wegen vor den großen Meistern der frühern Zeit zurückstehen. Zu einer neuen kurzen Arbeit könne er sich nicht entschließen. Er arbeite langsam und wolle für einen so schönen Zweck nichts aus dem Aermel schütteln. Dafür erachte er die Pfingstfeste zu edel und heilig. Ueberdies dürfte er vor Vollendung der Symphonie nicht an neue Unternehmungen denken, weil er mit diesem Werke den ersten Grundstein zu seiner zukünftigen künstlerischen Stellung zu legen hoffe, die er jetzt in Paris beginnen wolle. Er wünsche zunächst die fertige Tondichtung nach der französischen Hauptstadt mitzunehmen.

Unter der Deputation befand sich aber gerade jener Assessor, der ihm schon früher im Gesangvereine und später noch, nach Mendelssohn's Abgang, am meisten entgegen gewesen war. Dieser meinte mit überaus pfiffig freundlichem Lächeln: Hoffentlich werde es doch gelingen, den jungen Componisten seiner Heimat zu erhalten. Mendelssohn habe sich schon bei ihm für Burgmüller's Anstellung interessirt und ihm noch neuerdings in dieser Angelegenheit geschrieben. Er solle sich nur gedulden bis zu Pfingsten, dann komme Felix, und sie würden sogleich das Werk fördern. Es möge ihm vorläufig erlaubt sein, die Sache wie ein Geheimniß zu behandeln. Norbert verstand indeß diese Andeutungen vollkommen. Es konnte von nichts anderm die Rede sein als von der Organistenstelle. Freilich wunderte er sich im stillen, daß die Anregung zu dieser Angelegenheit von außen gegeben werden müsse, und daß seine Landsleute nicht die Kraft hätten, selbständig zu handeln.

Da, dem Sprichwort gemäß, nach vollbrachter Arbeit gut ruhen ist, so kam Burgmüller mit seinen Freunden besonders häufig zusammen. Er sah sie bei sich, in ihren Wohnungen, auf Spaziergängen und im Drachenfels. Bei diesen Gelegenheiten machte ihnen die Lectüre des komischen Operntextes des „Cid" nicht wenig Freude, der eigentlich nichts anderes war als eine formlose Satire, in welcher zunächst die Liebe des berühmten spanischen Volkshelden zu Ximene verspottet wird, die bald als historische Gestalten und bald als Schauspieler erscheinen. Dann aber reden außer den handelnden Personen auch die Dichter, Musiker, Recensenten und das Publikum fortwährend mit. Eine große Rolle ist sogar einem blökenden Schafe übertragen. Die Hauptsache sind natürlich Seitenhiebe auf die Componisten und Literaten der Zeit, die oft mit brillantem Witz den Nagel auf den Kopf treffen.

Natürlich stand Burgmüller mit Grabbe seit jenem Concertabend, wo sie sich zu duzen anfingen, auf dem vertrautesten Fuße. Sie hatten sich gegenseitig ihre Schicksale mitgetheilt und pflogen mancherlei ernste Gespräche. Norbert nahm nun auch kein Blatt mehr vor den Mund. Indem er den in sich zerrissenen und im tiefsten Gemüth verödeten Dichter mit der Welt zu versöhnen trachtete, warf er ihm nicht selten sein Mistrauen und seine Verachtung gegen die Menschen vor und gemahnte ihn namentlich an sein undankbares taktloses Benehmen gegen Immermann, den er selber freilich für einen herben und harten Charakter, dabei aber für einen durchaus edeln und trefflichen Menschen hielt. Er

stürmte so lange auf den Freund ein, bis dieser ihm versprach, die Schrullen, die ihm von andern Leuten in den Kopf gesetzt worden waren, zu vergessen, einen Besuch in Derendorf zu machen und sein Unrecht einzugestehen. Norbert bot sich sogar an, ihn selber zu Immermann zu führen, was aber von Grabbe abgelehnt wurde, der mit einem gewissen Trotz behauptete, er sei Manns genug, um selbst ans Werk zu gehen.

Der Baron von Ferber, der seit dem Concertabende in den Kreis der Freunde aufgenommen worden war, und dem man sein freilich oft excentrisches und confuses Wesen wegen seiner großen Herzensgüte und Gefälligkeit verzieh, fragte Norbert bei jeder neuen Begegnung, wie es mit dem Finale der Symphonie stehe, worauf allemal dieselbe Antwort erfolgte, die er auch in halb komischer und halb rührender Weise jedem andern Frager gab: Es ist immer noch nicht da! So drängte denn der lange Herr von Tag zu Tag mehr zu der Reise nach Aachen, welche der Musiker anfangs für Scherz gehalten hatte, die sich aber allmählich zu vollem Ernst gestaltete. In der That wurden gegen Ende April die Koffer gepackt, Norbert nahm von Josephinen und seinen Freunden heitern Abschied auf ein fröhliches Wiedersehen zum Musikfeste, und setzte sich am letzten April mit Ferber auf die Post, um nach der alten Kaiserstadt zu gehen, in deren Thore sie noch an demselben Abend einfuhren.

Nachdem das Quartier besorgt und das Gepäck untergebracht war, machte Burgmüller mit Ferber einen Spaziergang, auf dem sie sich zunächst dem Franken-

berger See zuwandten. Es war ein seltsam schöner Abend. Die Luft war feucht, drückend, warm bis zur Schwüle. Am Himmel zogen jene massigen und doch leichten Flüchtlingswolken hin, in denen das Licht der scheidenden Sonne sein seltsames Spiel trieb, indem es hin und wieder durch die Oeffnungen brach und hier und dort tiefe Schatten ließ, dabei aber alle Ränder röthete und vergoldete. Man fühlte es, daß heute Tausende und aber Tausende von Knospen brechen müßten. Die Schwalben, die aus dem Süden in den Norden gekehrt waren, wo sie in leicht an den Sims geklebten Nestern das Licht erblickt hatten, schossen wie Pfeile hinauf und hinab, kreuz und quer. In den nahen Büschen schlug die leidenschaftliche Nachtigall, und über den fernen Feldern sang die Lerche ihr frommes Lied. Auf Burgmüller machte die Stimmung, die der so plötzlich hervorbrechende gewaltige Frühling hervorbringt, einen tiefen Eindruck. Er schritt schweigsam neben dem plaudernden Gefährten hin, dessen Worte kaum sein Ohr, geschweige denn seine Seele erreichten. Alte Zeiten stiegen vor ihm auf, in denen er einst als stiller, aber glücklicher Knabe sich an diesen Orten umhergetrieben hatte. Verschollene Erinnerungen an seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder, an seine ersten künstlerischen Versuche nahmen wieder Gestalt und Farbe an. Er dachte auch an Ophelia.

Mit dem Gedanken an die ungetreue Geliebte gelangte er an den See, über den das Abendroth in seltsamen Lichtern spielte.

Ophelia! — Er schrak plötzlich heftig zusammen,

denn in seiner Nähe, an einen Baum gelehnt, sah er die leibhaftige Gestalt seiner ersten Geliebten. War es ein Schatten, der vor sein Auge trat? Welch ein wundervolles Weib, welche herrliche Formen, welcher prächtige Kopf mit den edelsten Gesichtszügen und den üppigsten blonden Locken! Nur sah sie jetzt so bleich, so elend, so leidend aus. Sie rührte sich nicht. Sie stand wie eine Bildsäule, starr, fest, das glänzende Auge in das prächtige Schauspiel, das der warme Frühlingsabend gab, versenkt. Burgmüller glaubte eine Erscheinung zu sehen. Er zitterte und bebte durch den ganzen Leib.

Ophelia! — Nein, sie lebte, denn sie bewegte sich plötzlich. Ein Mann im feinsten Anzuge trat hinter dem Baume hervor und reichte ihr den Arm, indem er ihr zurief: Es wird Nacht, wir müssen heim.

Sie nahm den Arm und ließ sich schweigsam fortführen. So kam das Paar an Norbert und seinem Begleiter vorüber. Sie sah den alten Freund und zuckte vor seinen Augen merklich zusammen.

Was hast du? fragte ihr Begleiter, dem Musiker hörbar.

Ich stieß mit dem Fuße an und erschrak, lautete die Antwort.

Ophelia! Ja, so klang ihm auch einst ihre Stimme. Norbert war jetzt tief überzeugt, daß er sich nicht geirrt hatte. Mit diesem Tone hatte nur ein einziges Wesen an sein Herz geredet.

Der junge Musiker kam in eine fürchterliche Aufregung. Um sein seltsames Wesen bei dem freundlichen Ferber zu entschuldigen, klagte er auf dem Heimwege

über Unwohlsein. Er gab vor, die Ausdünstungen des Wassers müßten ihm auf den Leib gefallen sein, er habe am Ufer des Sees einen plötzlichen Schauder empfunden, der ihn noch fortwährend durchfröstele. Der besorgte Freund kehrte so rasch wie möglich mit ihm in den Gasthof zurück und bestellte den heißesten Burgunder, um den Musiker zu erwärmen. Wie aber sollte der Wein ein altes Gift, das an der Seele fraß, schadlos machen!

Norbert that die ganze Nacht kein Auge zu. Tausend wirre Gedanken sprühten ihm durch das Hirn. War er darum nach Aachen gegangen, um das schicksalsvolle Weib wiederzufinden, dem er auf immer zu entgehen gewünscht hatte? Wie kam ihm auch bei Ferber's Anerbieten der wunderliche Gedanke, den Frankenberger See zu sehen? Warum mußte ihm gerade hier die frühere Geliebte begegnen, die lauter Unheil und Jammer über ihn gebracht? Dazwischen gedachte er ihres Abschieds in Düsseldorf und der Drohungen, die sie gegen ihn geschleudert hatte. Sollte der Liebeszauber sich wirklich als wahr erweisen? Sollte ihr Blut in seinem Blute ewig nachwirken? Konnten sie nur miteinander glücklich sein? Mußten sie durch einander verderben?

Er fühlte plötzlich, daß ihm das Bewußtsein schwand. Ein neuer Krampfanfall hatte ihn in tiefer Nacht befallen.

Als er halb und halb erwachte, dämmerte der Tag in die Scheiben. Er hörte im Nebenzimmer seltsames Lärmen. Es waren schmerzlich stöhnende Laute. Er

glaubte seinen Namen zu vernehmen. Norbert, Norbert! klang es ihm wieder mit einer Stimme ins Ohr, deren Ton ihn an Ophelia erinnerte. So schien es ihm, denn die andern Worte, die geredet wurden, überschallte das leise Aechzen. Er hörte Stühle rücken, Betten versetzen, Thüren gehen. Und dann wieder: Norbert, Norbert! Wie gern wäre er aufgesprungen, um sich von dem Vorgang zu überzeugen! aber er war zu müde und matt. Alle seine Glieder fühlten sich an, als wären sie zerschlagen. Er vermochte mit dem besten Willen nicht sich zu erheben.

So ward es allmählich still in seiner Nachbarschaft, der Lärm hatte sich verzogen. Der Tag strahlte immer heller. Endlich war Norbert im Stande aufzustehen und zu klingeln.

Der Kellner kam und fragte nach seinem Begehr. Was war das für ein Lärm im Nebenzimmer in dieser Nacht? fragte Burgmüller.

Der Bursche sagte, er wisse nichts, denn er habe keinen Dienst gehabt, er wolle sich aber erkundigen gehen. So verließ er das Zimmer und kam nach einer Weile wieder, um Nachricht zu bringen. Die Auskunft lautete, daß eine Dame, die mit ihrer Mutter im Nebenzimmer gewohnt habe, plötzlich so heftig erkrankt sei, daß der Wirth genöthigt gewesen, sie in einem andern Hause unterzubringen. Man fürchte nämlich, daß das Nervenfieber eintrete, und daß dieses Uebel bei der herannahenden Badesaison die Gäste aus dem Gasthofe verscheuchen werde. Auf Norbert's Frage nach dem Namen der Kranken wußte der Kellner keine genaue

Auskunft. Soviel er erfahren hatte, war die Dame aber mit dem Freiherrn *** gekommen und scheine dessen Geliebte oder Braut zu sein.

Genug! rief Norbert, der allerdings genug wußte. Um seine Bewegung zu verbergen, fügte er hinzu: Bringen Sie mir das Frühstück!

Als Ferber bei dem Musiker eintrat, fand er dessen Züge fahl, blaß, verzerrt. Auf die theilnehmenden Erkundigungen des Barons erzählte Norbert von seinem Krampfanfall und von dem traurigen Vorgang im Nebenzimmer, indem er ihn, ohne die nähern Beziehungen zu enthüllen, bat, er möge sich doch bei dem Wirth erkundigen, wohin man die Dame gebracht habe.

Der Baron entsprach sogleich seinem Begehren. Die Nachrichten, die er zurückbrachte, waren höchst unvollständig. Die Leute im Hause wollten alle nicht wissen, wo die Kranke gegenwärtig weilte. Man sah aber, daß hier ein Wirthshausgeheimniß waltete. Eine ernstliche Krankheit wurde sogar nicht einmal zugegeben. Der eine sprach von Abreise, der andere von einem Umzug in die Stadt, der dritte von einer Uebersiedelung in ein Landhaus der Umgebung. Trotz den Widersprüchen blieb jeder bei seiner Behauptung. Der Wirth hatte seine Leute trefflich instruirt. Es galt, den Flecken irgendeiner ansteckenden Krankheit von einer besuchten Herberge abzuwenden.

Burgmüller fühlte sich zu angegriffen, um auszugehen. Seine Gedanken waren derart, daß es ihm unmöglich schien, mit Menschen zusammenzutreffen. Ferner ging deshalb in die Stadt und miethete einen Flügel,

den er auf die Stube des jungen Musikers bringen ließ. Aber auch für die Musik war sein Geist zu stumpf und sich selbst fremd. Der Begleiter suchte ihn vergebens zu erheitern. Die gebrochene und geknickte Gestalt saß meist in der Ecke des Sofas und stierte in einen Winkel. Er malte sich düstere, traurige Bilder vor die Seele. Erst gegen Abend, als der Freund einen Spaziergang unternahm, setzte er sich an den Flügel und sang:

Liebe, die sonst stets mit Myrten krönet,
Hüllt in düstre Schwermuth meinen Sinn.
Armes Herz, das sich nach Ruhe sehnet,
Hoffe nicht, sie ist für dich dahin!

Am Schlusse des Liedes löste sich der Schmerz in einen Thränenstrom. Er weinte lange und viel.

Auch die folgenden Tage kam Burgmüller nicht aus seinen peinigenden Gefühlen heraus. Wie brannte es in ihm, zu wissen, wo Ophelia war! Aber auf all seine erneuten Fragen erhielt er dieselben wirren und ungewissen Antworten, die es ihm unmöglich machten, die Geliebte seiner Jugend aufzusuchen und den Bann ihrer Krankheit, wenn es sich durch gute und versöhnende Worte thun ließ, zu brechen. Was hätte er nicht gern geleistet, um ihre Leiden zu mildern und ihr Leben zu retten! Denn das fühlte er durch alle Misverständnisse, durch Untreue und Verlassenheit doch im tiefsten Herzen, daß ihre leidenschaftliche Liebe nicht erloschen sei. Er hatte es ja eben erst am Frankenberger See erfahren. Ophelia!

Endlich schien sich doch eine friedlichere Stimmung einzustellen. Nachdem es Ferber gelungen war, ihn am vorhergehenden Abende zu einem Spaziergange zu bewegen, worauf eine ruhige Nacht folgte, saß er am 7. Mai den ganzen Morgen am Flügel. Zum ersten mal konnte er sich wieder mit Musik beschäftigen. Er äußerte sogar, daß sie ihm wohlthue. Aber die Wahl der Stücke erwies sich doch seltsam traurig. Er spielte immer wieder aufs neue die Todtengräberlieder von Franz Schubert. Ferber, der ihm anfangs mit Andacht zugehört hatte, fand endlich, daß diese Töne doch zu melancholisch seien, und veranlaßte ihn, aufzuhören und heute wieder mit an den Gasttisch zu gehen. Vielleicht in der Hoffnung, etwas von der Kranken zu hören, ließ er sich bewegen. Die Freunde nahmen gemeinschaftlich das Mittagsmahl ein und besuchten den Louisberg, um dort Kaffee zu trinken. Die Ruhe auf dem reizenden Hügel, der einen weiten Blick über die im Kessel liegende Stadt mit ihrem bunten Leben, den schwarzen Schloten und hoch aufsteigenden Rauchsäulen, und in die Ebene, die im vollen Blütenschmuck lag, sowie in die Waldberge, die sich zu begrünen anfingen, gestattete, that ihm unendlich wohl. Er schlürfte die frische, helle Frühlingsluft mit vollen Zügen und fühlte sich so merklich gestärkt, daß er selber darauf drang, einen längern Spaziergang zu machen. Sie brachen auf und wanderten zwecklos durch die Feld- und Gartenwege dahin, welche die Umgebungen der Stadt nach allen Seiten durchkreuzen.

So kamen sie von ungefähr in die Nähe eines Land-

hauses, das in einem wohlgepflegten Garten lag. Sie wären vielleicht, ohne der Anlage die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken, vorübergegangen, aber plötzlich tönte ein wilder Schrei aus dem Innern des Gebäudes hervor. Burgmüller glaubte aufs neue seinen Namen zu hören. So stand er erschreckt still und lauschte.

Norbert, Norbert! so tönte es wirklich. In demselben Augenblicke stürzte eine hohe Gestalt im Nachtkleide aus der Thür. Ihr Gewand flog; ihr langes, mächtiges, blondes Haar wogte wie ein Mantel im Sturme um sie her.

Norbert, rief sie aufs neue. Dein Blut ist in meinem Blute!

Wie vom Sturm getrieben, stand sie plötzlich vor den beiden Männern. Sie riß die glasigen Augen groß und weit auf, und einen unaussprechlichen Blick auf Norbert richtend, rief sie fast singend: Auf den Tod, Norbert!

In demselben Moment stürzte sie ohnmächtig zusammen.

Es kamen Leute aus dem Hause, die sie aufnahmen und wegtrugen. Burgmüller glaubte unter ihnen ihre Mutter zu erkennen. Freilich war er zu aufgeregt, um klar zu sehen.

Ferber fragte die Leute aus dem Hause nach der Wahnsinnigen. Er hörte, daß die Dame am Nervenfieber leide und in ihren wilden Phantasien entsprungen sei.

Sah sie nicht gerade aus wie Ophelia? fragte der Baron den Musiker.

Sie war Ophelia! sprach Norbert.

Der junge Componist zitterte so erschreckt, daß er kaum zu gehen vermochte. Seine Glieder bebten, seine Knie schlotterten. Ferber bot ihm, ohne den rechten Zusammenhang zu verstehen oder zu errathen, den Arm.

Als sie in den Gasthof zurückkamen, äußerte sich Ferber: Lieber Burgmüller, Sie sollten ein Bad nehmen, denn Sie leiden an den Nerven. Die warmen Quellen werden die übergroße Spannung dämpfen. Aber vielleicht ziehen Sie es vor, einen Arzt zu consultiren.

Nein, Ihre Idee ist gut, sprach Burgmüller. Warme Bäder sind mir auch schon früher in ähnlichen Zuständen verordnet worden und haben mir gut gethan.

Soll ich bei Ihnen bleiben? fragte der Baron.

Warum nicht gar! antwortete der Musiker.

So gingen sie in die Bäder und ließen sich zwei Stuben anweisen, die nebeneinander lagen. Während des Auskleidens und bis zum Betreten der Wanne wechselten sie noch Reden durch die dünnen Wände. Da hörte Ferber plötzlich einen seltsamen, ächzenden Ton aus Burgmüller's Zelle herausdringen. Er rief sogleich; aber es kam keine Antwort. Der geängstete Freund sprang aus dem Wasser, umhüllte sich mit dem Nothwendigsten und eilte an die Thür der benachbarten Klause. Sie war verschlossen. Auch jetzt erfolgte kein Zeichen. Da machte Ferber Lärm, indem er zugleich das Schloß sprengte. Die Leute des Hauses waren

unterdeß herangekommen. Welcher Schrecken für Ferber! In der Wanne lag die Leiche Norbert Burgmüller's, den weder Rufen noch Reiben, noch die herbeigeeilten Aerzte ins Leben zurückrufen konnten. Er war und blieb todt.

Siebzehntes Kapitel.

Während sich dieses traurige Ereigniß in Aachen zutrug, war Felix Mendelssohn in Düsseldorf eingetroffen, um die vorbereitenden Proben zum Musikfeste einzuleiten. Die alten Freunde empfingen ihn mit der bewährten Herzlichkeit. Sein erstes großes Oratorium, der herrliche „Paulus", den er zum größten Theil bei seinem Aufenthalt in der anmuthigen Gartenstadt componirt hatte und der dann in Leipzig vollendet worden war, sollte bei dieser Gelegenheit zuerst zur Ausführung kommen. Bei seiner Ankunft hörte er mit großer Genugthuung, daß sein Werk bereits bei den ersten Proben den allgemeinsten Beifall der Mitwirkenden erhalten hatte. Als er selber zuerst in den Singverein kam, wurde er mit wahrer Begeisterung empfangen. In der That durfte er auch mit Recht seine höchste Zufriedenheit aussprechen, nachdem er Platz am Flügel genommen hatte und seine Chöre von Hunderten frischer und kräftiger Stimmen getragen dahinrauschten. Seine Be=

hauptung, daß man nirgends große Gesangwerke mächtiger und schwunghafter singe als an den Ufern des Rheins, fand eine neue Bestätigung. Aber man sang nicht allein begeistert, man sang auch exact. Julius Rietz, der die Vorproben geleitet hatte, erwies sich als einen tüchtigen Meister und als seinen würdigen Nachfolger. So konnte der junge Componist ein in jeder Beziehung gelungenes Fest erwarten.

Zu den ersten Erkundigungen, welche Mendelssohn einzog, gehörte die Frage nach Burgmüller. Trotz der vielfachen Anordnungen, die vor seiner Abreise nach Leipzig im letzten Sommer getroffen werden mußten, hatte er sich doch noch mit dem Gedanken beschäftigt, den jungen Collegen seiner Vaterstadt zu erhalten. Der Plan, ihm eine Organistenstelle zu verschaffen, schien ihm, je mehr er darüber nachdachte, desto zweckmäßiger. Wie er aber alles, was ihm am Herzen lag, kräftig und rasch anzufassen pflegte, so ging er auch hier zu Werke und setzte sich sofort mit einigen einflußreichen Leuten in Verbindung. Der Zufall wollte es, daß der Organist an der St.-Lambertus-Pfarrkirche ein alter, verschlissener Mann war, den man, ohne die Billigkeit zu verletzen, pensioniren konnte. Diese Stelle wurde für Norbert in Aussicht genommen. Mendelssohn empfahl den jungen Düsseldorfer auf das wärmste bei denjenigen Männern, die in dieser Angelegenheit ihren Einfluß geltend machen konnten. Man versprach ihm allerseits, die Sache nach seinen Wünschen zu ordnen. Als er nun aber in Düsseldorf eintraf, erfuhr er zu seinem höchsten Verdrusse, daß wieder einmal gar nichts ge-

schehen war. Ja, er hörte, daß Burgmüller, der sich augenblicklich in Aachen befinde, die feste Absicht habe, die Heimat zu verlassen und nach Paris überzusiedeln. Diese Nachricht berührte ihn vollends unangenehm. Verwies man hier nicht wiederum ein großes Talent, weil man zu bequem war, ihm ein auskömmliches Dasein zu schaffen, aus dem Vaterlande in die Fremde, wo es doch am Ende einem ungewissen Lose entgegenging? Aber auch für den Fall, daß sich für Burgmüller eine glänzende Laufbahn erschlösse, war es nicht eine doppelte Schmach für die Heimat, die ihm keine Gelegenheit bieten wollte, sich in ruhiger Behaglichkeit zu entfalten? Durfte man dem Auslande den Ruhm lassen, einen Künstler seiner vollen Entwickelung entgegenzuführen? In diesem Falle kam noch hinzu, daß es sich um einen kränklichen, schwachen Menschen handelte, dem die leibliche und geistige Ruhe doppelt nöthig war. Diese Betrachtungen waren für Mendelssohn hinreichend, um in aller Eile neue Schritte zu thun. Er suchte die betreffenden Männer alsbald auf, erinnerte sie an frühere Versprechungen und ließ sich neue Versicherungen eines raschen Handelns geben, damit Burgmüller bei seiner bevorstehenden Rückkehr von Aachen die ganze Angelegenheit geordnet finde und nicht nöthig habe, sein Brot in der Fremde zu suchen.

So war alles in den besten Gang gebracht, als plötzlich die unerwartete Nachricht von Burgmüller's jähem Tode nach Düsseldorf kam. So trifft Blitz und Donner aus heiterer Luft. Vor die Freunde des Verstorbenen, die jetzt so stolz auf die öffentlichen Erfolge des

Genossen waren und die ihn mit tiefster Dankbarkeit gegen Mendelssohn und dessen rastlose Bemühungen der Stadt erhalten wähnten, trat der entsetzliche Verlust wie ein dunkles Gespenst. Sie kamen jammernd zusammen. Man wollte der düstern Kunde keinen Glauben schenken. bis Ferber's ausführlicher Brief alle Täuschungen zerstreute. Welch ein trauriges Geschäft war es, der alten Mutter und der frischen Braut die gräßliche Nachricht mitzutheilen! Die erstere erstarrte vor Schmerz, die zweite brach in die peinvollsten Trauertöne aus. Will, der seinen ersten Freund verloren hatte, schloß sich die ersten Stunden in sein Zimmer ein und wollte keine Menschen mehr sehen. Ihm war eine ideale Jugendfreundschaft zerbrochen. Die andern Genossen des Kreises pflogen allmählich bedächtigen Rath. Da meinten denn die meisten, sie dürften die Leiche des Freundes nicht im fremden Boden vermodern lassen. So beschlossen sie, ihn dort zu begraben, wo er geboren war, wo seine Aeltern gelebt hatten, wo er in die Kunst trat, wo er den ersten Lorberkranz erhielt, wo er selbst geliebt hatte und so herzlich geliebt worden war.

Einige Freunde, unter denen sich auch Will befand, boten sich an, den Todten in Aachen abzuholen. Sie nahmen sofort einen Wagen und begaben sich auf den Weg. Als sie in der alten Kaiserstadt anlangten und vor dem Gasthofe hielten, hörten sie zu ihrem Schrecken, daß Burgmüller's Leiche vor wenigen Minuten zum Begräbniß auf den Kirchhof gebracht worden sei. Sie nahmen einen Führer, der sich zum Kutscher setzen mußte, und eilten nach. Auf der letzten Ruhestätte er=

reichten sie den Leichenzug, der nur von Ferber und einigen aachener Musikern begleitet wurde. Seltsamerweise waren sich an zwei nachbarlichen Gräbern zwei Trauergeleite begegnet, denn während Burgmüller von der einen Seite hingefahren wurde, war von der andern Seite ein ähnlicher Zug erschienen, hinter dem ein einziger, in tiefes Schwarz gekleideter Herr von elegantem Aeußern als Leidträger dahinschritt. Zwei Särge waren aus den beiden Leichenwagen gefördert worden und standen auf dem grünen Rasen, der im frischesten Frühlingsgrün glänzte. Auf dem Sarge Burgmüller's lag ein Lorberkranz, auf dem andern Sarge erblickte man ein Gewinde von weißen Rosen.

Die beiden düsseldorfer Ankömmlinge verständigten sich mit Ferber und dem begleitenden Geistlichen über ihre Absicht, den todten Freund in die heimatliche Erde zu versenken. So wurde denn Burgmüller's Leiche in den von Düsseldorf mitgebrachten Wagen gebracht.

Unterdessen wurde der andere Sarg in den Boden gesenkt. Burgmüller's Freunde stellten sich mit an die Grube und lauschten der kurzen Rede des Geistlichen, aus der sie vernahmen, daß die Verstorbene: Fräulein Roland, eine frühere Schauspielerin und die jetzige Braut des anwesenden Freiherrn ***, in wenigen Tagen von einem heftigen Nervenfieber dahingerafft worden war. Als die Schollen mit dumpfem Ton auf den Sarg fielen, entfernte sich der Leidtragende mit einer hellen Thräne im Auge. Die Todte hatte ihm als Braut angehört.

Aber sie hatte auch einst Norbert Burgmüller als

Braut angehört, denn sie war seine Ophelia gewesen. Seltsames Schicksal! Die Freunde des Componisten hörten von Ferber die letzten eigenthümlichen Begegnungen des jungen Componisten. Will schauderte. Er sah als Vertrauter Norbert's sogleich den Zusammenhang ein und machte auch den Gefährten die ersten Mittheilungen. So war dem Geschiedenen also diese Liebe doch zum Verhängniß geworden! Aber auch sie hatte davon den Tod gehabt. Seltsames Schicksal! Waren sie durch ihr Blut, das sie vereint fließen ließen und tranken, für dieses Leben unlösbar aneinander gekettet worden?

Es lag nahe, daß den versammelten Freunden gemeinsame Bedenken kamen. Die frühern Verlobten waren an demselben Tage gestorben. Der eine schien von dem andern den Keim des Todes erhalten, ihr Wiedersehen schien sie gleichmäßig vergiftet zu haben. Sie starben an demselben Tage und in derselben Stunde. Ihre Leichenzüge begegneten sich in derselben Minute, und ihre Gräber lagen durch den Zufall nachbarlich geöffnet. Schien es da nicht der Wille des Schicksals, daß sie auch Sarg an Sarg den ewigen Schlaf in der Mutter Erde schliefen?

Nein, und abermals nein! rief endlich Will. Sie haben dennoch mit der Liebe ein sündiges und heidnisches Spiel getrieben. Ihre Leidenschaft war kein stillglühendes Opferfeuer, wie man es in den heiligen Orten aufbewahrt, es war eine fressende Flamme, die Zerstörung und Vernichtung brachte. So sind sie denn auch daran zu Grunde gegangen. Und waren sie nicht

auch schließlich durch anderweitige Gelöbnisse gebunden? Sie wurde die Braut eines zweiten Bräutigams, er der Bräutigam einer zweiten Braut. Für unsern Norbert nehme ich überdies eine neue, reine und edle Liebe in Anspruch, die er zwischen der Geliebten und der Kunst theilte. Möge er also auch dort ruhen, wo sein Geist und sein Herz in den letzten Tagen daheim war! Ich halte es für unsere Pflicht, daß wir nicht das blinde Schicksal, sondern eine weise Ordnung walten lassen.

Diese Worte entschieden. Die Freunde waren in dem Entschlusse bestärkt, die Leiche Norbert's mitzuführen.

In Düsseldorf waren unterdessen alle Anstalten zu einem großartigen und feierlichen Begräbnisse getroffen worden. In Will's älterlichem Hause hatten sich Norbert's Schülerinnen mit ihren Freundinnen versammelt, um Kränze zu winden, welche den Sarg des theuern Geschiedenen schmücken sollten. Seine Freunde übten Trauerlieder, um sie an seiner Gruft zu singen. Man sorgte für ein Musikcorps, das Todtenmärsche blasen sollte. Darüber langten die Freunde mit dem Trauerwagen aus Aachen an. Burgmüller's Leiche wurde im Franciscanerkloster niedergesetzt. Alt und jung, hoch und gering zog dahin, den Mann im Tode zu beschauen, den sie im Leben fast alle so gründlich übersehen hatten. Als sich am folgenden Tage sein letztes Geleite formte, zeigte sich eine solche Theilnahme, wie sie in Düsseldorf kaum dagewesen war. Der Zug der Begleiter war unzählbar. Künstler, Beamte, reiche und arme Bürger schlossen sich in unabsehbaren Reihen an.

Eine Menge von Wagen folgte. Und hier zeigte sich auch wieder ein rührendes Zeichen von Mendelssohn's herzlicher Theilnahme, denn neben dem herrlichen Trauermarsche von Beethoven ertönte, während der Zug sich durch die Straßen nach dem Friedhofe bewegte, auch ein Marsch des jungen Meisters. Trotz seiner vielen Beschäftigungen für das Musikfest hatte er noch Zeit gefunden, dem Geschiedenen in dieser neuen Composition ein ehrendes Andenken zu widmen. So fand Norbert Burgmüller die Ruhestätte, über die hinaus es keine andere für den sterblichen Menschen mehr gibt.

Grabbe konnte dem Verstorbenen den letzten Freundschaftsdienst nicht leisten. Er war ohnehin schon von Tag zu Tag lebensmüder und hinfälliger geworden. Der Tod Norbert's hatte ihm ein neues Stück vom Leben gerissen. So brachte er die Trauertage einsam und still als Einsiedler in seiner Wohnung auf der Ritterstraße zu. In der traurigsten Stimmung von der Welt schrieb er dort folgenden Nachruf, den die Blätter in den nächsten Tagen brachten:

Norbert Burgmüller.

Noch sind es kaum acht Tage, wo er mich Podagristen gutmüthig abends aus dem Theater nach Hause führte und sagte, er reise morgen zu einem Musikfest oder Concert (ich erinnere mich nicht genau, wie er es nannte, ich hätte seine Worte schwerer genommen, wußt' ich, daß es die letzten wären, die ich von ihm hören sollte) nach Aachen und werde in vierzehn Tagen zurückkommen. — Norbert, du hast dein Wort schlecht gehalten, bist weiter gereist, kommst nicht wieder, starbst

am 7. Mai, welcher diesmal für jeden, der dich kannte, kein Wonnemond ist. — Der dich kannte! — Ja, du warst ganz was anderes als manche Leute, die bei näherer Betrachtung immermehr von dem Gloriendunst verlieren, in den sie sich verhüllen. Von manchem im Pöbel wardst du, weil du bescheiden warst, nur verkannt. — Ich pausire. Ich liebe keine Thräne, doch es fällt mir hier eine aufs Papier, und ich muß sie löschen, was schwer und gefährlich ist. Eine Menge ihrer Gefährtinnen sitzt mir hinter den Augen und möchte nachkommen. — Burgmüller's Compositionen sind besser als tausend Opern, Lappalien und Spectakelmusikalien der heutigen Zeit, die nach alten abgenutzten Texten erfunden und von oft bezahlten Journalen betrillert und beschrieen werden. Er hatte bei seinen Compositionen nur Einen Fehler: er that des Guten gern zu viel. Stimme und Instrumente werden oft von ihm überladen, daß sie all das Gute kaum ausführen können, ohne zu brechen. Er war noch jung, und Ueberbrausen ist da zu entschuldigen. Das ist besser als leer sein und nichts zum Ueberbrausen haben. Man gährte sonst nicht auf und aus, weil das Material zur Größe fehlte. — Man warf dem Norbert zuweilen vor, er sei zu wenig fleißig. Hätten die Tadler einen reizbaren, leicht durch Alltäglichkeiten gestörten, behinderten Genius zu schätzen gewußt, Krampfanfälle und drückende Verhältnisse zeitig erwogen, so würden sie gestehen müssen: Norbert that, was er unter Umständen konnte. — Es sollen noch viele Manuscripte von ihm vorhanden sein. Gebe man doch diese Reliquien in Druck! Sie sind sicherlich gut. Und

wie sollt' es anders sein? Nie sagte er, soviel ich mit ihm gesprochen habe, ein unwahres Wort, vielmehr dachte er stets bei Fragen und Antworten erst reiflich nach. Die Wahrheit ist aber die rechte, die beste Kunst, und alles Streben tüchtiger Geister geht nur auf sie. — Es vergeht, es stirbt so manches Treffliche — man könnte bisweilen wünschen, auch in der Gesellschaft zu sein, beizu auch deshalb, weil die Todten stumm sind und nicht klatschen und verleumden. Grabbe.

Ja, Grabbe hatte den letzten treuen Freund, den er fern der Heimat besaß, verloren. Ueberdies war er mit seinem Gelde zu Ende und sah den trostlosesten Tagen entgegen. Was Wunder, daß ihn die Verzweiflung beschlich! Er ging mit den schwärzesten Planen um. Endlich raffte er sich doch auf und schrieb an den Kanzleirath Petri in Detmold*): er habe an einen Sprung in den Rhein gedacht, dazu sei er aber doch zu gut, nun wolle er in der Heimat sein Ende abwarten, das nicht lange mehr ausbleiben werde, Petri möge ihm sechs Louisdor schicken und in Detmold ein Stübchen miethen, dann denke er sich mit Abschreiben seine geringen Bedürfnisse zu verdienen. Seine bisherigen Bekannten unter den Advocaten würden ihm wol dazu helfen. Er hatte nicht umsonst gebeten, denn Petri schickte ihm mit umgehender Post das verlangte Geld. Grabbe sandte die Magd sofort, um sich ein Fahrbillet in die Heimat holen zu lassen.

Zugleich aber dachte er an ein gegebenes Ver-

---

*) Ziegler's „Grabbe", S. 160.

sprechen. Was er Burgmüller'n im Leben gelobt hatte, das wollte er ihm im Tode nicht brechen. So machte er sich am Nachmittage auf, um Immermann zu besuchen und sich mit ihm zu versöhnen. Halb zu seinem Verdruß, halb zu seiner Zufriedenheit traf er ihn nicht zu Hause. Es fehlte ihm an Zeit und Kraft, den weiten Weg nach Derendorf zu wiederholen. Als er wieder auf seiner Stube saß, griff er deshalb zu Papier und Tinte und nahm Abschied. In dem Briefe erkannte er Immermann's Verdienste um sich in dankbarster Weise an und bat ihn wegen seines ungefügen Benehmens um Verzeihung, indem er sich in Betreff seines unseligen, durch Naturanlage und Erziehung mistrauisch gewordenen Charakters zu entschuldigen suchte. Auch von seiner letzten Arbeit sprach er ein paar Worte: Die „Hermannsschlacht", hieß es, ist gegen „Hannibal" ein Koloß. Sie ist fertig. Ich feile nur noch, sinke auch wol an ihr nieder, wenn sie vollendet ist — auf ewig.*) Am folgenden Tage verließ er Düsseldorf, wo er viel Freudiges und viel Trübes erlebt hatte, um in die Heimat zu kehren, in der ihm Gott weiß was alles noch bevorstehen sollte.

So war plötzlich ein Kreis gesprengt worden, der noch vor wenigen Wochen behaglich, heiter, humoristisch und witzig sein Wesen trieb. Aber wer empfand den Tod des jungen Musikers lange nach als die Mutter, die Braut und ein paar Freunde? Wer trauerte vollends um die plötzliche Abreise Grabbe's, der den meisten

*) Memorabilien, II, 173.

Menschen, die ihn kannten, am Ende doch nur wie ein curioses Phänomen vorgekommen war? In der menschlichen Gesellschaft hat eben nur das Leben recht. Gott verlieh uns das Vergessen als ein heiliges Geschenk. Wie könnten wir uns sonst von so manchem herben Schmerz lösen? Er hat uns auch die innige Freude an der Gegenwart, wenn sie freudig ist, als eine ebenso heilige Gabe zugedacht. Und da in jenem Frühlinge, von dem wir erzählen, ein schönes Fest in Düsseldorf gefeiert werden sollte, so war die Trauer bald vor der hereinbrechenden Lust in den Hintergrund getreten.

In der That strömten in den nächsten Tagen von allen Seiten zu dem bevorstehenden Musikfeste, das wie immer in den Pfingsttagen abgehalten wurde, die Tonkünstler, Sänger und Sängerinnen aus den benachbarten Städten herbei. Ihnen folgten die Fremden, die sich aus Nord und Süd, aus West und Ost zusammenfanden. Der liebe Frühling hatte sein Bestes gethan, um die hübsche Stadt, die sich besonders in den süßen Maitagen so frisch und anmuthig in ihrem Kranze von Gärten ausnimmt, auszuschmücken. Der Hofgarten mit seinen Alleen und Gebüschen, die im dichtesten Laubwerk wogten, mit seinen Rasenplätzen, auf denen zahllose Blumen emporsproßten, und mit seinen Teichen, auf deren im Sonnenschein glitzerndem Spiegel weiße Schwäne hinsegelten, war wie zu einem Feste angezogen, zumal da tausend Vögel zugleich ein Concert gaben, in welchem die Soli der Nachtigallen um die Wette den Preis zu verdienen strebten. Auch die Stadt hatte ein lustiges, buntes Ansehen, denn in allen Straßen wehten

bunte Fahnen, um den Fremden gleichsam den Gruß zu sagen und sie zu überzeugen, daß die Bewohner sich der Gäste freuten.

Am 22. Mai, dem Pfingstsonntage des Jahres, abends um 6 Uhr, begann das erste Concert des Musikfestes mit dem Oratorium „Paulus“ von Mendelssohn, das hier zuerst in die Oeffentlichkeit trat, im sogenannten Becker'schen Saale, der die zudrängenden Menschen kaum fassen konnte. Welcher unendliche Jubel strömte aus tausend Kehlen, als die Aufführung des Werks beendet war! Seit Johann Sebastian Bach, Händel und Joseph Haydn hatten die Meister der Tonkunst diese Form verlassen. Mozart widmete sich hauptsächlich der Oper und Beethoven der Symphonie. Wenn auch von einem oder dem andern ein neuer Versuch im Oratorium gemacht worden war, so hatte doch keiner ein nachhaltiges Werk geschaffen. Nun aber schlug in einer mittelgroßen Stadt am Niederrhein mit Einem Schlage ein junger, sechsundzwanzigjähriger Componist durch. Die Art und Weise des Beifalls, die nicht gemacht und nicht gezwungen war, brachte jedermann die Ueberzeugung bei, daß der „Paulus“ seinen Weg gehen würde, wie er es später gethan hat. Mochte man immerhin die ehernen Geister der frühern Oratoriencomponisten vermissen, so lag doch hier ein Kunstwerk vor, das, aus dem reinsten Gemüthe entsprossen, sich namentlich durch das schönste künstlerische Ebenmaß auszeichnete. Wurden auch am zweiten Tage Beethoven's neunte Symphonie und dessen erste Ouvertüre zu „Leonore“, sowie Mozart's „Davidde penitente“ und ein großer Psalm von

Händel gegeben, und kamen bei einer dritten improvisirten Aufführung, wo der junge Componist mit dem Geiger Ferdinand David die A-moll-Sonate von Beethoven zum größten Entzücken der Anwesenden vortrug, die reizendsten Solo-Leckerbissen zur Ausführung, Felix Mendelssohn blieb doch der Held des Festes, an den die freundlichsten Worte gerichtet und dem die wärmsten Blicke zugewandt wurden. Wer nahm nicht die anmuthigsten Erinnerungen an diese schönen Tage mit sich in die Heimat? Der junge Meister wurde von dem Festcomité noch in besonderer Weise geehrt. Wie es dem Charakter einer Künstlerstadt angemessen war, ließ dasselbe ein Prachtexemplar des „Paulus" mit trefflichen Handzeichnungen illustriren, an denen namentlich Adolf Schrödter, Julius Hübner, Eduard Steinbrück und Heinrich Mücke, sowie des Componisten Schwager, der Hofmaler Hensel, theilnahmen. Dieses Werk wurde dem Helden des Festes feierlich überreicht. Freilich das Erfreulichste, was er aus Düsseldorf mit sich nahm, das war der feststehende Ruhm, das beste Oratorium seit Händel geschaffen zu haben.

Das erste Werk, welches Mendelssohn nach seiner Abreise von Düsseldorf vornahm, war ein Liebeswerk. In Frankfurt am Main war nämlich sein Freund Schelble, der Dirigent des Cäcilienvereins, erkrankt und auf den Rath der Aerzte zur Herstellung seiner Gesundheit in ein Seebad gegangen. Damit diese treffliche musikalische Gesellschaft nicht aus der Uebung komme, bot Mendelssohn sich an, die Proben fortzuführen. Er ging also dahin und hatte auch in der That große

Freude an den vielen schönen Stimmen, die der Verein aufwies, sowie an der großen Sicherheit, mit welcher die Mitglieder selbst die schwersten Motetten und Fugen von Sebastian Bach ausführten. Zugleich machte die Stadt mit ihren reizenden Umgebungen einen so angenehmen Eindruck auf ihn, daß er sich in der heitersten Seelenstimmung befand. Jedoch es sollte nicht allein dabei bleiben, daß er dem Dienste der heiligen Cäcilia, der Beschützerin der Tonkunst, huldigte, er begann auch bald einer irdischen Cäcilia zu huldigen. Daß man den jungen berühmten Componisten überall mit Freuden aufnahm, war nicht zu verwundern. Zu seinen vielfachen Bekannten gehörte auch die Familie Jeanrenaud. Cäcilia, die jüngste Tochter des Hauses, eine reizende Blondine, fesselte ihm Geist und Seele. Sie ward später seine Gattin. Er führte mit ihr eine Ehe, von der sich nicht viel sagen läßt, weil sie alles Glück in sich schloß. Sicherlich hat die echte Liebe ihn geführt. Und doch war es auch ein Glück für ihn, daß er sein Weib aus einem friedlichen, geordneten Bürgerhause nahm. Wie mancher Künstler ist nicht dadurch unselig geworden, daß er, blinder Leidenschaft folgend, über seinen Stand hinausstrebte, unter seinen Stand hinabstieg, oder sich an ein Wesen hängte, das in irgendeiner Kunst glänzte, aber im stillen heimelnden Hause, wo doch schließlich das Glück der Ehe liegt, nicht daheim war!

Launenhaftigkeit der Gegensätze! Von dem Mai 1836 schrieb sich Mendelssohn's Ruhm. Er hatte eine glückliche, reiche Jugend gehabt, sein Talent entwickelte sich ruhig, harmonisch, freundlich, seine Kunst wuchs in sei-

nen heitern Verhältnissen, getragen von guten Freunden, vermehrt durch Reisen, deren Kosten er nie zu scheuen hatte; mit ihr stieg sein Ruhm, sicher sich mehrend, empor. Stellen und Auszeichnungen wurden ihm entgegengetragen. So war sein Los beneidenswerth, denn sein Leben ging in sich rund und fertig abgeschlossen dahin. In demselben Mai war ein anderes Talent plötzlich zu Grunde gegangen, gegen welches sich Geburt, Leben, Erziehung, Umgebung, Leidenschaften und Schicksale von vornherein verschworen zu haben schienen, das die heftigsten Kämpfe durchmachte, ohne sich ans Ziel zu ringen, welches alle kleinen Leiden und Widerwärtigkeiten durchwallen mußte, ohne vor neuen behütet zu sein, welches sich durch eine tiefe Verstimmung, die der Kunst nie gedeihlich ist, durcharbeiten mußte, und endlich, als ihm klarere und glücklichere Verhältnisse zu tagen schienen, plötzlich inmitten der Laufbahn für immer dahinsank. Armer Norbert!

Achtzehntes Kapitel.

An einem wundervollen Maiabend fuhr die Postkutsche, in welcher Grabbe in seine Heimat kehrte, durch die Thäler und über die Höhen des Teutoburger Waldes. Es war ein unsaglich ödes und leeres Gefühl, das auf der müden Seele des Dichters lastete und das durch die Pracht der ihn umgebenden Natur nur noch vermehrt wurde. Wie herrlich und frisch standen rings die moosigen Eichen und blanken Buchen, wie flüsterte es in den vollbelaubten Zweigen, wie rauschten die Bäche fröhlich an ihm vorüber! Einst war er so kühn gewesen, heimlicherweise die ewige Jugend dieses forstenreichen Landes mit seinem eigenen Geiste zu vergleichen. Jetzt durfte er nicht mehr daran denken. Der Wagen hielt zufällig an einer stolzen Eiche. Wie beneidete er sie um ihre gesunde Fülle! Ein Hirsch setzte unten durch das Wiesenthal. Wie wünschte er sich seine flüchtige Schnelligkeit! Ein Raubvogel schwebte über die Schlucht, um ein Wild zu erhaschen. Ach, hätte er auch einen solchen Flug wagen können! Ueberall regte sich neues

Leben. An seinem Leben nagte der Tod. Er fraß es fort, wie jetzt die Nacht den Tag verschlang. Endlich fuhr der Wagen in die dunkeln Straßen von Detmold. Als er einst den Ort verließ, da regten sich doch noch Wünsche und Plane in seiner Seele. Heute hatte er nur noch den Wunsch zu sterben. Mit den Planen war es ganz und gar zu Ende. Nun hielten die Pferde vor der Post. Die Passagiere stiegen aus. Er ließ seine Sachen in den Gasthof zur Stadt Frankfurt bringen, wo er auch Quartier nahm.

Der erste Ausgang, den er am andern Morgen unternahm, war nicht seinem Weibe, er war seiner Mutter geweiht, welche nach dem Tode ihres Mannes den Zuchthof verlassen hatte und sehr eingezogen bei einer entfernten Verwandten wohnte, deren sie sich vor Zeiten annahm. Der Schrecken der alten Frau, als sie ihren Sohn erblickte, war entsetzlich. Hatte er schon bei seinem Abschiede kränklich und abgemagert ausgesehen, so glich er jetzt einem Menschen, der aus dem Grabe aufgestanden ist. Sein Gruß klang wie immer rauh und kurz, obgleich sie die einzige Person auf der Welt war, für welche er eine wirkliche Zärtlichkeit besaß, die freilich unter einer sehr herben Schale verborgen war.

Ist es wahr, polterte er dann heraus, daß Henriette, meine frühere Braut, gestorben ist?

Sie ist todt, antwortete die Mutter.

Da fiel er der alten Frau weinend um den Hals und rief: Gott, o Gott!

Sicherlich war es keine rechte Liebe, die ihn jetzt so

weich und gerührt gemacht hatte, sondern ein Aufschrei des allgemeinen Elends, in dem er sich befand. Sein trostloser Zustand wurde durch jede schöne Erinnerung noch trostloser, weil er sich aus der bitterbösen Gegenwart fortsehnte.

Seine Mutter, die ihn nie in so verzweifelter Stimmung gesehen hatte, suchte ihn zu beschwichtigen. Er hörte, stier und starr in einer Ecke sitzend und auf die Erde schauend, ihre Worte nicht. Als er endlich hörte, brach er auf.

Dummes Zeug! rief er, alle Kraft zusammennehmend, und wankte von dannen.

Er ging jetzt zu seinem alten Freunde, dem Kanzleirath Petri, den er aber nicht zu Hause traf; dann wandte er seine Schritte der Ressource zu. So hieß nämlich das Gesellschaftshaus, in welchem die höhern Stände zu ihren Vergnügungen zusammenkamen. Am heutigen Tage sollte gerade eine Landpartie auf die Höhen des Teutoburger Waldes stattfinden. Vor der Thür stand eine Menge von Wagen. Herren und Damen hatten sich an dem Hause versammelt.

Da hieß es plötzlich: Dort kommt Grabbe! Alle schauten die Straße hinunter. Bald scholl es von allerlei Bemerkungen: Mein Gott, wie sieht er aus! Ja, er ist gestern Abend zurückgekommen, aber nicht bei seiner Frau, sondern im Gasthofe abgestiegen. Das wird wieder Skandal absetzen. Das tolle Weib zwingt ihn mit dem kleinen Finger. Sie wird ihm die Thür verschließen. Er hat sicher die Schwindsucht. Er lebt keinen Monat mehr. Der verfluchte Rum! Und welcher

Anzug! Sein Verhältniß zu Immermann ist sicher eine Lüge gewesen! Er kann nie in gute Gesellschaft gekommen sein! So floß es schonungslos über die bösen Zungen.

In der That war es auch ein trauriger Aufzug, in dem der Dichter heranschritt. Seine Kleidung schien sehr abgetragen und saß äußerst nachlässig. Der braune Frack war an den Ellenbogen ziemlich weiß geworden, die weite, schwarze Hose wehte ihm schlaff um die dünnen Beine, seine grobe Halsbinde ließ keinen Kragen sehen, die dunkle Weste war bis unter den Hals zugeknöpft, auf dem Kopfe trug er eine alte graue Mütze. Er schwankte in einer Weise, daß man fast befürchten mußte, er möge umfallen. Ein paar Gassenjungen kamen des Wegs, staunten ihn an und zogen die Mützen. Als er den Gruß erwiderte, konnte man wahrnehmen, daß sein Kopf fast kahl geworden war.

Als er sich dem Gesellschaftshause näherte, gingen die meisten frühern Bekannten aus dem kleinen Städtchen, wo eben jedermann den andern kannte, beiseite. Sie schämten sich des unglücklichen Mannes, den sie vielleicht vor Zeiten bewundert und mit dem sie manche Stunde zusammengesessen hatten. Er sah gar zu arm und dürftig aus.

Nur einige junge Leute traten mit kecker Neugierde an ihn heran, boten ihm den Gruß und fragten: Nun, Grabbe, machst du mit?

Aber wie sollte er mit der fröhlichen Jugend Hand in Hand gehen? Er sah, wie die Herren und Damen die Wagen bestiegen. Vorauf zog ein Musikcorps, das

fröhliche Hörnertöne erschallen ließ. Dann ging der rauschende, brausende Zug in die schöne Frühlingswelt. Wie fühlte er sich alt und einsam! Er hatte jetzt auch keine Lust, sich in die Stube zu setzen oder in die Journale zu sehen, und schlich grollend in den Gasthof zurück.

Dort saß er auch am Abend auf seinem Zimmer, als die detmolder junge Welt wieder mit Sang und Klang und unter aufsteigenden Raketen aus den Wäldern in das Städtchen einzog. Die Herren brachten die Damen nach Hause und fanden sich, da sie zu fröhlich angeregt waren, um schon die Ruhe zu suchen, in der Stadt Frankfurt ein. Das Gastzimmer füllte sich mit lebenslustigen Gesellen, die eine allgemeine Heiterkeit mitbrachten und sich aufs neue ans Trinken, Würfeln, Singen und Jubiliren begaben. Der Lärm lockte den Dichter herunter, der wie ein Gespenst in die laute Gesellschaft trat.

Seht da, Banquo's Geist! rief man.

Ça ira, antwortete er, sich zu seinen frühern Späßen zwingend. Ich liebe auch den Gesang. Und mit so lauter Stimme, als ihm möglich war, begann er das Revolutionslied: Marchons, ça ira! das er immer ganz besonders geliebt hatte.

Aber es wollte nicht recht voran. Nur wenige stimmten ein, und diese vermochten, war es nun Unlust, Unkenntniß oder Verlangen nach andern Dingen, die Melodie nicht zu Ende zu bringen.

Es geht nicht! rief er hohnlachend. Was sollte auch gehen, wenn ich es anfange!

Was hast du jetzt unter der Feder? rief ihm einer der Gesellen zu.

Die „Hermannsschlacht", antwortete er mürrisch, ein vaterländisches Stück.

Als dieser und jener weiter forschte, kam er doch ins Feuer und sprach über seine letzte Arbeit in hastiger Aufgeregtheit. Im Hermann ist der uralte sächsische Volksgeist verkörpert! rief er. Und seine Thusnelda wird wie die Meierfrau vom Sültehofe. Das rollt hinunter, als wäre es erst gestern geschehen. Alle lebensfrisch von unserm Grund und Boden. Detmold kommt auch drin vor, und wahrhaftig auf brillante Art. Die Studien zu diesem Nationaldrama haben mich fürchterlich erschüttert, ihretwegen ward ich so krank. Ja, der „Hermannsschlacht" unterlieg' ich fast. Wer kann das Ungeheuere, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben! Wär' ich todt! Im Leben ehrt man Großes und hat's nicht. Mich trösten die Sterne. Man hat sie auch nicht, so arg sie glänzen. *)

Laß uns doch das Ding hören, tönte es aus der Schar der Leute, die in seiner Nähe saßen.

Ist's Ernst oder Spaß? fragte er.

Versteht sich, Ernst! war die gleichzeitige Antwort von einigen schon schweren Zungen.

Nun hoffte der matte Mann, der, wie er es selbst fühlte, durch seine Lebensweise fast zum Spott geworden war, sich durch ein Werk seines Genies wieder in Achtung zu setzen. Voll von diesem Gedanken, sah er

*) Eigene Worte bei Ziegler und Duller, S. 75—76.

nicht ein, daß die Leute, welche augenblicklich ihr wildes Spiel in der Runde trieben, nicht in der Verfassung waren, eine Dichtung zu genießen. Er schien nicht zu überlegen, daß ihn lauter halbberauschte Menschen umgaben und daß es fast Mitternacht war.

So will ich das Manuscript herunterholen, sprach er. Als er sich erhob, waren seine Schritte so unsicher, daß ihm ein junger, kräftiger Mann beisprang.

Warte, Grabbe, rief er, ich trag' dich die Treppe hinauf.

Gut, antwortete der Dichter, so reite ich à la Freiligrath auf einem Kameele.

Alles lachte. Der Betroffene nahm den Scherz nicht übel, sondern zog den Kranken, der freilich eine leichte Last war, auf die Schultern und trug ihn unter dem Jauchzen der Anwesenden hinaus.

Nach einer Weile kamen die beiden zurück. Grabbe brachte seine „Hermannsschlacht", ließ sich die Lichter zurecht rücken und begann so laut und declamatorisch zu lesen, als es sein schwindendes Organ zuließ. Man hörte, es war ihm darum zu thun, daß er einen imposanten Eindruck mache. Anfangs lauschte ihm auch eine Gruppe von jungen Leuten, die aber bald immer kleiner und kleiner wurde. Hatte man sich auch aus einer gewissen Achtung vor dem unglücklichen Dichter verhältnißmäßig ruhig verhalten, so kam doch der Lärm bald wieder in sein altes Gleis. An einem andern Tische wurde mit Würfeln gespielt. Dort tönten die Worte: Wie hoch? Elf! Zehn! Dreizehn! Nun komme ich! Ich hab's! Wer hält's! Ich halt's! Wer hat die

Vorhand? aus Kehlen, die mit jedem Augenblicke rauher wurden. In einer Ecke flog ein Champagnerstöpsel knallend in die Höhe, worauf man mit den Gläsern aneinander klang. Hier scholl ein lautes, wieherndes Gelächter, dort versuchte einer mit lallender Stimme ein neues Lied.

Die wenigen, die sich treu an Grabbe und seiner Vorlesung gehalten hatten, steckten die Köpfe immermehr aneinander, um seine Worte zu hören. Mitunter rief auch einer den Lärmenden zu, sie sollten still sein. Aber Detmold war kein Griechenland und der Dichter kein Homer, dem die Männer Joniens athemlos lauschten.

Dummes Zeug! antworteten die Spielenden, kommt her und versucht euer Glück mit den Würfeln.

Dummes Zeug! riefen die Trinkenden. Jetzt ist keine Zeit zum Vorlesen. Spart's auf ein andermal.

Zugleich brachte einer der letztern Grabbe ein Champagnerglas und forderte ihn auf, zu trinken.

Der Dichter nahm den Wein und sagte kleinmüthig mit dumpfer Stimme: Es ist wahr, heute geht's nicht. Aber in kurzer Zeit lad' ich euch alle in mein Haus, da sollt ihr hören.

Dann brach er plötzlich ab, schlug die Blätter zu, knöpfte das Manuscript unter seinen Rock, und saß da, unendlich trübselig vor sich hinstarrend. Er hatte auf geistige Einwirkung gehofft und neben das Ziel geschossen. Ihm war es wie einem, dem im Wasser der Boden unter den Füßen schwindet und der rettungslos ertrinken muß.

Am andern Tage besuchte ihn sein Freund Petri,

der sich über die traurige Erscheinung in gleicher Weise entsetzte, wie die Mutter es gethan hatte. Die Begrüßung war die herzlichste, der Händedruck der innigste.

Das ist doch wieder einmal der Gruß eines Freundes, rief Grabbe, der die Rechte seines Jugendgenossen krampfhaft festhielt; Gott, o Gott! Dieser Händedruck ist mir lieber wie die ganze Welt. All meine Schreiberei ist doch nichts als Quark. Ich wollte, daß ich todt wäre!

Dann fing er laut an zu weinen.

Schäme dich, Grabbe, mahnte Petri. Ich kenne dich nicht wieder. Fort mit dieser verzweifelten Stimmung. Hast du erst neue gute Pflege, so wirst du dich erholen. Dazu gehört aber, daß du aus dem Wirthshause ziehst. Du mußt zu deiner Frau zurück. Sie ist verpflichtet, dich aufzunehmen. Das Haus und das Vermögen gehört dir so gut wie ihr, und zwar nach Recht und Gesetz!

Ein Schurke, der das Gegentheil behauptet, polterte er auffahrend. Ha, meine Frau! Gott, o Gott! Aber ich fürchte mich vor dem gewaltsamen Weibe.

Komm, ich führe dich zu ihr, sprach Petri.

Sie begaben sich auf den Weg und gelangten vor das Haus. Alles war verschlossen. Man klingelte und pochte lange. Endlich erschien eine Magd und öffnete die Thür. Auf die Frage, ob die Frau Auditeur zu Hause sei, antwortete das Mädchen, die Dame sei ausgegangen. Als Petri forschte, wann sie heimkehren werde, hieß es, das sei ungewiß, übrigens habe sie den Auftrag, niemand vorzulassen, wenn sie auch im Hause

weile. Der Kanzleirath bedeutete der Magd, die noch neu im Dienste war und Grabbe offenbar nicht kannte, sein Begleiter sei der Hausherr, und forderte, daß sie ihm eine Stube anweise. Da ergab es sich aber, daß die Thüren alle verriegelt waren. Die beiden Männer wußten nun, daß hier die entschiedene Absicht vorlag, Grabbe auszuschließen. Petri dachte daran, einen Schlosser holen zu lassen und den Einzug mit Gewalt zu erzwingen. Nach reiflicher Ueberlegung hielt er indeß für besser, vorläufig auf gütlichem Wege eine Versöhnung einzuleiten. So gingen sie in den Gasthof zurück. In der That versuchte auch der Freund an den folgenden Tagen, mit der feindseligen Frau zurecht zu kommen. Seine Verhandlungen scheiterten indeß an ihrer starrsinnigen Hartnäckigkeit, die aus dem heftigsten Hasse gegen den Gatten hervorging.

Unterdessen wurde aber auch der Wirth des Dichters müde. Wenn er auch gerade nicht fürchtete, er könne um die Zeche geprellt werden, so traten doch andere Umstände ein, die ihn wünschen ließen, der Gast möge den Gasthof verlassen. Die Reisenden nämlich, welche in der Stadt Frankfurt über Nacht blieben und in der Nähe von Grabbe's Stube wohnten, wurden gewöhnlich um den Schlaf gebracht. Sie hörten, wie er aus dem Bette sprang und dann wild in der Stube auf und ab rannte. Zugleich sprach er laut mit sich selber und stieß die schrecklichsten Verwünschungen und Flüche aus. Er rief den Tod und die Hölle an, und indem er sich umzubringen drohte, griff er nach den Pistolen, spannte den Hahn und drückte ihn ab, ohne daß freilich

ein Knall erfolgte. Darauf schmiß er das Gewehr an die Erde, warf sich über das Bett und heulte und schluchzte ganze Stunden. Solche unheimliche nächtliche Scenen mußten natürlich die Gäste in die peinigendste Unruhe versetzen. Sie klagten bei dem Wirthe, dem es nur darum zu thun sein konnte, diesem Unwesen ein Ende zu machen.

So blieb denn nichts anderes übrig, als daß die Polizei sich ins Mittel schlug. Diese Behörde sandte einen ihrer Diener zu Frau Grabbe mit dem Bedeuten, daß sie sofort ihren kranken Mann, der unmöglich mehr lange leben könne, in ihr Haus aufnehmen müsse. Wolle sie aber ferner in der Absicht verharren, ihn, statt ihm Pflege zu gewähren und seine letzten Tage zu erleichtern, unter fremden Händen sterben zu lassen, so würde man sie zu ihrer Pflicht zwingen. Einer solchen handgreiflichen Mahnung setzte sie schließlich keine weitern Widersprüche entgegen.

So zog denn der Dichter, polizeilich eingeführt, wieder in das Haus. Sein Weib sah ihn vom Fenster des ersten Stockes die Straße heraufkommen, sie ging ihm aber nicht entgegen, sondern schickte die Magd zu seinem Empfang. Von ihr wurde er zunächst in seine frühere Stube zu ebener Erde gebracht, wo er sich erschöpft auf das Sofa niederließ und schweigend die Räume betrachtete, in denen er schon so viele unselige Begegnungen und Erlebnisse gehabt hatte. Die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen. Das mitleidige Mädchen redete ihm zu, er möge doch auf den obern Stock zu seiner Frau gehen. Willenlos ließ er sich die

Treppe hinaufleiten. Als er das Wohnzimmer betrat, war Lucie fort. Sie trat, als die Magd mehreremal laut nach ihr gerufen hatte, lachend herein. Er ging ihr entgegen und begrüßte sie, sie reichte ihm kaum die Fingerspitzen. Dann setzten sie sich und verharrten stumm einander gegenüber. Endlich brach er auf und suchte die Stube mit der Kammer am Hausflur auf, welche er auch früher bewohnt hatte.

Freilich war es kein lockender Ort. Das Wohnzimmer schien noch ziemlich erträglich, obgleich keine Gardinen an den Fenstern hingen und die Tische und Stühle bestaubt dastanden, aber die Schlafkammer erwies sich als ein enges und feuchtes Loch. Sie enthielt ein großes eichenes Himmelbett ohne Vorhänge, dessen Pfeiler stumpf und einsam in die Luft ragten und neben dem ein Paar alte Lehnsessel standen. Indeß hier öffnete sich doch eine Stätte zum Sterben. In der That brach in diesem Raume der Dichter auch nach all seinen fürchterlichen Aufregungen zusammen. Er verließ die Wohnung nur noch in den ersten Tagen zu kleinen Spaziergängen. Bald hatte er nicht mehr die Kraft auszugehen. Er streckte sich auf sein Lager, um darauf dem Tod entgegenzusiechen.

Hier besuchten ihn auch die wenigen Freunde, die ihm aus guten Tagen treu geblieben waren. Aber welch einen traurigen Eindruck machte er auf sie! Sein Gesicht fing an zu schwellen, die dünnen matten Arme lagen kraftlos über der Decke. Wenn er die magern kleinen Hände mit den knochigen Fingern erhob, geschah es so ohnmächtig, als ob sie gleich wieder hinfallen müßten. Alles welkte und starb sichtbarlich dahin. Nur

sein helles blaues Auge blitzte noch immer unter der hohen prächtigen Marmorstirn. Wirklich war auch sein geistiges Leben noch einmal erwacht, weil er wenigstens ein ruhiges Eckchen gefunden hatte und wußte, wo er sein Haupt hinlegte, mochte es auch immerhin ein unbehagliches Lager sein. Wer zu ihm kam, der fand sein Bett und die in die Nähe gerückten Stühle mit Büchern, Papieren, Federn und Tintenfaß bedeckt. Auch die Gefäße mit geistigen Getränken fehlten nicht, denn über der Arbeit war er stets gewohnt gewesen, etwas zu sich zu nehmen. Selbst auf dem Sterbebette konnte er von dieser Gewohnheit nicht lassen. Zugleich arbeitete er aber doch auch. Er feilte noch stets an seiner „Hermannsschlacht". Zwischenher schrieb er noch mancherlei Gedanken auf, die in andere Werke gefügt werden sollten. Manche Stunde vertrieb er sich auch mit Lesen. Wenn der eine oder andere ihn besuchte, leuchtete ihm immer die Freude in den Blicken. Am liebsten sprach er dann von Dichtern und Dichtungen, und es that ihm offenbar wohl, wenn die Bekannten ihn auf seine eigenen Werke brachten. Wie stets diejenige Arbeit, mit welcher er gerade beschäftigt war, ihn am meisten interessirt hatte, so that es jetzt die „Hermannsschlacht", die er augenblicklich für seine beste Dichtung hielt, und über die er viel zu berichten wußte. Mitunter kam er noch auf neue Plane. Ja, er dachte alles Ernstes an die Ausführung eines Lustspiels „Till Eulenspiegel", zu dessen Abfassung er sich sogar das alte Volksbuch hatte kommen lassen, das stets in der Nähe seines Kissens lag. In mittheilsamen Stunden erzählte er mitunter

von seinem düsseldorfer Aufenthalte, von Immermann, der ihm jetzt in einem hellern Lichte erschien und dessen er fast nur mit Ehrfurcht gedachte, von der lustigen Schenke Zum Drachenfels und von Norbert Burgmüller, bei dessen Andenken er ganz weich wurde, sodaß er dann stets ausrief: Norbert, du bist weit weggereist! Hättest du mich doch mitgenommen. Gott, o Gott!

Nur wenn er auf seine Frau zu reden kam, fiel der alte Unmuth über ihn. Sie ließ ihn in der That ein so klägliches Dasein auf dem Krankenbette führen, daß er die Armen und Siechen in den Hospitälern zu beneiden Ursache hatte. Wenn sie ihn auch mit den nothwendigsten Dingen versorgte, so geschah es doch in so kalter, theilnahmloser Art, daß es ihm eher zum Schaden als zum Nutzen diente. Wie wohlthuend sind nicht für den Kranken die zarten Liebesdienste einer sorglichen Frau! Dem Lager des Dichters aber nahte keine weibliche Hand, die ihm dann und wann die Kissen zurecht rückte oder die ihm eine Labe bot. Seine Pflege ward als ein nothwendiger Dienst betrachtet, welcher der Magd, die freilich ihr Bestes that, oblag. Mitunter trat die Auditeurin wol an das Bett des Gatten, aber sie erschien stets kalt wie Eis, sie ließ ihn selbst deutlich fühlen, wie gänzlich er ihr entfremdet sei. Der Kranke erfuhr sogar in seinem trostlosen Zustande, daß sie eine Scheidungsklage gegen ihn betreibe. Der Drang, von ihm getrennt zu sein, war so stark, daß er sie für die Krankheit blind machte. Sie wollte noch an das Gericht, weil sie sich nicht von seinem nahen Ende überzeugen konnte. Mußte dem Dichter schon aus all diesen

Gründen ihre Erscheinung das entschiedenste Misbehagen erregen, so geschah es auch noch besonders durch den Umstand, daß das Weib sogar seiner Mutter die Besuche bei dem Sohne untersagt hatte. Sie haßte nämlich Grabbe's Mutter mit dem bittersten Hasse. Warum? Weil der Sohn der alten Frau ihr Mann war. Einen andern Grund konnte kein Mensch angeben und auffinden. Und doch sehnte sich der Sohn nach der Mutter, der er Leben, Dasein und das meiste Herzliche und Gute verdankte, was er unter der Sonne genossen hatte, und die ihn trotz aller seiner Launen, Schwächen, Tollheiten und Ausschweifungen stets wieder als ihr echtes, rechtes Kind ins Herz schloß. Und wie sehnte sich die Mutter nach dem Sohne, der ihr Einziges und letztes Liebstes auf der Welt war! Mußte man es nicht die fürchterlichste Grausamkeit nennen, diese Menschen so kurz vor dem letzten Abschiede auseinander zu halten?

Als die von Tag zu Tag sinkenden Kräfte des Dichters auf ein nahes Ende schließen ließen, auch da sandte die Auditeurin noch nicht zu der alten Frau Grabbe. Aber auf einen christlichen Tod ihres Gatten war sie bedacht, weil man sie sonst vielleicht in der Stadt eine schlechte Christin genannt hätte. Sie ließ deshalb den Pfarrer zu ihm bitten, der den Kranken auch sofort besuchte. Als der Geistliche eintrat, kam ein großer Schrecken über Grabbe. Er sah ein, daß seine Umgebung an seinem Aufkommen verzweifelte. Gleichwol antwortete er auf die Frage des Pastors nach seinem Befinden: Wie mir's geht? Wie, ich? O, ich bin kerngesund. Mir fehlt nichts, wahrhaftig, mir fehlt nichts!

Der Pfarrer, der ein vernünftiger Mann war, begann ein Gespräch über gleichgültige Dinge, dem der Dichter, der hier im Angesichte des Todes noch einmal seine sprunghafte Gesprächsmanier aufnahm, um die ernsthaftesten Gedanken, die ihn durchschüttelten, nicht merken zu lassen, die tollsten Wendungen gab. Endlich hielt der Geistliche es für angemessen, an die Tröstungen der Religion zu erinnern und dem irdischen Leben das himmlische Leben entgegenzusetzen. Da zeigte es sich aber, daß es mit der Kraft des Dichters zu Ende ging. Die Aufregung war zu gezwungen gewesen. Sie wirkte jetzt auf das Hirn zurück. Der Kranke fing an zu phantasiren: Ja, ja, der Himmel! rief er. Herr Pastor, wissen Sie, wie es im Himmel aussieht? Ob wol die Ochsen, Esel und Kameele auch in den Himmel kommen? Ich glaub' es, denn sie haben Seelen. Das wird einmal ein Leben im Himmel sein! Welch ein Gekrächz und Gekrabbel, wenn das alles durcheinander kratzt und beißt und stößt und schlägt, die Menschen und alle die andern Gethiere! — Dann sprang er plötzlich auf und rief: Meine Mutter, meine Mutter! Bringt mir meine Mutter! Ich brauche zunächst irdischen Trost, hernach will ich auch den himmlischen annehmen. Aber jetzt meine Mutter! Ihr seid ja Christen! Wohl, so seid auch barmherzig!

Der Geistliche ging und begab sich sofort zu der alten Frau Grabbe, um sie dem Kranken zuzusenden. Wie groß ist die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde! Wie schrecklich war ihr die Nachricht! So nahe hatte sie das Ende ihres Sohnes doch nicht geglaubt. Sie

lief, wie sie stand, von dannen. Vor der Thür des Hauses traf sie mit dem Arzte zusammen. Im ersten Augenblicke hatte sie nicht an ihre Feindschaft mit der Schwiegertochter gedacht. Jetzt war es ihr lieb, den alten, ehrwürdigen Herrn zu treffen, in dessen Schutz sie sich begab, um in das Haus zu gelangen. Als sie in die dunkle Kammer trat und den verzweifelten Zustand des Sohnes sah, rang sie die Hände und setzte sich still weinend an das Bett. Während sie so verharrte und der Arzt seine Anordnungen traf, kam die Auditeurin herein. Kaum aber hatte sie die Mutter ihres Mannes erblickt, als ein förmlicher Wuthausbruch erfolgte, in dem sie die alte Frau als die Verführerin und Verderberin ihres Gatten beschuldigte und beschimpfte. Dabei wies sie ihr in so heftiger Art die Thür, daß der Arzt es zumal für den Kranken nöthig fand, die Frauen auseinander zu bringen. So führte er an seinem Arme die Mutter vor die Thür. Aber wie sollte ein Mutterherz auf diese Weise beschwichtigt werden? Die alte Frau setzte sich weinend auf die Schwelle und lauschte nach Flur und Fenster hin, ob sie den Kranken höre. Die Leute blieben mitleidsvoll stehen. Endlich gelang es einigen Bekannten, sie nach Hause zu bringen. Am andern Morgen in der Frühe saß sie wieder an derselben Stelle und in derselben Weise. Wer aus- und einging, mußte ihr Kunde bringen, die Magd, der Arzt, die Freunde. Endlich kam auch der Kanzleirath Petri. Er fragte, was sie hier draußen mache, sie gehöre hinein. Sie erzählte ihm, was vorgefallen war. Er gerieth in die äußerste Aufregung, hob die alte

Frau von den kalten Steinen auf und nahm sie unter seinem Schutze ins Haus. Kaum hatte die Auditeurin vernommen, daß ihre Schwiegermutter zurückgekehrt sei, so stürzte sie in das Krankenzimmer und wiederholte dieselbe Scene. Petri war nicht länger seines Zornes Meister. Er nahm das wüthende Weib beim Arme und führte es vor die Thür.

Bin ich hier nicht in meinem Eigenthum? rief sie.

Das sind Sie, sprach Petri.

So steht es mir auch frei, der Alten und Ihnen zugleich die Thür zu weisen, kreischte sie noch lauter.

Aber es steht Ihnen nicht frei, einem Sterbenden, der noch dazu Ihr Gatte ist, Lärm in die Ohren zu trompeten, antwortete der Kanzleirath. Wer seinem Nächsten Schaden bringt, der wird eingesteckt. Wenn Sie noch ein Wort sagen, so gehe ich auf die Polizei, die Sie ohne Zweifel als Ruhestörerin irgendwo anders unterbringt. Dann wollen wir sehen, ob die Mutter nicht zu ihrem Kinde kann, wie es denn auch alle göttlichen und menschlichen Gesetze nicht allein erlauben, sondern fordern.

Die Auditeurin stutzte über eine so ernste Anrede.

Wohl, so lassen Sie die Frau hier, sprach sie.

Nein, das soll sie nicht, antwortete Petri. Ich werde mit ihr aus dem Hause gehen, und Sie sollen sie dann rufen lassen. Diese Genugthuung sind Sie einer in den Tod gekränkten Mutter schuldig. Handeln Sie nicht nach dieser Vorschrift, so seien Sie versichert, daß mein erster Gang auf die Polizei ist.

Darauf ging er in die Stube und forderte die alte

Frau Grabbe auf, ihm zu folgen. Sie verließen das Haus. Die Auditeurin hatte sich bedacht und schickte die Magd auf der Stelle nach, um die Mutter zu dem Sohne zu bitten.

Als Grabbe, der schon in halber Erstarrung dalag und nicht mehr Meister seiner Zunge war, die Mutter aufs neue eintreten sah, winkte er sie ängstlich mit der todmüden Hand von sich ab. Der Armselige fürchtete eine Erneuerung der schrecklichen Scene. Erst als man ihm gesagt hatte, daß sein Weib die Erlaubniß zu dem Besuche gegeben habe, wurde er ruhiger. Die alte Frau setzte sich zu ihm ans Bett. Sie suchte ihm eine gute Lage zu bereiten, reichte ihm zu trinken, wischte ihm den Schweiß ab und sprach ihm Trost zu. Dann hielten Mutter und Sohn lange die Hände ineinander. Sein sterbendes Auge wandte sich nicht von ihr ab. Mit Worten konnte er nicht mehr danken, er dankte mit den Blicken. So wurde sein Athem schwächer und schwächer. Endlich stand das Leben still. Die Mutter, die ihn einst in die Welt geführt hatte, sie führte ihn auch hinaus. Weinend drückte sie ihm die Augen zu.

Dietrich Christian Grabbe starb, noch nicht fünfunddreißig Jahre alt, am 12. September um drei Uhr nachmittags im Jahre 1836. Als die Leiche in den Sarg gelegt wurde, schmückte seine Witwe das Haupt mit einem Lorberkranze, denn er war ja ein berühmter Dichter gewesen. Wie viel besser wäre es ihm geworden, hätte sie sein Leben mit den Rosen der Liebe geziert! Wie schön war er im Tode mit der klaren, leuchtenden, ge-

waltigen Stirn, von welcher ein junger Dichter, Ferdinand Freiligrath, der auch in Detmold geboren war, wenige Tage später sang:

Du loderndes Gehirn,
So sind jetzt Asche deine Brände?

Wachtfeuer sie, an deren sprühnder Glut
Der Hohenstaufen Heeresvolk geruht,
Des Corsen Volk und des Karthagers.

Am 16. September des Morgens um acht Uhr wurde die irdische Hülle zur Gruft bestattet. Die Freunde und Verehrer des Verstorbenen hatten sich vor seinem Hause versammelt. Es war nur ein Häufchen von funfzehn bis zwanzig jungen Männern. Die ersten Leute der Stadt, die sonst wol ihren Ort mit dem Ruhme des Dichters schmückten, waren daheimgeblieben. Nur wirkliche Freunde weinten ihm eine Thräne nach und warfen ihm eine Scholle auf den Sarg. Selten ging wol ein gequälteres Menschenherz zur Ruhe ein. *)

So starb ein deutscher Dichter, der wahrlich nicht zu den schlechtesten gehört. Als Immermann in Düsseldorf seinen Tod erfuhr, rief er schmerzlich aus: Er war eine Natur in Trümmern, aber diese Trümmer waren von Granit und Porphyr. Dadurch unterschieden sie sich von so manchem Gebäck der Gegenwart, welches heil und ganz aussieht, und doch nur aus Holz, Stroh und Kalk zusammengeleimt ist. Grabbe gehört zu den Verschrieenen, und Männlein und Weiblein meinen, wenn

*) Vgl. Ziegler's „Grabbe", dem ich diese Daten verdanke.

er nur gewollt hätte, er hätte schon anders sein können. Ich aber sage: Er konnte gar nicht anders sein als er war, und dafür, daß er so war, hat er genug gelitten. Die Pflicht der Lebenden aber ist es, die Todten über der alles nivellirenden Flut des mittelmäßigen Redens und Meinens emporzuhalten.

Neunzehntes Kapitel.

Am 31. März 1837 hatte die letzte Vorstellung auf dem düsseldorfer Theater unter Immermann's Leitung stattgefunden. Sie war mit einem Epilog geschlossen worden, welchen der Dichter zu diesem Zwecke geschrieben hatte und welcher neben tiefem Schmerz ein hohes Gefühl der Befriedigung aussprach. Er hieß:

Zum letzten male hob der Vorhang sich
Von diesem Schauplatz, der des Lebens Bilder,
Die heitern wie die ernsten, wechselvoll
Seit dreien Wintern euch entgegentrug.
Die Stunden eilen, und es naht die trübe,
Die unser Bündniß löst. Nach allen Winden
Zerstreut das Schicksal, was, gesellt im Fleiß,
Einträchtig schaffend hier zusammenstand.

Das ist das Leben! Plötzlich küßt ein Hauch
Des Glücks die volle Knospe auf. Die Blüte
Erschließt sich, lacht und — welkt!
So war auch unser Glück, in eurer Mitte
Uns unsrer bunten Thätigkeit zu freuen,

Nur ein Moment. Kaum glich so manches Schroff-
Mistönende der ersten Zeit sich aus,
Kaum fügten sich zu einem Bau die Steine
Harmonisch ineinander, alsobald
Zerschlägt die Noth das Werk mit rauher Hand.

Doch auch das Trübste sei an diesem Orte,
Von dem der Druck des Lebens fern sich hält,
Mit Heiterkeit betrachtet! Wenn die Bühne
In ihrer Kraft und Frische, jugendlich
Dem Dienst der Göttertochter Poesie
Sich weih'nd hier untergeht,
Ist's nicht im Grund ein Heil? Der Tod galt stets
Noch für den glücklichsten, der an die Kraft,
Die ungeschwächte, rasch die Sichel legt,
Der trifft, noch eh das Leben allgemach
Bewußtsein, Muth und Sinne ausgelöscht.

Sei dieser Tod ein Gleichniß unsers Falls!
Und dieses Gleichniß beut uns sanften Trost.
Noch kämpfte, wagte, strebte hier ein jeder,
Noch waren viele Kränze aufgesteckt
Und nicht ersiegt, noch hatte nicht der Alltag,
Nicht das Gemeine, dem der Menschen Werk
Im Lauf der Jahre leicht verfällt, entstellend
Die Scene überwuchert. — Fehler, wer verneint sie?
Manch Ungeschick, wer wagt es abzuleugnen? —
Allein das sprechen wir mit Zuversicht
Und Wahrheit aus: — ward hier geirrt, so irrte
Der Eifer, nicht gleichgült'ge Lässigkeit.

So schlösse sich vielleicht zu rechter Zeit
Das Haus! So gingen unter günst'gen Sternen wir
Von hinnen! — Gebt die Hoffnung unsern Schritten
Als Reisesegen mit, daß nicht ans Ziel

Vor euerm Blick gelangt, ihr uns im Geist
Vordringend, wachsend, strebend schauen wollt,
Daß ihr der Dichtung Traum, aus dem wir jetzt
Erwachen müssen, still in der Erinn'rung
Verschämt, verklärt zu Ende träumen wollt.

Die Hoffnung geht mit uns, der Dank bleibt hier.
Im Namen aller bring' ich allen Guten,
Die freundlich uns auf unserm Pfad begleitet,
Aus voller Seele besten, reinsten Dank.
Des Dichters Wort, des Künstlers Red' und Zeichen
Erstehen erst zum vollen, ganzen Leben,
Wenn sie die ew'ge Melodie erwecken,
Die in dem Busen jedes Edeln schläft.
Für jeden Abend, wo ihr uns ins Dasein
Bedeutende Gebilde rufen halft,
Bleibt unser Herz euch immerdar verbunden,
Und so im Nachgefühle froher Stunden
Hört unsern Ruf des Abschieds: — Lebet wohl! *)

Dann hatten seine Schauspieler von ihm Abschied genommen. Den meisten standen in der harten Stunde die Thränen in den Augen. Dem Antrag der guten Leute, die sich durch den Dichter unendlich gefördert sahen, das Theater als ein gemeinsames Unternehmen auf gemeinsamen Gewinn und Verlust fortzuführen, wollte er nicht entsprechen, denn er hatte dieser Angelegenheit, die eine Herzenssache bei ihm war, selber große Opfer gebracht, von denen er aber nicht sprach.

---

*) Adolf Stahr, „Immermann", S. 104. In „Unsere Zeit", von Karl Gutzkow.

Die Verantwortung, daß auch die Bühnenmitglieder Schaden leiden sollten, konnte er nicht übernehmen. So gingen sie denn nach Ost und West, nach Süd und Nord auseinander. Er selber aber saß wieder einsiedlerisch in Derendorf und wandte sich aufs neue den juristischen Geschäften zu. Den Untergang seiner Bühne vermochte er nie zu verschmerzen. — —

Während er den Sommer über nur mit seinen alten Freunden Friedrich von Uechtritz und Karl Schnaase und im Hause des Geheimraths von Sybel, dessen geistvolle Gattin ihm besonders nahe stand, verkehrte, machte er im Herbst eine Reise, welche ihn wieder in lebendigen Verkehr mit den Menschen brachte. Er ging über Frankfurt den Main hinauf, durchfuhr den Spessart, sah Würzburg, Bamberg, Baireuth, Wunsiedel, das Fichtelgebirge und wandte sich dann nach Thüringen, um Jena und Weimar zu besuchen. Er genoß die Freude, überall Leuten zu begegnen, die seiner geistigen Thätigkeit mit Interesse gefolgt waren, und die Befriedigung zu fühlen, daß er nicht umsonst gearbeitet hatte. Auch an neuen Freunden fehlte es nicht. Besonders aber machte ihm die Musenstadt an der Ilm einen mächtigen Eindruck. Der Boden, wo die ersten Geister der deutschen Nation, Wieland, Goethe, Herder und Schiller gewandelt hatten, war ihm heilig. Als er in Goethe's Haus kam, schrieb er an Elisa von Ahlefeldt: „Hierher soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Con-

sequenz." *) In der That schien er hier selbst neue Entschlüsse gefaßt zu haben. Das Leben bietet ja so verschiedene Seiten, hat der Mensch eine Richtung erschöpft, so erschließt sich sofort eine andere. Immermann gab sich innerlich das Wort, nach seiner Heimkehr die frühere Abgeschlossenheit zu verlassen und Leben im Leben zu suchen.

Und so ward es denn auch seinen nächsten Freunden nicht schwer, ihn nach seiner Ankunft in Düsseldorf wieder mit den alten Bekannten in einem weitern Kreise zusammenzubringen, als es in den letzten Jahren geschehen war, wo das Theater fast die ganze freie Zeit des Dichters verschlungen hatte. Immermann ging mit Vergnügen auf die Idee ein. Man berieth über die Zusammensetzung der Gesellschaft. Schon am 2. November fanden sich die besten und aufgewecktesten Köpfe Düsseldorfs in einem Gasthofe abends zusammen, wohin sie durch ein Circular geladen worden waren. Außer dem Dichter und seinen Freunden Schnaase und Uechtritz waren die Maler Schadow, Lessing, Sohn, Schrödter, Hildebrand, Schirmer, Reinick und der Musiker Julius Rietz zur Theilnahme aufgefordert worden, denen sich noch die Sybel'sche Familie, sowie einige weniger namhafte Personen anschlossen. Auch die Frauen, Söhne und Töchter gehörten zur Gesellschaft. Man begrüßte sich in der herzlichsten Weise, denn es machte sich überall in der Stille das Bewußtsein geltend, daß man den Mittelpunkt für neue geistige Wintervergnügungen gefunden

---

*) Immermann, Memorabilien, III, 170: „Fränkische Reise."

habe. Besonders freundlich trat Immermann auch zu Reinick, dem er eine alte Schuld gut zu machen hatte. Der Maler=Dichter bereitete nämlich seine Lieder mit den Illustrationen zur Herausgabe vor. Immermann hatte viel Rühmliches davon gehört und gratulirte nun dem sinnigen Lyriker, dessen Ruf von Tag zu Tag mehr wuchs.

Als die Gesellschaft beieinander war, entfernte sich der Dichter für eine Weile. Gleich darauf aber trat er verwandelt wieder ein. Eine thurmhohe Mütze bedeckte sein Haupt, um das Kinn hing ein langer Flachsbart, über das Haar war eine greise Alongeperrüke gestürzt, und den Leib umgab ein langes, faltiges, mystisches Priestergewand. Er stellte sich als Sarastro vor und verkündigte, daß er gekommen sei, in Düsseldorf für den Orden der zwecklosen Gesellschaft zu werben. Wollt ihr Versammelten, so schloß er, nun diesem hochweisen Vereine beitreten, so hört denn die geheimen Gesetze des Ordens, welche folgendermaßen lauten:

Erster Titel. Von den Zwecken des Ordens. §. 1. Der Zweck des Ordens der zwecklosen Gesellschaft ist, keinen Zweck zu haben.

Zweiter Titel. Von den Graden und Abstufungen im Orden. §. 2. Die Mitglieder des Ordens theilen sich in zwei Grade oder Abstufungen. Der erste oder niederste Grad ist der der Seelen. Der zweite oder höhere Grad ist der der unbekannten Obern. Diesen beiden Graden schließen sich als integrirende Bestandtheile an: 1) die Genien, 2) die Keime.

Dritter Titel. Von den Seelen. §. 3. Wer in

Stadt oder Land das Bewußtsein in sich trägt, ohne Zwecke zu handeln, kann sich bei den unbekannten Obern zur Aufnahme in den Grad der Seelen melden. Die unbekannten Obern prüfen seine Qualificationen und verfügen erforderlichenfalls seine Aufnahme. §. 4. Die Seelen haben das Recht, den gesellschaftlichen Zusammenkünften des Ordens beizuwohnen, sie dürfen jedoch keine Keime einführen. §. 5. Eine Seele ist ferner von allen Geheimnissen des Ordens ausgeschlossen.

Vierter Titel. Von den unbekannten Obern. §. 6. Die unbekannten Obern führen alle Geschäfte des Ordens; sie dürfen Keime einführen, jedoch jeder unbekannte Obere nicht mehr als höchstens zwei. Ueber die einzuführenden Keime muß Einstimmigkeit, und zwar sowol unter den unbekannten Obern als unter den Seelen herrschen. §. 7. Die unbekannten Obern sind im Besitze aller Ordensgeheimnisse.

Fünfter Titel. Von den Genien. §. 8. Die Gemahlinnen, die leiblichen Töchter und Schwestern der unbekannten Obern sind die Genien des Ordens. Sie bekommen die benöthigten Flügel gratis aus den Ordensmitteln geliefert. Sie wirken bei den Aufnahmefeierlichkeiten mit. Ihre Obliegenheiten werden durch eine besondere Geschäftsordnung näher bestimmt werden.

Sechster Titel. Von den Keimen. §. 9. Die eingeführten Gäste heißen Keime. §. 10. Ein Keim hat Sitz, aber keine Stimme.

Siebenter Titel. Von dem mystischen Oberhaupte Sarastro. §. 11. Das mystische Oberhaupt Sarastro ist das mystische Oberhaupt Sarastro. §. 12. Seine

Verrichtungen fallen in das Gebiet der Mystik, und seine Wahl geschieht aus der Mitte der unbekannten Obern auf mystische Weise. §. 13. Für jede gesellschaftliche Zusammenkunft des Ordens findet die mystische Wahl eines neuen mystischen Oberhaupts Sarastro statt. §. 14. Das mystische Oberhaupt Sarastro wird bei der gesellschaftlichen Zusammenkunft, für welche es erwählt worden ist, vom Orden in Essen und Trinken auf mystische Weise freigehalten. §. 15. Sollte wegen der letztern Bestimmung ein Andrang von Candidaten zu dem Posten des mystischen Oberhauptes entstehen, so entscheidet unter ihnen das Los, welches ein unschuldiges Kind zieht.

Achter Titel. Vom Avancement. §. 16. Wer vom Grade einer Seele in den Grad der unbekannten Obern avanciren will, muß letztern schriftlich auf einem Stempelbogen von fünf Silbergroschen wenigstens drei Thatumstände aus seinem Leben namhaft machen, bei welchen er ohne allen Zweck und ohne irgendeine Absicht gehandelt hat. Die Prüfung seines Anspruchs erfolgt in nächster Plenarversammlung in Form eines Plaidoyer. Aus dem Grade der Seelen wird ihm ein Opponent ernannt, und nachdem die Debatten geschlossen sind, fällen das mystische Oberhaupt Sarastro und die unbekannten Obern das Urtheil. Findet sich auch nur in einem der drei Thatumstände die geringste Spur von vernünftigem Zweck oder verständiger Absicht, so kann die aspirirende Seele nicht in den Grad der unbekannten Obern aufrücken, und eine solche abgewiesene Seele muß drei Monate warten, ehe und bevor sie sich wieder zum Avancement melden kann.

Neunter Titel. Von den gesellschaftlichen Zusammenkünften des Ordens. §. 17. Die gesellschaftlichen Zusammenkünfte finden der Regel nach alle vier Wochen des Abends statt. In denselben werden Compositionen vorgelegt, Vorlesungen gehalten und Musikstücke vorgetragen. Die Dauer einer Vorlesung darf eine halbe Stunde nicht übersteigen. Der Zeitpunkt der Versammlung wird auf sieben Uhr, das Ende auf elf Uhr abends bestimmt. Auf die oben erwähnten Unterhaltungen folgt ein gesellschaftliches Mahl. Grundgesetz der Mahlzeit ist die Frugalität. Es wird nur eine Schüssel und ein gewöhnlicher Tischwein verabreicht. Wer gegen diese Gesetze fehlt, geräth in den Zustand der Verdammniß, welcher darin besteht, daß er das nächste mal den ganzen Orden in Champagner freihalten muß.

Zehnter Titel. Von dem Gesetzbuche des Ordens. Entstehende Streitigkeiten und sonstige zweifelhafte Fälle werden aus dem Textbuche der „Zauberflöte" von dem mystischen Oberhaupte Sarastro und den unbekannten Obern entschieden. Die Seelen, welche in sich eine besondere Erleuchtung verspüren, können dazu ihre berathende Stimme geben.

Elfter Titel. Von dem Allerseelentage. §. 20. Alljährlich wird der Allerseelentag als Stiftungstag des Ordens gefeiert.

Zwölfter Titel. Von den Behörden und der Portofreiheit. §. 21. Für dieses Statut wird die Bestätigung der höhern Behörden eingeholt, und für die Correspondenz des Ordens die Portofreiheit erbeten werden.

Gegeben im Tempel der Isis und des Osiris im Jahre 4380, 326, 754, 518, 111 vor dem Untergange der Welt.

Sarastro und die unbekannten Obern des Ordens der zwecklosen Gesellschaft.

Nachdem dieses Actenstück zu großer Heiterkeit der Versammelten verlesen war, begann Sarastro die Discussion über die einzelnen Punkte, an welcher die Seelen sich mit großer Lebhaftigkeit betheiligten, wodurch denn gleich das Kreuzfeuer einer lustigen und witzigen Unterhaltung zu Stande kam. Manche Dame konnte sich freilich nicht gleich in die seltsamlichen Verhandlungen finden. Daß die benöthigten Flügel gratis geliefert werden sollten, brachte bei einigen schönen Kindern keine geringe Verlegenheit hervor, denn sie vermochten sich nicht recht das Bild zu vergegenwärtigen, wie sie den Federschmuck anlegen und sich darin gebaren würden. Und so waren denn auch einige Neophyten bei den komischen Reden, die nach dem Muster der „Zauberflöte" gehalten wurden, trotz aller Komik nicht aus ihrem Ernste zu bringen.*)

Da einige der nähern Freunde des Dichters bereits mit dem Plane der Gesellschaft bekannt gemacht waren, so fehlte es schon in der ersten Sitzung nicht an solchen, welche die Aufnahme in den Kreis der geheimen Obern anstrebten. Und so hatte denn der eine und andere bereits schriftlich drei Thatumstände aus seinem Leben

*) Brief Immermann's an O. L. B. Wolf in Freiligrath's „Gedenkbuch an Immermann".

namhaft gemacht, bei welchen er ohne allen Zweck und ohne irgendeine Absicht gehandelt hatte, die bald im prunkvollen Gewande der Poesie, bald aber auch im schlichten Kleide der Prosa auftraten. Daß es bei dieser Gelegenheit nicht an allerlei ergötzlichen Ereignissen fehlte, die ebenso ergötzlich vorgetragen wurden, war bei der verschiedenartigen Composition der Gesellschaft nicht zu verwundern. Es öffnete sich hier dem großen Kreise der dummen und lustigen Streiche, wie sie jeder Lebenslauf bietet, Thür und Thor. Je weniger man es manchem ernsten und gesetzten Manne angesehen hatte, daß er auch seinerzeit zu den Tapsen und Strolchen gehörte, die gelegentlich auf die Nase fallen, Rippenstöße erhalten und ausgelacht werden, desto fröhlicher hob sich die Stimmung in der Runde.

Mit derselben Heiterkeit, welche sich immer lichter und heller entwickelte, setzte sich die Gesellschaft später an das frugale Mahl. Immermann's Mund floß von Scherz und Humor über, denn er spielte an diesem Abende die Rolle des Sarastro weiter, die aber für die nächste Zusammenkunft auf denjenigen übergehen sollte, welcher sich bei der Prüfung der eingegangenen Anträge am würdigsten erwiesen hatte, um aus dem Stande der Seelen in den Stand der geheimen Obern überzugehen. Einen namhaften Beistand fand er zugleich an Julius Rietz, der als langjähriger Operndirector den Text der „Zauberflöte" trefflich innehatte und über der Tafel das Gesetzbuch in wichtigster Weise handhabte, indem er bei jeder Gelegenheit die drolligsten und seltsamsten Stellen anzog. In gleicher Weise suchten aber alle ihr

Scherflein zu der Geselligkeit beizutragen. Jeder gab sein Bestes. Wie konnte es da fehlen, daß die Gesellschaft gelang!

Hatten sich die Zwecklosen mit einem Gefühle froher Hoffnung zusammengefunden, so schieden sie mit dem Gefühle vollständiger Befriedigung. Als sie sich die nächsten male wieder vereinigten, fehlte kein einziges Mitglied. Bei allen war die Sehnsucht lebendig gewesen, der Festtag möge recht bald wieder erscheinen. In der That boten auch alle folgenden Vereinigungen den interessantesten Stoff. Freilich blieb es nicht mehr beim bloßen Scherze. Auch der Ernst erhielt sein Recht. Die musikalischen Mitglieder der Gesellschaft begannen den Abend gewöhnlich mit einem Tonstück, wobei Julius Rietz vorzugsweise behülflich war. Darauf folgte gewöhnlich eine Vorlesung, die meistens von Immermann ausging, der bald eine eigene Arbeit brachte, bald auch die Werke anderer Dichter vortrug. Neben ihm waren Robert Reinick und Adolf Schrödter, der erste auf dem Felde des Liedes, der andere auf dem Gebiete der Humoristik thätig. War auf diese Weise durch das Ohr für geistige Unterhaltung gesorgt, so fehlte es auch nicht an derselben durch das Auge, denn die Maler brachten ihre neuesten Zeichnungen mit, welche alsdann der Betrachtung offen lagen. Der Ruf der Zwecklosen verbreitete sich sogar weiter ins Land, sodaß auch bedeutende Männer aus den Nachbarstädten zu den Zusammenkünften herüberkamen und die bunten fröhlichen und geistvollen Abende mitmachten, die fast allen Theilnehmern mit der Zeit nur den Fehler zu haben schienen,

daß sie zu selten erschienen, während manche Leute, die vergebens Zutritt zu erlangen strebten, sie verketzerten und verklatschten.

Aber auch auf Immermann übte die Gesellschaft der Zwecklosen die beste Wirkung. Er ward wieder seiner Freunde und seine Freunde wurden seiner froh.

Zwanzigstes Kapitel.

Die düsseldorfer Künstler feierten im Jahre 1838 den Carneval, wie sie es seit Jahren gewohnt waren, im Geisler'schen Saale. Die düsseldorfer Künstler sind, wie ein Schriftsteller *) aus jenen Tagen berichtet, geistige Nomaden. Sie binden ihr Rößlein heute an diesen Pfahl, morgen an jenen Strauch. Sie malen nicht nur, sie verkleiden sich auch, machen Knittelreime, oder gelegentlich Ottaven, extemporiren Schnurren oder führen geschriebene Komödien auf. Wie auf der Universität, wächst in der akademischen Stadt jährlich eine frische Jugend nach. Wie aber nicht auf der Universität, bleibt mit wenigen Ausnahmen der alte Stock und Stamm. Der Student wird mit seinem Triennium ein Philister, den Künstler erhält die Kunst länger grün. Die Dreißigjährigen, zum Theil ehrsame Gatten und Väter, ver-

*) Immermann, Memorabilien, III, 173. Auch das Folgende ist vielfach den dort abgedruckten Maskengesprächen entnommen.

schmähen nicht, die kurzen bunten Lumpen um des Lebens arge Blöße zu schlagen, die Egmont mit der rührenden Bitte in Anspruch für sich nimmt. Der Darstellungstrieb der düsseldorfer Künstler erlebt im Carneval seine Blüte. Der italienische Carneval ist ein Impromptu toller Volkslust, der kölnische schmeckt etwas nach Absicht und Berechnung, die Fastnachtsscherze unserer Künstler sind eine Fête, welche eine geistreiche Kaste sich und ihren Anhängern gibt.

Und so hielten sie es auch in diesem Jahre. Das geräumige, den Vergnügungen der Städter gewidmete Haus, das ostwärts vom Thore zwischen Gärten ruht, hatte seinen weiten Saal erschlossen und strahlte im Lichte heller Lampen. Die Maler hatten ihre Freunde, die ersten der Stadt und den Hof hineingeladen. Die bunten Masken kamen eine nach der andern an, man begrüßte sich, man suchte sich zu enträthseln, Possen und Anspielungen flogen durch den Saal.

Plötzlich ertönte ein Zeichen hinter dem Vorhange der am Ende des Raumes aufgeschlagenen Bühne. Die mythischen, romantischen, exotischen Gestalten ordneten sich still auf den Sitzen, die Gardine hob sich, das Stück begann, und eine Zeit lang vergaß der zuschauende Türke seinen Turban und der schlanke, schöne Minnesänger, welch ein hübsches Mädchen vom Peloponnes in seiner Nachbarschaft saß. Man gab „Wallenstein's Lager". Die Jacken, Koller, Hosen, Schärpen und Harnische der Kriegsleute, alten Waffenbüchern genau nachcopirt, und mit künstlerischer Klugheit zum lebhaftesten Farbenbilde zusammengestellt, verfehlten ihre Wirkung

nicht; mit der nöthigen Gravität sprach der Wachtmeister, dieser Feldherr in Holzschnittmanier, feurig und keck der Jäger, in einer eigenen komisch rührenden Erhabenheit der Wallone:

Der nie erfahren, wer er sei?
Sie stahlen ihn schon in jungen Jahren.

Das Reiterlied verklang, der Vorhang fiel.

Aber der Vorhang wurde auch gleich wieder aufgezogen. Nun gestaltete sich der Platz vor den Zelten der Pilsen sozusagen zur vornehmsten Frontloge. Denn eine Reihe der geschmücktesten Damen nahm dort bei dem Kochfeuer Platz, zwischen denen die Gustel von Blasewitz und ihrer Schwester Kind aus dem Reich den Melnecker umhergeschenkt hatte. Dieser und jener Spanier, mancher glänzende Ritter trat zu den Damen hinter die Stühle, ein gekröntes Haupt, ein weiser Meister stellte sich ein, und so gewann das Ganze da droben auf der kleinen Bühne das Ansehen eines Artushofes, der freilich aus contrastirendem Rahmen vergnüglich auf das Getümmel mitten im Saale niederschaute, das für ein paar hundert versammelte Masken groß genug war. Der Jubel des Tages begann. Perserinnen, Gärtnermädchen, Fischerinnen, Nonnen, Fürstinnen aus Rußland und Polen schwangen sich mit den Wallensteinern und andern in Sammt und Seidenzeug im Cirkel umher, dazwischen hüpfte der Zwerg, schnitt der rothe Pickelhering mit Kolben und Gugel seine Gesichter. Die braune Wahrsagerin fand in einem Winkel aufmerksame Zuhörer für ihre Prophezeiungen, die alle glücklich klan-

gen. Selbst der arme Gelähmte war an seinen Krücken lustig und maß allerhand Gelegenheitsreime den Begegnenden mit der Elle zu. Da aber der Verstand bei der Poesie nicht fehlen darf, so umsäumte diese heitern Tänze und Spiele ein Kreis ernsthafter und bescheidener Dominos.

Unter ihnen befand sich ein schwarzer, dem von allen Seiten Complimente gemacht wurden. Es hatte nämlich verlautet, daß er alte Regisseurkünste geübt und das „Wallenstein'sche Lager" einstudirt habe. Mit dieser Vorstellung war man aber ausnehmend zufrieden. Der schwarze Domino bekam daher vieles zu hören. Er schien indeß von diesen Freundlichkeiten nicht sonderlich gerührt zu sein, und sich denselben eher zu entziehen, soweit dies die Rücksichten zuließen, welche ihm die gute Absicht seiner Gönner auferlegte. Er erwiderte, daß nicht ihm, sondern den geschickten Darstellern die Ehre gebühre, daß die Nachsicht der Zuschauer bei solchen Gelegenheiten die Unvollkommenheiten des Versuchs ergänze, und was dergleichen noch mehr war. Als nach einiger Zeit das Aufstampfen einer Reihe von schönen Paaren im Mazurka die Augen der Umstehenden fesselte, benutzte er diesen Moment, sich still zurückzuziehen. Er entwich in ein Nebenzimmer, wo einige ältliche Herren sich beim Glase des stillen Gesprächs erfreuten. Der schwarze Domino war aber niemand anders als Karl Immermann.

Die dramatische Aufführung, welche eben stattgefunden hatte, leitete zu Rückblicken auf die frühere düsseldorfer Bühne, die der Dichter geleitet hatte, und welche

nur drei Jahre ihr Leben fristen konnte. Man bedauerte ihren Untergang, man sehnte sich nach einem neuen Unternehmen.

Wenn's sich nur machen ließe! rief da ein blauer Domino mit Feierlichkeit. Unsere Bühne ist in einen Verfall gerathen, der . . .

Oh, oh, oh! fiel ihm der schwarze Domino ins Wort. Lieber, ich bitte dich, nichts von dem Verfall der deutschen Bühne weiter! Die Reden über dieses Elend sind mir fast unleidlich geworden, wie das Elend selbst es mir ist. Macht's besser, aber hört endlich mit diesen Jeremiaden auf. Genießt wenigstens das Gute, wo es sich wieder einmal emporringt, fördert es dankbar, vertheidigt es tapfer. Aber ihr thut's ja nicht. Düsseldorf hat drei Jahre lang eine Bühne besessen, deren Mängel und Schwächen wahrhaftig ich, dem sie sehr wohl bekannt sind, nicht ableugnen werde. Aber die Wahrheit ist, und deshalb darf ich sie aussprechen: die düsseldorfer Bühne hatte Tendenzen, wie sie mir auf keinem andern deutschen Gerüste neuerdings ersichtlich geworden sind, und was menschliche Kraft vermag, ist aufgeboten worden, den Tendenzen nachzukommen. Und hat sich eine kräftige Feder bewegt, ist ein beredter Mund laut geworden, die Gunst des Hofes, die Ambition unserer Reichen und Vornehmen rege zu machen, daß sie von ihrem Ueberfluß etwas abgäben, um das Institut zu erhalten? Mit nichten. Man hat uns gelassen und gleichgültig fallen lassen.

Den Untergang unserer Bühne möchte ich weit mehr von innern Ursachen ableiten, erwiderte der blaue Domino.

Ganz gewiß, wenn du dich nur aufrichtig prüfen willst, standest du einer gewissen Ermüdung und Blasirtheit über die Sache nahe. Und du warst doch die Feder in der Uhr.

Es ist mir lieb, daß ich mich über diesen Punkt einmal offen aussprechen darf, sagte der schwarze Domino. Ja, man hat dies verbreitet und drucken lassen. Es ist aber nicht wahr. Ich habe die Bühne nicht überschätzt und bin nicht der Meinung, daß Deutschland untergehen müsse, weil es seit Decennien keine mehr besitzt. Ich weise der Bühne aber allerdings eine Stelle im Culturleben eines Volkes an, und bin der Meinung, daß diese nicht vom Pietismus, nicht von der Philosophie, nicht vom Commerziellen oder vom Bilderbesehen oder von hundert andern Dingen, womit die Leute sich jetzt beschäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden kann. Weil ich mich denn also nicht in einem trunkenen, sondern mit einem nüchternen liebevollen Blick an die Bühne machte, so habe ich ihre Leitung als ein ernstes Geschäft angesehen, bei dem man bekanntlich das Vergnügen nicht in einem wollüstigen Kitzel, sondern nur darin sucht, daß man sieht, man bringe die Sache vorwärts. Da nun die Resultate meiner Arbeit augenfällig waren und sich im Verlauf des Geschäfts nicht minderten, sondern steigerten, so hatte ich als guter Arbeiter meinen Lohn, fühlte mich in meinem Berufe frisch, und verspürte keinerlei Ermüdung.

Aber die Schauspieler, sprach der Blaue.

Diesen muß ich das Zeugniß ehrenhaften Fleißes bis zuletzt geben, antwortete der Dichter. Ich habe

meinen Schauspielern nie geschmeichelt, ich habe ihnen Anstrengungen zumuthen müssen, wie sie sonst nirgendwo den Leuten auferlegt werden, sie haben mir auch durch ihre Tracasserien und Grillen tausendfachen Verdruß gemacht, aber in der Hauptsache, in der Lust und Liebe zum Dinge, in der Ausdauer und Beharrlichkeit sind sie Kerntruppen zu vergleichen gewesen, welche sich noch schlagen, wenn auch kein Sieg mehr zu hoffen ist und die Milizen längst davongelaufen sind. Damit du aber nicht sagst, ich brüste mich nur mit ihnen, so erinnere dich gefälligst, daß die düsseldorfer Bühne am letzten März 1837 aufhörte, und daß ein Vierteljahr vorher dem ganzen Personal gekündigt war. Es war also eine Zeit eingetreten, in der sonst die Kräfte eines Instituts erlahmen, weil die Gedanken, ohne Interesse an der Nähe, in der Ferne umherschweifen. Und da haben die düsseldorfer Schauspieler im März den „Egmont", den „Julius Cäsar", „Iphigenie" und „Griseldis" neben der kurzen Tageswaare vortrefflich geliefert. Meine Behandlung war demnach, wie ich meine, richtig. Diese besteht aber nicht im Cajoliren und Ordonniren vom Cabinet des Intendanten aus, sondern darin, daß ihnen nicht in hohlen Worten, sondern in der That und in der Wahrheit das Bewußtsein werde von einem in tüchtigem Sinne unternommenen Wirken, daß der Intendant gestaltend, ordnend, erfindend bis in das Kleinste eingreife, daß er, um es kurz zu sagen, das Feuer des Geschäfts nicht scheue. Muth und Geschick wird er freilich dazu haben müssen, wenn er selbst von der Klinge ist. Man macht Rechner zu Finanziers,

Juristen zu Richtern, Maler und Bildhauer zu Directoren der Akademien, aber im Gebiete der schwierigsten Kunst macht man Hofleute zu Intendanten. Es ist ein Widersinn, der kaum widersinniger gedacht werden kann.

Wenn ich dir auch alles das zugeben will, so würde doch das Versiegen des Repertoire der Sache ein Ende gemacht haben, sagte der blaue Domino.

Leben ruht auf sich selbst, wird durch sich selbst verbürgt, weiß seine Zuflüsse zu öffnen, rief der Schwarze. Ueber einem Institut voll Kraft und Blut waltet sein Stern. Ich weiß nicht, was ich noch alles hätte geben lassen sollen, meine Projectenzettel enthalten manches seltsame, phantastische, poetische, gewagte Problem verzeichnet. Da fallen mir eben beispielsweise „Fortunat", „Manfred", „Drei Vergeltungen in einer", „Demetrius", den ich fortsetzen wollte, „Almansor", versteht sich etwas zugestutzt, Grabbe's „Napoleon", scenenweise, phantasmagorisch, tableauartig behandelt, „Oedipus Rex" ein. Denn auch an die alte Tragödie wollte ich mich wagen. Was davon mislungen, was geglückt wäre, wer weiß es? Die Bühne aber würde fortgelebt haben in dem neuen, alles hazardirenden Geiste. Konnte mittlerweile nicht ein frisches Talent erblühen und seine Kraft zu einem Theater hingezogen fühlen, welches ihm mehr Chancen für den Erfolg origineller Gedanken anbot als ein anderes? Du siehst also, Freund, wie sich die Sache eigentlich verhält. Die düsseldorfer Bühne ist nicht an einem innern Leiden, sondern einzig und allein daran untergegangen, daß die mehreren Millionen, welche das Kapital unserer hiesigen Optimaten

bilden, nicht ein ferneres jährliches Subsidium von viertausend Thalern mehr abwerfen wollten, denn soviel etwa bedurfte sie zu ihrem Fortbestand. Ich will dieses Factum weder loben noch tadeln, aber constatirt muß es endlich doch einmal werden. Ferner ist es factisch, daß wegen jener mangelnden viertausend Thaler ein Institut in Trümmer ging, welches bestimmt zu sein schien, in die Reihe der rheinischen Culturanstalten mit einzurücken.

Während diese bedeutenden Gespräche geführt wurden, hatten sich mancherlei Maskengestalten in der Nähe des Tisches aufgestellt, die alle begierig schienen, den Dichter über eine Sache reden zu hören, welche einst von der größten Wichtigkeit für die Stadt gewesen war.

Man hört dir an, rief plötzlich eine Stimme, welche sich bemühte, ironisch zu reden, daß du nicht allein Dichter und Schauspieldirector warst, sondern daß dir auch der Jurist noch leidlich durch alle Glieder spukt.

Alle sahen sich um. Es war ein Mephistopheles in vollständigster Maske.

Was hinkt der Kerl auf einem Fuß! rief Immermann. Erkläre dich näher.

Du hast geschwatzt wie ein Advocat! rief der Rothe mit der Hahnenfeder. Sag' aber, was du willst, es war dir doch schließlich recht, daß das Theater zu Grunde ging, und daß du dich wieder zur Poesie wenden konntest. Bei den Komödianten fühltest du dich nie recht geheuer. Uebrigens sollte ein Kerl, der selbst etwas machen kann, nicht für lange die Machwerke anderer dem Publikum vormachen lassen.

Deine Ansicht ist mir schmeichelhaft, erwiderte der schwarze Domino. Du bist der Geist, der stets verneint; da du also mich und meine Arbeit nicht so ganz zu verwerfen scheinst, bin ich ganz zufrieden.

Desto mehr habe ich an dir auszusetzen, sprach Mephisto.

Der Mensch übt seine Kritik an den Göttern, warum sollte der Teufel nicht die Menschen kritisiren! rief der Dichter. Nur zu! Jetzt will ich wieder einmal recht den Teufel machen!

Bist du wirklich wie Faust und fürchtest weder Hölle noch Satan, so möchte ich dich wirklich einmal in mein infernalisches Feuer führen! sprach die Maske.

Nur zu! erwiderte der Domino.

Wohl, so parire den! rief der Rothe. Du hast einmal eine Broschüre geschrieben, welche den Titel trug: „Der im Irrgarten der Romantik taumelnde Cavalier.“ Bist du nicht eigentlich selbst dieser Ritter gewesen, als du in Münster jene abstrusen Dramen zu Papier brachtest, welche du das Lustspiel: „Die Prinzen von Syrakus“, und die drei Trauerspiele: „Das Thal von Ronceval“, „Edwin“ und „Petrarca“, nanntest, und als du den Roman: „Die Papierfenster eines Eremiten“, dann „König Periander und sein Haus“ und „Das Auge der Liebe“ schriebst? Ich will nicht leugnen, daß drin etwas von eigenem Naturell spukt, was stark und tüchtig war. Im ganzen aber tratest du als ein so romantisch verworrener Geselle auf, wie es ein Ausläufer jener Periode sein konnte. All das Zeug war ein Ragout von Tieck-Brentano-Arnim'schem Gehacksel, das mit

einer Shakspeare-Sauce übergossen war. Was sagst du zu diesen Sünden?

Ich gebe sie zu, Mann mit dem Pferdefuß, sprach der schwarze Domino. Wenn aber eine Spottgeburt wie du den Schwefelgeruch nicht verleugnen kann, wie sollte ich, ein armer Sterblicher, der Zeit, die mich gebar, Trotz bieten? Weißt du, was die Jugend ist und welchen Einflüssen sie unterworfen ist? Aber du hast ja nie eine Jugend gehabt. Die Ironie kommt gleich fertig auf die Welt. Mir ging's anders. Ich fühlte starkes Leben. So wehte mich auch Leben an. Die Leute, die anno 1813 zuerst die Nase in die Welt steckten, waren ein wunderbares Geschlecht. Die Reflexion hatte uns noch nicht abgestumpft, an keinen starken Eindrücken früherer Tage hatten wir uns übernommen. Wir empfingen von dem Kriegs- und Weltsturm für die ganze Zukunft unsere Wanderbriefe. Während die Lehre der Jugend das Faßliche bot, die Familie sie lyrisch stimmte, die Literatur sie an tugendhafter Hand in das Weite führte, riß das Größeste, das Unfaßbarste ihre Seele auseinander, brachte die schneidende Skepsis die wunderlichste Curve hinein. Das Leben in einer seiner ungeheuersten Entfaltungen half die damalige Jugend miterziehen. So war keine frühere, so ist die spätere Jugend nicht erzogen worden. Die damalige Jugend lebte mehr in starken Vorstellungen als in umfassenden, mehr in Gefühl und Entschluß als in Verstand und Betrachtung. Ihr Durchschnittszustand war eine edle Barbarei. Wie konnte da von einer Kunstentfaltung die Rede sein? Dazu kamen noch Einflüsse der harmlosen romantischen

Schule. Wir schwärmten in mondbeglänzter Zaubernacht durch die wundervolle Märchenwelt. Da war es einem Menschen wie mir unmöglich, gleich das rechte Recept des Maßes zu finden. Meine ersten Versuche sind deshalb Irrungen. Ich halte selbst nichts mehr davon, und daß ich es nicht thue, beweist die Sammlung meiner Schriften, in welche ich alle die Stücke, die du eben nanntest, nicht aufgenommen habe.

Gut und nicht gut, rief Mephisto. Gut, weil du soviel Kraft über dich selbst hast, den Quark einzusehen; nicht gut, weil ein tüchtig Stück Eitelkeit dahintersteckt. Ungeschrieben kannst du das Zeug doch nicht machen. Und künstlerischer Sünden hat man sich am Ende auch nicht so sehr zu schämen.

Du hast nicht unrecht, ehrlicher Teufel, lachte der Dichter, aber was soll ich als Mann die Welt mit meinen Knabenstreichen belustigen?

Was das letztere angeht, so gelingt dir das Amusement auch nicht gerade so ganz durch deine spätern Arbeiten, spottete der Rothe. „Cardenio und Celinde", die du in Magdeburg dichtetest, sind auch noch kein Meisterwerk. Nun kommen die ersten düsseldorfer Arbeiten: Das „Trauerspiel in Tirol", „Kaiser Friedrich II." als Tragödien, und die „Verkleidungen", „Die schelmische Gräfin" und „Die Schule der Frommen" als Lustspiele. Dann noch das Mysterium „Merlin" und die Trilogie „Alexis". Zu viel, zu viel! Nonum prematur in annum. Aber bei dir war alles Hast. Drum werden sich diese Werke auch nicht als das halten, wofür du sie gegeben hast. Dazu noch eine Sammlung Gedichte! Nun, die

Verse sind dir eigentlich niemals gelungen. Auch ist die Lyrik nicht dein Feld. Daran schließt sich das „Tulifäntchen", das Heine den Kolibri der Poesie genannt hat. Kolibris sind exotische Vögel, wie dein romanzirendes Gedicht. Ein deutscher Adler wäre mir lieber gewesen. Und noch die Novelle: „Der Carneval und die Somnambule." Alles das in noch nicht vier Jahren.

Du wirst am Ende nichts Gutes an mir lassen, sprach der schwarze Domino mit einiger Verstimmung.

Allerdings, meinte Mephisto, und zwar etwas recht Gutes, was dich vor den meisten Zeitgenossen auszeichnet. Wollen mir auch deine Kunstwerke nicht so ganz zusagen, so bist du doch ein Kerl von echtem Schrot und Korn. Deine Natur ist aus ganzem Holz geschnitten; du hast gestrebt, gerungen, gekämpft wie wenige. Und etwas ist dir gelungen wie keinem aus unsern Tagen.

Du machst mich neugierig, sprach der Dichter, indem seine Züge heiterer wurden.

Ich rede von deiner Prosa. So markig und kernig wie du haben wenige das deutsche Wort geredet. Ist die Periode auch nicht immer gebaut wie sie sein soll, so fehlt ihr doch nie der kräftige Inhalt. In der Prosa hast du bisjetzt dein bestes Werk geschaffen. Es sind die „Epigonen". In ihnen bist du auf deinem wahren Felde, dem Roman. Seit Goethe hat auch kein Mensch in Deutschland einen solchen Wurf gethan. Freilich fehlt ihm die Heiterkeit und das Licht. Es ist viel Herbes, Bitteres, Düsteres darin. Aber das Leben der Gegen-

wart selbst in seinen räthselhaften Verschlingungen ist auch nicht anders. Dabei steckst du selbst in diesem Werke, während du in all deinen andern Arbeiten weniger zugegen bist. Albernes Volk hat zwar behauptet, du hättest nach Goethe'schen Schablonen geschaffen. Die Dummköpfe wissen nicht, was sie sagen. Du hast durchaus in eigener Weise der Zeit und ihren socialen Lebensfragen ins Antlitz geschaut und ihren Elementen Ausdruck und Gestaltung verliehen.

Das sieht schon besser aus! rief der Schwarze.

Nun noch eins! mahnte Mephisto. Sieh fürder, wenn du etwas anderes schaffst, der Zukunft deines Volks mit freudigen Augen entgegen. Male kein zerfallendes, sich zerfressendes Leben mehr. Schildere das ewige Dasein der deutschen Nation. Greif zu in die freudigen Gestalten. Das ist die ewige Poesie seit Homer.

Du fällst aus deiner Rolle, Mephisto! rief der Dichter; du bist nicht mehr negirend, sondern sehr positiv.

Warum nicht? scherzte der Rothe. Keine Regel ohne Ausnahme. Erzähle uns hier ein wenig von dem Feste, das du neulich in Köln mitgemacht hast, zum Beweis, daß du dich bessern wirst. Ich weiß, du hast eine Rolle dabei gespielt und Stoff genug mit nach Hause gebracht.

Ja, erzähle uns von dem Feste der Freiwilligen in Köln am Rhein! erhoben sich mehrere Stimmen.

Mephisto, wandte sich der Dichter an den Rothen, du bist ein gescheidter Kerl. Du hast den richtigen

Instinct, wo unsere Literatur hinaus soll. In der That, ich habe dem Herumflattern in allerlei fremden Stoffen entsagt und in meiner Poesie Einkehr in die Heimat gehalten.

Weißt du nicht, was ich im „Faust" sage? entgegnete der Angeredete:

Ich sag' es dir, ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Heide.
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt grüne Weide.

Wer macht im Carneval Reflexionen? Erzähle lieber.

Was soll ich euch von dem Feste selbst berichten, nahm Immermann das Wort. Von Köln ist der Antrieb ausgegangen. Dort und in Koblenz war schon seit längerer Zeit bei mehreren der Gedanke rege geworden, dem dritten Februar sein Recht zu geben. Eine Anzahl alter Kameraden aus den Befreiungskriegen trat zusammen. Dr. Eberhard von Groote, der sich auch durch Herausgabe von alten Dichtungen und eigener Poesie ein Verdienst erworben hat, verfaßte die Einladung, in welcher er hervorhob, daß an diesem Tage vor fünfundzwanzig Jahren jener herrliche Aufruf des Königs erlassen wurde, welcher beginnt: „Die Jugend meines Volkes rüste sich zum Schutze des Vaterlandes!" und durch welche alle diejenigen, die in den großen Befreiungsjahren 1813, 1814 und 1815 sich als Freiwillige unter die Fahnen der vaterländischen Krieger stellten, in brüderlicher Einladung zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubelfestes jener bedeutungsvollen Zeit

am 3. Februar 1838 nach Köln zusammenberufen wurden. Dieser Aufruf ging durch die ganze Rheinprovinz. Er galt auch mir, denn ich war mit bei Waterloo und habe Paris gesehen. Von der schönen Ausschmückung des Casinosaales und der Mittagstafel, an der wir saßen, kann ich billig schweigen. Aber es war eine Freude, die Versammlung anzusehen, die einst zusammen auf den Schlachtfeldern gefochten hatte. Alle Stände, alle Abstufungen der bürgerlichen Gesellschaft hatten ihre Boten zu dieser Schar gesandt. Prinz Max zu Wied, ehemaliger Freiwilliger des Brandenburgischen Husarenregiments, Beamte höchsten Ranges, Geistliche, Subalternen, Gelehrte, Richter, Offiziere, Kaufleute, Gutsbesitzer, Patricier standen so vermischt, wie ich eben ihre Bezeichnungen gebe, im Namen des Vaterlandes zusammen. Auch von den vielen Reden, die gehalten wurden, will ich jetzt nicht erzählen. Da mir der ehrenvolle Auftrag geworden ist, eine Urkunde über diesen Tag aufzusetzen, so verweise ich auf meine Schrift, die nächstens die Vorgänge näher beleuchten wird. *) Heute kann ich nur sagen: Wir haben ein Fest gefeiert, welches nicht die Freude über das Gelingen eines einzelnen Lebenszweckes, über den Gewinn sinnlicher Güter, über den Besitz von Dingen, welche auch wol zu entbehren sind, aussprechen sollte; sondern der Gedanke an die Summe aller Lebenszwecke, der irdischen wie der geistigen, der Gedanke an die heilige Habe, ohne welche ein

---

*) Memorabilien, II, 275: „Das Fest der Freiwilligen in Köln.“

ehrlicher Mann nicht zu leben vermag, mit Einem Worte, der Gedanke an ein Vaterland führte uns zusammen. Daß wir ein Vaterland wiedererrangen, nachdem es uns verloren gegangen war, darüber haben wir uns gefreut. Wir haben ein Fest der Erinnerung gefeiert. In jedem war das Auge des Geistes nach der Vergangenheit zurückgewandt, aus deren Wehen die gegenwärtige Weltepoche geboren ist. Diese historische Stimmung aller Versammelten war ein charakteristisches und unterscheidendes Zeichen des Festes. Was hat Deutschland nicht in jenen Tagen, deren Andenken wir feierten, von dem kühnen, großen, frechen Corsen geduldet! Er war ein Mensch aus Gut und Böse gemischt und weit mehr von der Macht übergewaltiger Umstände zu maßlosen Thaten entboten, als dieser Macht selbst gebietend. Dazu stellte der Sohn und Held der Revolution in seinen Unbilden, soweit sie nicht seinem rachsüchtigen Ingrimm entsprangen, doch nur den Egoismus und Stolz des Volkes, welches seit lange für das erste gelten zu wollen sich angewöhnt hatte, im größten Maßstabe vor. Indem uns aber der Eroberer alle Rettungsmittel abschnitt, hatte er Eins übersehen. Zum Glück ist es das Sicherste: Die Kraft großer, sittlicher Entschlüsse. Der König umgibt sich mit Räthen, würdig des Vertrauens, welches der reine Wille der Majestät in sie gesetzt hat, und gewachsen jener äußersten Krisis des Staats. Er beginnt nun etwas, was in solcher Ausdehnung unter solchen Schwierigkeiten gelungen, ohne Beispiel sein möchte. Einem geschlagenen Heere wird ein würdiges Bewußtsein eingehaucht, die Ausländer verschwinden,

der Gedanke der Landesbewaffnung kommt auf, und weil nur Vierzigtausend unter Waffen stehen sollen, so wandern nach und nach, indem man immerfort entläßt und aushebt, Hunderttausende in Bauer- und Bürgerröcken umher. Dem Lande wird zugleich eine neue Ordnung gegeben. Das Eigenthum wird in fleißige Hand gelegt, die morsch gewordene Fessel der Zünfte gesprengt, dagegen dem wichtigsten Herd des neuen Lebens, der Stadt, zeitgemäße Gestalt und Gliederung zuertheilt. In die Aemter kommt der tüchtigste, so oder so geboren. Die Hochschule der Hauptstadt entsteht. Fichte hält mitten unter den Gewalthabern in Berlin seine Reden an die deutsche Nation. Der Feind, dessen Heersäulen das Land durchziehen, merkt nicht, was Männer wie Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Boyen schaffen, an welche sich die Ausbeute des erhabenen Werkes in ihrer ungetheilten Fülle knüpft. Die Zeit ist eisern, der goldene Schmuck verschwindet, und eherne Zierathen tragen Frauen und Jungfrauen. Aber wie jeder einzelne leidet und darbt, er sieht, daß sein Monarch in würdevollem Dulden, in opfernder Entsagung allen das glorreichste Beispiel gibt. Der letzte Schlag, an dem sich diese Tugend bewähren soll, bricht über das Haupt des Königs herein. Die Königin stirbt, als der Ueberwältiger nach dem Feldzuge in Oesterreich, auf dem Gipfel seiner Macht stehend, nur noch schlecht verhehlt, daß er die völlige Vernichtung des ihm widerwärtigen Preußen sinne. Endlich war der Zorn des Geschicks versöhnt. In allen den aufgehäuften Brennstoff heißer Wünsche, heftiger Vorsätze, geheimer Zurüstungen, verborgener

Vorbereitungen, wagemuthiger Bündnisse fiel wie ein zündender Funke die Post von dem ungeheuern Ereignisse in Rußland. Die Wirkung war eine magische. Wunderbare Bilder schwebten den Menschen vor, seltsame Träume umspannen sie, die Welt war wie von einem Fieber geschüttelt, aber in den Schauern dieses Fiebers spürte jeder die Entscheidung des langen Uebels. Alles erwachte, regte sich, fühlte die Zuckungen der von Grund aus nahenden Verwandlung. Am 3. Februar 1813 sagt der Kanzler im Namen seines Herrn uns, daß der Staat in Gefahr sei, und ruft die Freiwilligen auf. Am 7. Februar spricht der König selbst zu seinem Volke. In dieser Anrede, die nie vergessen werden wird, sind die Worte Thaten, weil in jedem Worte nur eine Wahrheit laut vom Throne herab verkündet wird, welche Millionen schon seit sechs Jahren sich zugeraunt hatten. Es geht auf die Schlachtfelder von Groß-Görschen, Katzbach, Groß-Beeren, Dennewitz unter Scharnhorst, der fällt, unter Blücher, der lebt, wie je einer lebte. Die Landwehr bewährt sich. Die Tage von Leipzig und Waterloo entscheiden.

Das Vaterland ist ja gerettet!

Der Corse war vernichtet. Sein Reich empfing die neue Ordnung von seinen Siegern. Deutschland war Eins, sein guter Name hergestellt, und dazu hatte ein jeder Blut, Gut oder Gaben, Rath und Fleiß beigesteuert, ein jeglicher nach Vermögen. In dem Gefühle des allgemeinen Glücks schlossen sich alle Wunden. Vor diesem starken Gesammtbewußtsein wichen alle Zweifel zurück.

Ueber den Gräbern unserer Tapfern ist Gras gewachsen, ihr Blut hat in Halmen und Blumen vor dem Antlitz der Sonne geschwankt, und Halm und Blume sind auch immer wieder Staub geworden. Aber die Erinnerungen sind geblieben. Aus ihrem Schatze ist unser Fest entstanden.

Der Dichter hatte voll tiefer Begeisterung gesprochen. Sein Auge glühte, auf seiner imperatorischen Stirn lag der Ausdruck edelsten Ernstes.

Bravo! tönte es rings aus der Schar, die ihm andächtig gelauscht hatte.

Gebt ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie in diesem Sinne! rief Mephisto hinein. Nicht allein das deutsche Leben, auch die deutsche Dichtung muß aus dem Volke erstehen!

Immermann wollte sich an den noch immer maskirten Rothen wenden, aber dieser war in demselben Augenblicke in der Schar, die sich immer dichter um den Redner versammelt hatte, verschwunden. Ueberdies wurde er auch nun von diesem und jenem angeredet, der sich verpflichtet hielt, ihm seinen persönlichen Beifall auszudrücken.

Endlich war er des Redens müde und brach die Gespräche ab, indem er ausrief: Laßt mich einen Augenblick nach Mephisto sehen. Ich muß wissen, wer er ist.

Da er indeß in seiner Umgebung den Mann mit der Hahnenfeder nicht finden konnte, so eilte er in den Saal und sah sich allen Gruppen zuwendend nach dem seltsamen Kritiker um, der ihm soviel Böses und Gutes gesagt hatte. Seine Bemühungen erwiesen sich indeß als vergeblich. Weder im Saale, noch hinter den

Coulissen, noch in den Eckzimmern des Hauses konnte er des Gesuchten habhaft werden. Endlich setzte er sich mismuthig an die Thür des Saales, wo die Masken am meisten ab- und zugingen, und wo er den Satiriker zu erhaschen wähnte.

Dort nahte sich ihm eine hohe Gestalt in langem, braunem Gewande, mit mystischen Zeichen und einem gewaltigen Bart und Haarwuchs.

Da ist ja mein Dichter aus Derendorf, sprach die Maske.

Wer bist du? fragte Immermann.

Merlin, der Zauberer! lautete die Antwort in hohlem, ernstem Tone. Kennst du mich nicht? Du hast mich ja selbst besungen.

Du Merlin? rief der Dichter, der Sohn des Satans, welcher dich zeugte, um ein Gegengewicht gegen den Heiland auf die Erde zu setzen, der aber fromm ward, weil er eine fromme Mutter hatte? Du bist der Mann aller Weisheit und aller Wunder, der sich am Ende doch von einem Mägdlein nasführen ließ, das ihm das Zauberwort entlockte und ihn in die Weißdornhecke verhexte? Wie bist du nur herausgekommen? Hat Niniane dich entlassen? Ist sie mit dir?

Gott bewahre uns vor den Weibern! sprach Merlin in derselben würdigen Weise.

Ja, die Weisen werden zu Thoren, wenn sie unter den Pantoffel kommen, lachte Immermann.

Dieser Spruch läßt sich auch trefflich auf manche deutsche Dichter anwenden, rief nun der Weise, indem er sein graues Haupt bedenklich schüttelte.

Deine Weisheit geht den Weg der Allgemeinheit, rief der schwarze Domino.

Wohl, so beziehe die Allgemeinheit auf deine specielle Person, meinte der Zauberer. Bist du eigentlich nicht ganz im Falle, in dem ich mit Niniane war?

Der Dichter wollte auffahren. Er rief: Wo soll das hinaus?

Auf Maskenfreiheit, Freund, flüsterte der Alte, ihn haltend. Hat Mephisto öffentlich Kritik an dir geübt, so nimmt Merlin dich unter vier Augen vor. Merlin liebt dich aber sehr, sonst spräche er nicht in dieser Weise. Und so höre, daß du mir in deinem häuslichen Leben noch viel zu romantisch bist. Da hockest du auch verzaubert hinter der Weißdornhecke. Ziemt sich das für einen Mann, der bei Waterloo mitgefochten hat, der in Amt und Würden sitzt, der einen Roman wie die „Epigonen“ geschrieben hat, in dem er das eheliche Leben als das Ziel und Ende einer guten Gesellschaft hinstellte? Freilich, es mag süß sein, von den Weibern verhätschelt und gestreichelt zu werden, es mag lockend sein, dem Ruhme nachzugehen und ihn durch gute Dichtungen zu gewinnen, aber ich weiß doch noch was Besseres. Dieses Bessere ist, sich als fester Mann ein Haus zu gründen, ein kräftiges, blühendes Weib in treuer Liebe zu freien und zu besitzen und schöne Kinder in die Welt zu setzen. Das heißt dem Vaterlande dienen, das heißt das eigene Herz befriedigen. Herrlich erhaben ist es, in geistigen Werken fortzuleben. Menschlich schön und süß ist es aber, sein Blut und Bein

fortzupflanzen und so in die Zukunft zu leben. Alter Romantiker, denke an die Welt und schwebe nicht immer in den Lüften. Du wirst alt, und es wäre schade, wenn deine imperatorische Fratze sich nicht fortsetzte.

Merlin, du bist Mephisto! rief Immermann. Die Maske herab! Alles ist demaskirt! Ich muß dich kennen, denn du sprichst mir ans Herz.

Aber Merlin war durch die Thür in dem Strome, der eben aus einem Zimmer in das andere wogte, verschwunden. Der Dichter eilte aufs neue durch die Räume, um die verlorene Gestalt zu entdecken. Seine Augen suchten und sein Mund fragte indeß allerwärts vergebens. Den Mephistopheles hatten die meisten gesehen und gehört. Man nannte ihn hier einen gescheidten, feinen Kerl, dort einen frechen Burschen. In der That hatte er gerade den hervorragendsten Mitgliedern der Gesellschaft die härtesten Nüsse zu knacken gegeben. So war für die einen Grund zum Lachen, für die andern Ursache zum Aerger vorhanden. Seltsamerweise hatte man ihn aber nirgendwo erkannt, denn er war in der Zeit, wo sich alle ihrer Masken entledigten, aus dem Saale geschieden. So blieb denn seine Erscheinung ein ungelöstes Räthsel. Ueber Merlin konnte Immermann noch weniger erfahren. Zwar hatten einige Anwesende in der letzten Stunde die Gestalt eines Zauberers durch den Saal schleichen gesehen. Er war auch von diesem und jenem angeredet worden, hatte aber keinem Rede und Antwort gestanden, sodaß man ihn für eine geistlose, scheue Maske, wie deren oft bei Gelegenheit von Maskenbällen umherwandeln, halten

mußte. Immermann hatte freilich das Gegentheil erfahren.

Nachdem das Fest bis in die Morgenstunden hineingedauert hatte, wurde es Zeit zum Aufbruch. Einzelne Gruppen verloren sich. Die Wagen rollten vor die Thür und brachten die Masken nach verschiedenen Seiten in die Stadt. Der Saal begann sich zu leeren. Auch der Dichter dachte daran, sich nach seiner Wohnung zu begeben. Er ließ sich in der Garderobe Mantel und Hut reichen und trat in die dunkle Nacht. Das Wetter war schön, die Luft ging kalt, der Himmel glänzte von tausend Sternen. So verschmähte er, sich in einen Wagen zu setzen, zumal da er der Kühlung bedurfte. Er trat seinen Heimweg zu Fuß an. Aber die tiefe beruhigende Stille der lautlosen Februarnacht war nicht im Stande, die Aufregung seines Gemüths zu dämpfen. Was hatte er nicht alles gehört! Wie vieles gab das Gehörte ihm zu denken! In Betreff seines dichterischen und bürgerlichen Lebens waren ihm selbst oft harte Zweifel aufgestoßen. Es war ihm aber kaum eingefallen, daß auch die andere Welt diese Zweifel theilen und eine ebenso herbe Kritik üben würde, wie er selbst that. Nun hatte er erfahren, daß das Gottesgericht in seinem Innern auch als das Gottesgericht der Menschen sich herausstelle. Aufs neue rief er durch die nächsten schlaflosen Stunden bis in die Morgendämmerung hinein: Alles muß anders werden!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Herbst des Jahres 1838 stieg ein stattlicher Passagier auf dem Posthofe von Magdeburg aus dem Wagen, der von Bremen angekommen war. Nachdem er einem Packknechte die Besorgung seines Koffers anempfohlen hatte, schritt er durch die Straßen, in denen er sich hin und wieder wie ein alter Bekannter umsah, der nach verschollenen Erinnerungen und befreundeten Gesichtern sucht. Es war nämlich niemand anders als Karl Immermann, welcher heute nach langen Jahren in seine Vaterstadt einkehrte. In der That mochten ihn allerlei seltsame Gefühle beschleichen. Hier hatte er seine Jugendzeit zugebracht, hier waren seine ersten dichterischen Versuche entstanden, dann weilte er längere Zeit auswärts und kehrte als Richter heim, um später wieder für noch längere Jahre zu scheiden. Was war seit jenen Tagen nicht alles mit ihm vorgegangen! Was hatte er gelebt, gestrebt, errungen! Als ein unbekannter junger Mensch zog er einstens von dannen, als ein berühmter Dichter betrat er wieder den heimatlichen

Boden. Aber wer sah es ihm an? Die Leute gingen an ihm vorüber. Sie kannten ihn nicht mehr. Jedoch er hatte keine Zeit, sich in diesen Reflexionen zu ergehen. Bald hielt er vor einem Hause. Er klingelte, man öffnete. Er trat in einen saubern bürgerlichen Haushalt.

Mein Bruder! rief plötzlich eine laute Stimme im Flur, und ein Mann lag ihm in den Armen.

Schwager Karl! Willkommen! klang der freundliche Gruß einer Frau, die dem Manne folgte.

Ferdinand, sei gegrüßt, sei gegrüßt, Schwägerin, erwiderte der Dichter.

Das ist herrlich, daß du kommst, um unsern Kleinen taufen zu helfen! rief die Schwägerin.

Und wie prächtig siehst du aus! fügte der Bruder hinzu.

Gottlob! sprach Immermann, es geht mir auch alles nach Wunsch. Ich habe mich nie so wohl und frisch gefühlt.

Der Dichter sprach in der That ein wahres Wort. Er blühte in der vollsten geistigen und körperlichen Gesundheit. Der letzte Sommer hatte ihm allerlei liebe Ereignisse gebracht. Zu seiner großen Freude war ihm aus hundert kleinen und großen Zeichen klar geworden, daß er sich nunmehr in der Literatur einen festen und sichern Platz gewonnen hatte. Bei seinen vielfachen frühern Versuchen war sein Talent mehr bezweifelt als anerkannt worden. Hatte man ihn wegen seiner frühern Dichtungen auch hin und wieder in kräftiger Weise gelobt, so neigte sich die Wagschale bei der Mehrheit seiner Be-

urtheiler doch meistens auf die Seite des Tadels. Mit den „Epigonen" war dagegen sein Spiel entschieden gewonnen. Ist die Welt einmal ins Loben gerathen, so lobt sie auch gern fort und fort. Und so hatte auch seine Schrift: „Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rhein", einen großen und mächtigen Beifall errungen. Bei einer nähern Prüfung dieses plötzlichen Wohlwollens konnte der Dichter sich nicht darüber täuschen, daß er sich dasselbe hauptsächlich deshalb erworben, weil er, die Schule der Romantiker verlassend, deutsches Leben dichterisch und historisch zu schildern versucht hatte. Und was die Hauptsache war, der Versuch erwies sich als gelungen. Sein Geist hatte die Früchte auf einem Felde geerntet, wo er daheim war und wo jeder eigentliche und wol jeder künftige Dichter seine Lorbern suchen muß. Zugleich war freilich auch der Ruhm der düsseldorfer Bühne für den Ruf ihres Leiters in weitern Kreisen von nicht geringer Bedeutung gewesen.

Hatte der Dichter nun bis zu dieser Zeit eine eigenthümlich einsame Stellung behauptet, die er trotzig, wie er war, gegen die spröde Kritik und das noch sprödere Publikum einnahm, so gewann er mit einem male eine auffallende Popularität. Selbst seiner beamtenartigen, altpreußischen, absolutistischen Individualität, für welche in jenen Tagen wenig Neigungen herrschten, zollte man eine entschiedene Anerkennung, weil er in diesen Grundsätzen fest, männlich und entschlossen beharrte. Aeltere und jüngere Poeten und Schriftsteller waren nach Derendorf gepilgert, um Immermann in seiner stillen Klause zu besuchen. Während er in frühern Zeiten nur

mit Wilhelm von Normann und Michel Beer, die zum Besuche kamen, und mit Uechtritz und Schnaase, welche in Düsseldorf wohnten, verkehrte, hatten sich ihm jetzt auch Ferdinand Freiligrath und die jungen rheinischen Dichter angeschlossen. Zugleich waren Besuche aus entfernten Gegenden erschienen. Adolf Stahr und Theodor von Kobbe hatten Einkehr an seinem Herde gehalten. Höchst erfreulich war ihm zugleich die Uebersendung des Doctordiploms von seiten der philosophischen Facultät zu Jena gewesen. Bisher hatte er die Facultätsgelehrten als seine Gegner angesehen, und deshalb freute er sich doppelt dieser Befreiung von seinem Wahne. Ueberdies schien auch sein letztes Drama, „Die Opfer des Schweigens", Anerkennung zu finden, denn es war bereits in Berlin aufgeführt worden und wurde in Weimar vorbereitet.

Im frohen Gefühle, endlich doch das vorgesteckte Ziel zu erreichen, hatte er sich nun im Herbste auf eine Erholungsreise in das nördliche Deutschland begeben Zugleich folgte er der Einladung seines Bruders Ferdinand, der ihn gebeten, bei seinem jüngsten Kinde Pathe zu werden. Da auch die Gräfin Ahlefeldt zu ihren Verwandten gehen wollte, so hatte er dieselbe nach Hamburg begleitet. Dort war er mit Karl Gutzkow und Ludwig Wienbarg zusammengetroffen, die ihn mit der größten Anerkennung empfangen hatten. In Bremen, welches er gleichfalls berührte, hatte er sich mit Theodor Kobbe und Adolf Stahr, die von Oldenburg herüberkamen und alte Bekannte waren, ein Stelldichein gegeben. Nicht nur durch den großartigen Weltverkehr der

Hansestädte, auch durch die genannten literarischen Persönlichkeiten war er in der wohlthuendsten, frischesten Weise angeregt worden. *) So saß er mit den Freunden noch vor wenigen Tagen abends im weltberühmten Keller, und beim Feuerwein, der Rose aller Rosen, klangen ihre Gläser zusammen. Diese Reise, hatte Immermann ausgerufen, wird einen bedeutenden und, wie ich hoffe, wohlthätigen Einfluß auf mein poetisches und praktisches Verhalten üben und mich in grauen Haaren immermehr dahin führen, im Leben und Schaffen alles Negative, alle Ver- und Entsagung, sowie alles das mir vom Leibe zu halten, was mir weder Förderung noch Genuß bereitet. Es lebe die Jugend! **) „Es lebe die Jugend!" so hatten die Freunde eingestimmt.

Wirklich schien diese Jugend, die nicht die erste jünglinghafte, sondern eine zweite schönere, reifere, männliche, sein ganzes Wesen anzufüllen. Die lieben Verwandten erschauten sie mit dem Blick und erlauschten sie mit dem Ohr. Eine solche Frische, wie die ganze Erscheinung sie bot, hatten sie bei dem gereiften Manne nicht erwartet. Aber auch den Dichter muthete das einfache, schlichte Wesen des wackern Bürgerhauses äußerst wohlthuend an. Der Bruder, ein trefflicher Schulmann, war ein Bild der Ehrenhaftigkeit, Zucht und Sitte. Sein Weib stand ihm als eine echte deutsche Hausfrau zur Seite. Die blühenden Kinder, welche den Oheim begrüßten, schienen Muster guter und strenger Erziehung.

---

*) Karl Gutzkow, „Vermischte Schriften", Bd. 3.

**) A. Stahr, „Immermann", S. 112, in „Unsere Zeit".

Dabei war auch das Haus behaglich, sauber, ansprechend. Ueberall zeigte sich Ordnung und Regel, die ja auch, wenn sie im schlichtesten Kleide erscheinen, freundlich auf Geist und Herz wirken.

Als die ersten Begrüßungen vorüber waren und eine schreiende Kinderstimme in das Zimmer drang, gedachte der Dichter, der an solche Klänge nicht gewöhnt war, an den Zweck seiner Reise.

Hoho! rief er. Das ist wol der kleine Heide, der seinen Ohm und Pathen sehen will. Da darf ich nicht versäumen, ihm gleich meine Aufwartung zu machen.

Aber du mußt dich in der Kinderstube nicht umsehen, mahnte die Schwägerin.

Warum nicht gar! rief Immermann. Im Hause des Bruders werde ich doch nicht den Blinden spielen sollen!

Die ganze Gesellschaft begab sich alsbald nach dem Zimmer, welches die Mutter mit dem Kinde innehatte. Dort bot sich dem eintretenden Dichter ein allerliebstes Bild, denn ein junges Mädchen mit schwarzen Haaren und großen braunen Augen hatte den kleinen Schreihals aus der Wiege gehoben und saß nun, ihn mit zärtlichem Zuspruch und fröhlichem Lächeln beschwichtigend, am Fenster. Da der Bruder und die Schwägerin vor Immermann herschritten, so hatte er eine Weile Zeit, die reizende Scene zu betrachten, denn das Mädchen wurde in seinem Spiele durch die eintretenden Aeltern nicht gestört. Es schüttelte die langen Locken und rief dem Kinde lauter Liebesnamen zu. In der That schien auch dem Kleinen die Stimme und das Spiel der Haare und

Blicke außerordentlich zu gefallen, denn er versuchte sein erstes Lächeln.

Rasch, rasch! rief jetzt das junge Mädchen, dann seht ihr, daß er schon lachen kann. Mich hat er aber zuerst angelacht.

Zugleich erblickte sie den Fremden, wurde blutroth im Gesichte und sah scheu beiseite.

Sei nicht ängstlich, sagte die Mutter. Wir bringen den Bruder Karl.

Wer ist das Mädchen? fragte Immermann leise seinen Bruder.

Kennst du sie nicht mehr? antwortete dieser, es ist Marianne Niemeyer.

Wir sind ja alte Bekannte aus dem Hause meiner Mutter, wo Sie als kleines Mädchen zwischen uns Ihre Spiele trieben, sprach Immermann zu Marianne. Fast sind Sie mir aus den Augen gewachsen.

Marianne nickte und gab verlegen der Mutter das Kind in die Arme.

Warum halten Sie das Kleine nicht? fragte der Dichter. Das Kind war Ihrer froh. Es war ein schönes Bild. Ich liebe sie so sehr, die Madonnenscenen.

Das Mädchen wurde noch verlegener.

Immermann, der es merkte, wandte sich nun der Mutter zu und betrachtete das Kind, das ihn mit großen Augen anschaute. Ein prächtiger Junge! rief er. Möge er, gesund an Geist und Gliedern, zu einem kräftigen deutschen Manne emporwachsen!

Dann schaute er sich in der Wochenstube um, wo

ihn alles anheimelte, so fein, hübsch und sauber sah es an allen Geräthen aus. Und dennoch überkam ihn innerlich ein trauriges Gefühl. Was hätte er nicht darum gegeben, in seinem eigenen Hause ein Heiligthum dieser Art zu besitzen! Wie sehr sehnte er sich in diesem Augenblicke nach dem Glücke, selbst Vater von blühenden Kindern zu sein! Aber er hielt mit seinen Gedanken an sich. Wozu hätte es auch genützt, in Klagen auszubrechen? Er war einen andern Weg gegangen. Daß er diesen Weg wählte, lag als Schuld auf ihm. So gab er sich lieber einer äußern Betrachtung hin und rief zu seiner Schwägerin gewandt: Hier sollte ich mich nicht umsehen, wo alles so wohnlich, behaglich und lockend ist?

Das danke ich unserer lieben Marianne, sprach die Schwägerin. Sie hat mich hier gehegt und gepflegt, und in meinem kleinen Zimmer lauter Gutes und Liebes gestiftet. Ich und das Kind müssen es ihr immer gedenken, wie sie mit uns war, denn sie hat geschaffen, daß es uns beiden so gut geht. Wie sie versteht nicht leicht ein junges Mädchen die Wirthschaft. Wer sie heimführt, der kann sagen, daß er ein gutes, braves Weib gewonnen hat.

Willst du wol schweigen! rief Marianne, die aufs neue erröthete und fortlief.

Der kleine Kreis fand sich bald in der Wohnstube zusammen, wo man sich die Neuigkeiten der Familie und der Bekannten der Stadt mittheilte. Marianne nahm an diesen Gesprächen wenig theil, denn sie war meistens in der Wirthschaft beschäftigt, wo sie die Haus-

frau ersetzte, welche noch angegriffen vom Wochenbette erschien. Der Dichter, der sie mit feinen Augen beobachtete, hatte seine wahre Herzensfreude an ihrem stillen geräuschlosen und doch tiefeingreifenden Wirken. Mit noch größerm Vergnügen gewahrte er, daß sie sich entschieden für geistige Dinge interessirte. Sie hatte nämlich das Haus sowol an diesem wie an den folgenden Tagen so früh wie möglich besorgt, und kam dann mit ihren Handarbeiten zu den Hausgenossen, deren Unterhaltungen gegen Abend, wenn sie in Ruhe zusammensaßen, stets eine bedeutende, auf das Gebiet geistiger Angelegenheiten führende Richtung nahmen. Was wurde da nicht alles besprochen: Poesie, Geschichte Vaterland, Deutschland, Preußen! Für Marianne öffneten sich hundert neue Aussichten in das Leben, über das sie nie so frisch, groß und hinreißend wie von dem Dichter reden gehört hatte.

Bruder und Schwägerin wandten sich bei diesen Gelegenheiten auch an das berühmte Vorlesertalent des Dichters, der gern bereit war die Probe abzulegen, daß er die alte Uebung nicht verloren hatte. So griff man nach Shakspeare, Calderon, Goethe und Schiller, deren mächtige Gestalten nun, durch Immermann eingeführt, ihren Besuch in dem freundlichen Bürgerhause abstatteten. In solchen Stunden war Marianne ganz außer sich vor Vergnügen und innerer Befriedigung. Dichter und Dichtung waren ihr selbst auf der Bühne niemals so nahe getreten, als wie durch den Vortrag eines Mannes, der hier die Gebilde der Kunst bis auf den letzten Nerv bloßzulegen und an das Licht zu brin-

gen wußte. Kam man dann endlich zur Unterhaltung über die vorgetragenen Stücke, so wußte niemand so fein und sinnig ihr Urtheil abzugeben wie das Mädchen, das dem Dichter mit jedem Augenblicke einen tiefern Eindruck machte.

Zu andern Stunden fragte sie ihn über Düsseldorf. Wie schön muß das Leben dort sein! rief sie aus.

Ja, ich habe dort die besten Tage gelebt, antwortete der Dichter.

Erzählen Sie mir doch von dem Kreise der Künstler, bat Marianne.

Wollen Sie vom Beginn hören, oder soll ich Ihnen die jetzigen Zustände schildern? fragte Immermann.

Fangen Sie lieber von vorn an! sagte Marianne.

Düsseldorfer Anfänge! *) rief der Dichter. Wohlan! das ist der wahre Name. Im Jahre 1827 begannen sie. Schadow war Ende 1826 eingetroffen und hatte die Akademie übernommen. Lessing, Sohn, Hildebrandt, Mücke, Hübner waren ihm gefolgt. Bald trat Bendemann hinzu, und Schirmer gründete die Landschaft. Eine Colonie mit Colonisten aus Osten und Westen auf rheinischem Boden! Colonisten suchen naturgemäß Schutz und Schirm. Schadow schloß sich und sein Häuflein exclusiv dem Hofe, den Vornehmen an. Der Hof war jung und auch noch neu auf dieser Erde, die Vornehmen noch nicht recht sicher in sich. Katholisch, wie sie war, fühlte diese Kategorie schon deshalb eine stille

---

*) Immermann, „Memorabilien“, III, 247 fg.

Vorliebe für den katholisch gewordenen Künstler. Beide aber waren unterhaltungsbedürftig. Gemälde waren etwas Neues geworden, da die Baiern schon zwanzig Jahre früher die Galerie entführt hatten; die inhaltreiche Conversation des Künstlers, der Menschen, Werke, Welt gesehen hatte, war auch etwas Neues. All dieses Neue erhielt einen pikanten Zusatz durch die Figuren der jungen hübschen bescheidenen Künstler, welche bloße Hälse und lange Bärte trugen, und von denen der Meister mit Sicherheit den spätern Ruhm vorhersagte. Es konnte nicht an mannichfachen Sympathien hinüber und herüber fehlen. Die Repräsentation nahm die Kunst unter ihre Flügel, die Kunst durfte der Repräsentation sich anschmiegen, denn diese war unschuldig, harmlos, damals selbst noch poetisch, wenigstens poetisch costümirt. Ich fand diese Allianz schon ziemlich fest, als ich 1827 hinkam. Ich hatte gerade den „Hofer" geschrieben in der alten Gestalt, die ich nachmals verworfen habe. Diese Helden der jüngsten Vergangenheit, zu denen mich ein unwiderstehlicher Trieb gedrängt hatte, machten mir, als sie auf dem Papier standen, bange; ganz mich vergriffen zu haben, meinte ich. Welches frohe Erstaunen, als Holtei, der uns kaum vierzehn Tage nach meiner Ankunft besuchte, und dem ich das Stück im schönsten Frühlingswetter vorlas, sich hoch erfreut darüber zeigte! Er nahm es mit nach Berlin, recitirte es dort vor mehreren hundert Personen. Als es erschien, erhielt es Beifall. Mein Name wurde allgemein genannt, ich fühlte mich selbst anders als zuvor. Denn freilich umspielte mich auch eine andere Atmo-

sphäre. Aus dumpfer Arbeitsschwüle trat ich in einen heitern Kreis, dessen Arbeit auf die Schönheit ging, und hatte selbst Muße, aus formlosen Umgebungen unter solche, denen unter den Händen alles zur Form wurde, nicht allein ihr geistiges Leben und Weben, sondern auch der Alltagsernst, Scherz, der geringste Einfall. Das Schadow'sche Haus war der Mittelpunkt der höhern Geselligkeit, ich wurde darin als Freund willkommen geheißen, und habe eine Zeit lang seine Leiden und Freuden mitgemacht. Die Mittel waren dort vorhanden, geistige und leibliche, einen solchen Centralpunkt zu bilden, und da die letztern mit Sparsamkeit verwaltet wurden, so hatte die Sache Dauer. Ein zweites Studentenleben führten wir damals, aber kein rüdes, sondern ein phantasievolles. An andern Orten leben die Menschen ihrem bürgerlichen Berufe oder der Gelehrsamkeit, der Reiz des Daseins wird als Nebensache behandelt. In unsern Anfängen dagegen war das Streben, das Feinste, das Geistigste, die Spiele der Imagination, Laune, Witz, und selbst die Grille zur Praxis zu machen, oder, da dies absichtlich klingen mag, wir bildeten uns ein, das Leben sei ein Spiel und könne in Impromptus ausgegeben werden. Mit Schadow hatte ich ein ganz eigenes Verhältniß. Wir waren polarisch entgegengesetzte Naturen, aber ein Zug tiefer Innigkeit wachte dennoch schnell auf und ließ die Sorge nicht aufkommen, wenn sie unter der Hand von der Mislichkeit eines solchen Bündnisses flüsterte. Freilich fühlte ich bald, daß ich, um verständlich zu sein, in seinem Idiom mit ihm reden müsse, und das that

ich denn auch, weil ich ihn liebte, nicht aus Verstellung. Wie oft belauschten die Kastanien des schönen Hofgartens, in denen die Nachtigall flötete, oder die Wellen des Rheins, wo sie wie geschmolzenes Gold im Abendroth majestätisch durch die grüne Wiese schlendern, unsere wunderliche Unterhaltung vom Fegfeuer oder von den lieben Heiligen! Ich täuschte ihn wahrhaftig nicht, wenn ich mich ganz ernsthaft darauf einließ; ich war ihm gut und wollte ihm sagen, was ihm lieb war. Es ist sonderbar mit solchen Neigungen. Jener Zug der Innigkeit will mir noch nicht weichen, wenn ich ihm begegne, obgleich uns Leben und Grundsätze weit auseinander gestellt haben, und wir beide wissen, daß wir nichts mehr miteinander theilen können. Er führte mir einige seiner Lieblingsschüler zu, durch ihn erhielt ich sie, die nachmals meine Freunde geworden sind. Mit Entzücken belauschte ich das Sprossen der werdenden Kunst in den weiten Ateliers der Akademie; sie hörten, was bei mir entstand, von Kritik war gegenseitig nicht die Rede, uns erquickte ein naives Empfangen und Genießen. Wenn die Mitternacht bei Schwank und Gedicht, das oft aus dem Stegreif entstand, herangekommen war und die Gläser zum letzten male aneinander klangen, dann zerstreute sich die muntere Horde, aus dem Garten heimgehend, unter den Bäumen mit muthwilligem Liede. Oder das Gestein wurde befahren und in seinen buschigen Klippen, deren Fuß das Bächlein tief unten so heimlich wäscht, stieg, gehalten, fröhlich, vierstimmiger Gesang auf.

Wie prächtig muß das gewesen sein! rief Marianne mit funkelnden Augen.

Ja, alles war gut und wohl, erwiderte der Dichter, solange alles jung war. Wir haben in Düsseldorf Großes werden sehen.*) Ein Mann kam vor zehn Jahren daher, gefolgt von fünf Schülern, die recht hübsche Sachen gemacht haben, doch aber noch völlig unfertig sind. Er betritt ein fremdes Terrain, ohne mächtige Verbindungen zu haben, er muß sich alles erst schaffen. Sein Gouvernement unterstützt ihn wol, jedoch nur mäßig; keines Königs mächtiger Arm hält ihn, stellt ihm die geniusflammenden Aufgaben. Einen Namen bringt er mit, genannt allerdings in der Kunstwelt, keineswegs aber mit der Glorie allgemeiner Berühmtheit umgeben. Und nach zehn Jahren steht er an der Spitze einer Anstalt, worin die Hunderte nun fast nach der ursprünglichen Einheit zählen. Die Räume sind zu eng für den Andrang, der Ruf der Anstalt geht durch ganz Europa und zieht die Lehrlinge aus allen Landen her, bis zum hohen Norden herbei. Die Werke der Schule zieren Kaiser- und Königspaläste, die Erben großer Reiche besuchen den Chef und treten zum Theil unter sein Dach. Die Schule sendet Colonien nach Frankfurt und Dresden. Was aber noch mehr, das Haupt wurde längst von den Gliedern überflügelt. So ist der Organismus der düsseldorfer Schule

*) Immermann, Memorabilien, III, 253 fg.

entstanden. Wer die Jahre her gesehen hat, wie Schadow fest und klug, nie seine Absichten aus dem Auge verlierend, Charaktere und Schwächen berechnend und behandelnd, zur rechten Zeit sich schmiegend und im günstigsten Augenblicke imponirend, sein Reich gründete und führte, der hat etwas Merkwürdiges gesehen. Mit einer solchen Person kann man aber im Werden besser fertig werden, als nach dem Gewordensein. Ich unterscheide in Schadow zwei geschichtliche Personen: den vor der italienischen Reise im Jahre 1830 und den nachher. Jener hatte wirklich die allseitigste Empfänglichkeit, er war gutmüthig, wohlwollend, konnte selbst naiv sein. Zwar war er auch damals christkatholisch in seinem Künstlerherzen gesinnt, er malte außer Porträts auch Heiligenbilder und nannte die religiöse Kunst das Höchste. Aber alles das war doch nur mehr Privatliebhaberei. Dabei war er der humanste Patron der Landschaft, des Humors, des Genre, selbst wenn dieser bis zu Kegelbahnen und Trinkstuben hinabstieg. Er gab Rath, kritisirte, emendirte treu, fleißig, einsichtsvoll, wie an Engelsflügeln und Madonnenköpfen. Mit Literatur, Poesie hielt er sich in Berührung, abweichende Meinungen brachten ihn nicht auf, machten ihn nicht stumm. In Italien aber wachten die alten Reminiscenzen auf, die große religiöse Kunst hatte ihm von neuem so imponirt, daß er zurückkam, nicht als ein Halbverwandelter, wie man ihn früher genannt hatte, sondern als ein Geblendeter, oder, wenn man im Bilderkreise seiner Kunst bleiben will, mit übermaltem Geiste. Die Uebermalung setzte eine immer dickere Kruste an. Krankheiten, Ver-

stimmungen mögen mit eingewirkt haben. Die Schüler wurden berühmter als er, und wodurch wurden sie berühmt? Nicht durch Himmelfahrten und heilige Familien, sondern durch die Landschaft, durch das Genre, das romantische sowol als das reale. Wer wird ihn schelten, wenn selbst etwas Gereiztheit sich seiner Empfindung beigemischt hat? Genug, es soll nun mit aller Gewalt eine religiöse Schule am Rheine erblühen. Das hatte zur Folge, daß eine stille Entfremdung sich zwischen ihm und den meisten Herren der Anstalt allmählich einschlich. Niemanden hat er absichtlich gekränkt und zurückgesetzt. Die Dinge wirkten, und sie sind immer mächtiger als jede Absicht.

Wie schade! rief Marianne.

Und ist denn nun das ganze düsseldorfer Leben auseinander? fragte der Bruder.

Das verhüte Gott! antwortete der Dichter. Aeußerlich sieht es sich noch ganz erträglich an. Schadow steht für die Uneingeweihten wie früher an der Spitze. Nur innerlich ist der alte Zusammenhang verloren gegangen. Während ich ihm in der Gesellschaft artig begegne, sind wir uns im Herzen entfremdet. Dafür stehe ich aber seinen besten Schülern Lessing, Hildebrandt, Schrödter und Sohn desto näher.

Wie viel Förderung mag da der Dichter vom Maler und der Maler vom Dichter erhalten! sprach Marianne.

Ich habe mich nie kritisch in die Arbeiten der Künstler gemischt, und auch eigentlich keine speciellen Antriebe von ihnen erhalten. Unsere gegenseitigen Anregungen

waren mehr allgemeiner Natur. Zwei andere Männer, welche Düsseldorf besitzt, traten mir ungleich näher, wurden meine Freunde und sind es geblieben, nämlich Friedrich von Uechtritz und Karl Schnaase.*) Uechtritz ist der Verfasser von „Alexander und Darius", in dem das junge Griechenthum mit dem alternden, an sich selbst siechenden Perserthum zusammenstößt. Ein wahrer großer Gedanke lebt auch in seinen spätern Dramen. Der Conflict zwischen zwei solchen Gestalten, Mann und Weib, wie Alboin und Rosamunde, dieser Kampf von Haß und Liebe, dann in den Babyloniern das Prophetische, Vormessianische und Falschmessianische, das sind gewiß Griffe und Blicke, des Dichters würdig, und nur dem Dichter möglich. Freilich trennt etwas den Dichter von seinen Gestalten, und wir können es nicht anders nennen als Reflexion. Aber gerade dieses Vermögen des Reflectirenden in Uechtritz gab unsern etwas bunten Anfängen einen heilsamen Gegensatz. Sein Wissen, sein ganzes Wesen mahnte zum Nachdenken, zur Sammlung. Viel und mancherlei wurde gleich im Beginn unsers Umgangs verhandelt, wenn wir bei hellem Tageslicht mit gewaltigen Schritten unsern Spaziergang begannen, nur eine halbe Stunde miteinander sein wollten, und uns verwundert nach langen, selbstvergessenen Gesprächen im Abenddüster zwischen fremden Hügeln und Büschen sahen. Er hat mich über ganze Strecken der Erkenntniß aufgeklärt, mehreres, was in den „Epigonen" steht, ist wörtlich früher so von uns abgesprochen

*) Immermann, Memorabilien, III, 267.

worden. Zu den Malern trat er bald in eine große Vertraulichkeit. Er kam ganz anders mit ihnen zu stehen als ich, seine geordneten Kenntnisse, besonders in der Historie, machten ihn auf natürlichem Wege zu ihrem Lehrer. Ich konnte sie nichts lehren, denn ich wußte selbst nicht viel Positives. Er hat ihnen wesentlich genützt, und das sollten sie nie vergessen! Seine Freundschaft mit Lessing war mir immer eine schöne Erscheinung. Gar herrlich ist eine solche begeisterte Vertiefung des einen Geistes in einen zweiten.*) Durch Schnaase, den Verfasser der „Niederländischen Briefe", erhielt die Praxis der Kunst in Düsseldorf ihr Complement, die Theorie. Er gehörte zu den echten Kunstforschern unserer Tage, und ich bin überzeugt, daß die Literaturgeschichte ihm unter ihnen einen ehrenvollen Platz anweisen wird. In ihm haben Kunstgefühl und Kunsterkenntniß die natürliche Geschichte erlebt. Von dem Interesse an der Architektur, von ihrem Studium ist er zu dem der übrigen Künste vorgedrungen. So hat die älteste Kunst in seinem Bewußtsein auch das älteste Datum. Dieser natürliche Entwickelungsgang, den er, unterstützt von einem ungemeinen combinatorischen Scharfsinne und von einem sehr ausgebreiteten Wissen, gegangen ist, gibt seinen Untersuchungen die Tiefe und Unparteilichkeit, ihren Resultaten die ausgiebige Fülle und Reinheit, welche jene Briefe aus Niederland so sehr charakterisiren. Was sie am meisten in

*) Uechtritz hat seit der Zeit noch einen bedeutenden Roman, „Albrecht Holm", herausgegeben.

meinen Augen adelt, ist, daß der Scharfsinn nie zum Pikanten und Witzelnden verführt, sondern immer nur nach Wahrheit in ihrem ernsten und schlichten Ausdrucke strebt. Ich halte dieses Buch für ein Haupt- und Grundbuch*), sowie ich den Verfasser selbst für einen ausgezeichneten Mann halte, von dem ich die vielfachste Förderung und Anregung empfing. Die Maler, von denen ich früher gesprochen habe, verbunden mit Uechtritz und Schnaase, und mit einem Kreise, in welchem einige geistvolle Damen leben und weben, bilden eine Gesellschaft, in der ich mich, trotzdem, daß die düsseldorfer Anfänge aufgehört haben, höchst glücklich fühle.

Wie reizend Sie das alles schildern! äußerte Marianne.

Möchten Sie in Düsseldorf leben? fragte Immermann, das junge Mädchen mit einem scharfen Blicke fixirend.

Ich würde es für das schönste Glück halten, mich in solchen Umgebungen zu befinden! erwiderte Marianne mit tiefem Erröthen.

Am folgenden Tage fand die Kindtaufe statt. Sie ging vorüber, wie solche Acte stets vorübergehen. Dann dachte der Dichter an seine Abreise. Als sie am Vorabende wieder in dem schlichten häuslichen Kreise zusammensaßen, rief Immermann aus: Wie glücklich ihr hier seid! Vielleicht beneidet mich der eine oder andere um den Ruf, den ich mir erworben habe. Und doch,

*) Schnaase's später erschienene Kunstgeschichte rechtfertigt vollständig dieses Urtheil des Dichters.

was ist Ruhm und Reichthum, verglichen mit dem Leben in der Familie?

Aber das könnten Sie ja auch alles haben! platzte Marianne heraus. Dann schien sie zu merken, daß sie etwas Unpassendes gesagt habe und sprang plötzlich auf, um sich an einem Schranke zu thun zu machen und ihre Verlegenheit zu verbergen.

Es ist aber keine Kleinigkeit, das Weib eines Dichters zu sein, sprach Immermann. Ein Poet ist eine seltsame Pflanze, ein Kräutchen „Rühr mich nicht an". Wenn es über ihn kommt, daß er schaffen muß, dann ist er der Welt entrückt, nur mit seinem Gegenstande beschäftigt, empfindlich, gereizt, launisch, wie es die Stunde bringt.

Nun, dann kann ihn eine Frau am besten pflegen und ihm auch, wenn es noth thut, den Kopf waschen! rief die Schwägerin.

So ist es, sprach Marianne, indem sie an ihren Platz zurückkehrte und sich über ihre Arbeit beugte.

Immermann war in der nächsten Frühe zur Abreise bereit. Seine Verwandten standen alle um ihn, der Bruder, die Schwägerin, die Kinder, um ihm herzlich eine glückliche Reise zu wünschen. Nur Marianne fehlte.

Wo ist Marianne? fragte der Dichter. Ich kann nicht ohne Abschied von ihr gehen.

Sie meint, sie könne den Kleinen nicht in der Kinderstube allein lassen, erwiderte die Schwägerin.

So gehe ich zu ihr, sprach Karl.

Und ohne eine Antwort abzuwarten, stürmte er in

das Zimmer, in dem er das Mädchen bei seiner Ankunft zum ersten male gesehen hatte. Sie saß wieder an derselben Stelle und hatte das Kind auf dem Schooße, das sie mit langen Blicken betrachtete. Ihre schönen Augen waren roth geweint, ihre Züge blaß und leidend, sie schien eine schlaflose Nacht gehabt zu haben. Hatte sie um des Dichters Abschied geweint? Es fuhr ihm wie ein Blitz durch die Tiefen der Seele.

Leben Sie wohl! rief er Mariannen.

Leben Sie wohl! antwortete sie mit erloschener Stimme.

Sie gaben sich die Hände. Der Druck zuckte seltsam durch Mann und Weib. Dann ging er rasch von dannen, umarmte die Seinigen noch mit fast leidenschaftlicher Herzlichkeit und stürzte aus dem Hause.

Als er im Postwagen saß, um dem Rheine zuzufahren, tauchten allerlei Gedanken in seiner Seele auf, betrübte und heitere. War es nicht betrübt, daß er sich sagen mußte, sein bürgerliches Leben habe bisjetzt eine verfehlte Richtung gehabt? Statt sich ein tüchtiges, gesundes Hauswesen zu gründen, wie es die Pflicht jedes kräftigen Mannes ist, der dem Vaterlande dient, hatte er sich mit dem schriftstellerischen Ruhme zufrieden gegeben. Und leider war dem zweiundvierzigjährigen Manne schon die beste Zeit zum Aufbau eines Herdes und Hofes verschwunden. Aber war es denn überhaupt schon zu spät? Er stand in der Fülle seiner männlichen Kraft! Sein Geist fühlte sich so frisch und jung wie möglich! Er hegte die Ueberzeugung, daß er noch stets im geistigen Wachsthum begriffen sei. Konnte er da

den Fehler nicht bessern und den versäumten Schritt nachholen? In solchen Gedanken trat ihm immer von neuem Mariannens Bild vor die Seele. Bei seiner Ankunft und bei seinem Abschiede hatte er sie mit dem Kinde gesehen. Er malte sie sich als sein Weib und das Kind des Bruders als sein Kind. Er übersetzte ihre jungfräuliche Freude an dem kleinen Gottesgeschöpf in mütterliche Freude. Sie hatte beim Abschied geweint. Wie lieblich müßte es sein, das eigene Weib in dieser Lage um den Abschied des Mannes trauern zu sehen!

Aber es drängte sich zugleich ein dunkles Gespenst zwischen seine Gedanken in der Gestalt der Gräfin Elisa von Ahlefeldt. War ihre Liebe zu ihm auch mehr Freundschaft zu nennen, so hatte sie ihm doch lange, lange Jahre eine uneigennützige Anhänglichkeit geschenkt. Kein Mensch auf Gottes Erde war so treu, sinnig und andächtig den Bahnen gefolgt, die sein schöpferischer Geist einschlug. Sie hatte ihn nach allen Seiten gehegt und gepflegt und Leid und Freude mit ihm getheilt durch gute und böse Tage. Es bestand gewissermaßen ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen ihnen, daß sie ihr Leben zusammen fortführen würden. Durfte er gegenüber diesem festen Verbande einer plötzlich auftauchenden jungen Leidenschaft nachgeben?

Und dennoch, so oder so, das Verhältniß mußte anders werden!

Der Dichter hatte mit Elisen abgesprochen, daß sie unterwegs zusammentreffen und gemeinsam die Heimreise machen sollten. Als sie sich wirklich trafen, war Immermann seltsam befangen. Gleichwol begann er

unter dem peinlichen Druck seiner getheilten Gefühle, seinen frühern Antrag zu wiederholen. Mit eigenthümlicher Heftigkeit warb er aufs neue um Elisens Hand. Aber er fand sie ebenso entschieden in ihrer Weigerung, wie sie es stets gewesen war. Selbst als er ihr heute zuerst vom Schicksal sprach, das ihren Bund trennen könne, blieb sie bei ihrem Entschlusse stehen.

So war es kein Wunder, daß die Rückreise in keiner heitern Stimmung vor sich ging. Der Dichter ließ es an allen jenen muntern Mittheilungen fehlen, die ihm sonst nach seinen deutschen Fahrten zu strömen pflegten. Es schien mächtig in seinem Innern zu gähren. Auf der stolzen Stirn lag ein gewaltiger Ernst. Sein Auge blitzte nach innen. Oft war es, als wollten sich Worte über seine zuckenden, scharfen Lippen bewegen, die indeß ungesprochen blieben. Elisa, die ihn oft beim Dichten in ähnlichen Stimmungen gesehen hatte, ließ ihn in Ruhe. Sie blieb sanft, mild, freundlich wie immer.

Als sie in Derendorf eingezogen waren, dauerte das brütende Wesen noch einige Tage fort. Dann saß der Dichter einst in der Mitternacht an seinem Arbeitstische. Vor ihm lag ein langer Brief, an dem er lange geschrieben hatte. Die Adresse lautete an Marianne Niemeyer.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die zwecklose Gesellschaft fand sich auch im folgenden Winter wieder zusammen, wie sie es im vorigen gethan hatte, und es kamen aufs neue die geistvoll angeregten Abende zu Stande, nach welchen sich jedes Mitglied des Vereins den ganzen Sommer über gesehnt hatte, und die auch jetzt wieder die allgemeinste Befriedigung hervorriefen. Immermann aber war, wie er es gewesen, die Seele des Ganzen, ja er war es noch im erhöhten Maße, denn er hatte seinen „Münchhausen" vollendet, den er nunmehr in den Hauptheilen den versammelten Freunden mitzutheilen im Stande war. Und wie wirkte dieses neue Erzeugniß seines Geistes? So groß die Erfolge auch gewesen sein mochten, die er früher bei Mittheilung seiner Dichtungen errungen hatte, so mußten sie doch weit hinter den Beifall zurücktreten, den dieses neueste Werk seines Talents hervorrief. Da es bei der verhältnißmäßigen Seltenheit der Zusammenkünfte eine Unmöglichkeit gewesen wäre, den ganzen Roman vorzutragen, so hatte er freilich mehr die posi-

tiven, als die negativen Stellen des Buches zur Lesung gewählt. Es war also nicht das weite Feld der Satire, auf welches er seine Zuhörer führte, sondern der Kern der Geschichte, welche sich auf dem Oberhofe des alten prächtigen Schulzen und zwischen Oswald und Lisbeth abspielt. Wie mächtig packte aber dieses wundervolle Idyll, aus dem es den Zuhörern entgegenquoll, gleich als ob sie der frische Duft der umgeworfenen Erdscholle anwehte, wie er selbst einst so treffend gesagt hatte! Hier war eine Fülle und Kraft, die Goethe selbst in „Hermann und Dorothea" nicht erreicht hatte, wenn dieses feine Epos auch schöner und durchsichtiger genannt werden mußte. Alles erschien wie Nerv, Muskel, Stein und Erz, neu, ursprünglich, frisch geboren. Die Hörer lauschten ihm mit hingebender Andacht. Und als das Werk endlich in seinen hauptsächlichsten Zügen vor den Geistern der Zwecklosen hingebreitet lag, da scholl ihm von allen Seiten die deutliche Zustimmung entgegen: Das ist prächtig, das ist echt, das ist deutsch, hier ist der rechte Weg gefunden! Einen solchen Weg sollten fortan alle Dichter deutscher Nation einschlagen!

Selten hatte Immermann eine solche innere Genugthuung empfunden als an diesem Abende. Als er von den Glückwünschen seiner Freunde begleitet durch die dunkle Mitternacht nach seiner einsamen Wohnung zu Derendorf wanderte, war es ihm trotz der scharfen Luft wunderbar warm und behaglich im Herzen; denn er ahnte, daß er heute wol aus dem Kleinen auf das Große schließen dürfe, und daß die Anerkennung, die er eben bei seinen Freunden gefunden hatte, sich auf

das ganze weite deutsche Vaterland ausdehnen müsse. Was er bei den Planen und Entwürfen dieses Werks im Auge gehabt und was er bei der Ausarbeitung im tiefsten Herzen gefühlt, das schien nun auch außer ihm wirksam zu werden. Er wollte mit dieser Dichtung so recht an das Herz klopfen. Allem Anschein nach aber schien er diesmal mehr als je an das Ziel zu kommen. Freilich hatte er bisjetzt erst bei einem Bruchtheile seines Volks angepocht, aber man konnte nicht freudiger und lebendiger zum Eintritt laden, als es hier geschehen war. Sollten nicht viele Hunderttausende von gebildeten Deutschen der Genossenschaft der Zwecklosen nachfolgen? Er ahnte, hoffte und erwartete es. Und deshalb empfand er ein so wunderbar wohlthuendes, warmrieselndes Gefühl in seinem Herzen trotz der kalten Winternacht.

In der behaglichsten Stimmung von der Welt betrat er seine Wohnung und die noch erwärmte Stube. Der Diener, der ihm öffnete und Licht machte, bedeutete ihn, daß noch spät abends ein eilender Brief angekommen sei. Er fand das Schreiben auf seinem Arbeitstische. Die Adresse schien von einer bestimmten, sichern Damenhand herzurühren. Das Postzeichen ließ den Namen Halle lesen. Es durchzuckte ihn wie ein Blitzstrahl. Er wartete bis der Diener sich entfernt hatte, ehe er das Siegel öffnete. Bei Gott, der Brief war von Marianne Niemeyer, die seit kurzem wieder in Halle bei ihrer Großmutter weilte. Der starke, riesige Mann zitterte am ganzen Leibe, sein Athem stockte, seine Züge waren erwartungsvoll gespannt, sein Auge

stierte auf die Lettern, die vor seinen Augen tanzten. Er las und las wiederholt Zeile um Zeile. Endlich kam er doch zum Schlusse. Dann athmete er tief auf und fiel, selig lächelnd, auf den Sessel, der am Tische stand, alle Glieder lösten sich, eine Thräne trat in sein Auge, und er flüsterte vor sich hin: Sie ist mein!

Ja, Marianne war sein! Sie versprach sich ihm in diesen Zeilen, die Braut dem Bräutigam. Sie die Braut, er der Bräutigam! Es war ihm seltsam zu Muthe. Der starke, schroffe, herbe Mann wurde mit einem male ein weicher Jüngling. Als er im „Münchhausen" von Oswald und Lisbeth geschrieben, hatte er stets an sie und sich gedacht. Jetzt war es geworden, wie er es geschildert in prophetischer Vorahnung. So blieb er sitzen und stierte in das Helle und in das Dunkel, wo er überall den lieblichen Lockenkopf zu erblicken wähnte, und träumte und lächelte und weinte. In Leben und Dichtung waren ihm Sonnen, Sterne und Wolken genug aufgegangen, jetzt strahlte ein neues, schönes, ungekanntes, wunderbares Licht in seine Tage. Sie die Braut und er der Bräutigam! Auch jetzt blieb er wieder die ganze Nacht sitzen. Aber wie anders war ihm zu Muthe als damals nach dem Maskenballe, wo er mit hundert Aengsten und Zweifeln rang und ausrief: Alles muß anders werden! Es war jetzt alles anders geworden. Die Lösung war schön, licht, freundlich, selig. Besser konnte er sie nimmermehr erwarten.

Am Morgen stürmte er barhaupt und in leichten Kleidern durch die Gänge des Gartens auf und ab. In seinem Blute glühte und sprühte es so mächtig, daß

er die scharfe Winterzeit nicht gewahr wurde. Durch sein Haupt wogte es von lenzgeschmückten, jungen Gedanken. Da öffnete sich plötzlich ein Fenster in dem ersten Stocke der Wohnung, und eine sanfte Stimme rief herab: Immermann, was machen Sie nur wieder? Wer läuft denn in solchem Wetter so leicht gekleidet in der kühlen Morgenluft umher? Sie werden sich eine Krankheit holen!

Die sanfte Stimme traf ihn wie ein Donnerschlag. Er stand plötzlich still und fand keine Antwort.

Kommen Sie doch herauf und erzählen Sie mir von gestern Abend. Wie hat's mit dem „Münchhausen" gegangen? sprach Elisa in demselben liebenswürdigen, freundlichen Tone, denn es war niemand anders als die langjährige Freundin.

Ich muß meine Mittheilungen auf eine spätere Stunde versparen, antwortete jetzt der Dichter, denn es ist Zeit, daß ich nach dem Landgericht gehe, wo ich Geschäfte habe. Noch eins, ich komme nicht zu Tisch, ich esse im Gasthofe, weil die Sitzung zu lange dauern wird. Also bis nachher.

Und mit einer seltsamen, ungewohnten Hast stürzte er in das Haus, nahm in seinem Zimmer Mantel und Hut und verließ eilig seine Wohnung.

Aber er ging nicht nach dem Gericht. Der offene, gerade Mann, der niemals eine Lüge gesagt hatte, brauchte zum ersten male bei Elisen einen Vorwand. Schlug er auch zunächst den Weg nach der Stadt ein, so begab er sich doch bald auf Seitenpfaden in das Feld, und von da in den Wald und nach den Hügeln,

die sich ostwärts von Düsseldorf erstrecken. Elisens Stimme und ihr freundlicher Zuruf hatte ihn mit einem male in ein Chaos von neuen wirren Gedanken gestürzt. War ihm die altbekannte Gestalt der treuen Freundin durch Mariannens frisches, jugendliches Bild zunächst verdrängt worden, so trat sie jetzt desto lebhafter wieder vor sein geistiges Auge. Was hatte er ihr nicht alles zu danken! Seit einer Reihe von Jahren war sie die Vertraute gewesen. Sie hatte den lebhaftesten Antheil an seinen entstehenden Werken genommen. Sie war in manchen Lagen des Daseins seine Ratherin gewesen. In trüben Stunden, wo er sich gekränkt, verletzt, zurückgesetzt glaubte, hatte sie ihm freundlichen Trost gespendet. Es war fast nichts unter seiner Feder entstanden, vom größten Roman bis zum flüchtigsten Briefe hin, was er ihr nicht mittheilte. Und so kam auch fast keine Zuschrift ins Haus, die nicht von ihr gelesen wurde. Sie war auf diese Weise eins mit ihm geworden in Empfinden, Fühlen, Denken. Und er hatte sie ja auch einst geliebt! Die Freundschaft war erst der Liebe gefolgt!

Und jetzt verbarg er plötzlich ein Geheimniß vor Elisen! Mit einem male sah er einen Abgrund zwischen sich und ihr liegen. Welcher Zwiespalt klaffte nun auch jählings in seiner Seele! Ja, er mußte die tiefsten Gewissensbisse fühlen, und er fühlte sie. Je gerader, rechtlicher, edler seine Natur angelegt war, desto größer war die innere Beschämung, die ihn durchdrang. Hätte er zu den gewissenlosen Menschen gehört, die mit leichtsinniger Beschwichtigung des eigenen Gemüths über jeden

Betrug an sich und andern weggehen, weil sie in egoistischer Selbstsucht nur den Nutzen oder das Vergnügen im Auge haben, dann hätte er den Dingen den Lauf gelassen, den sie einmal nehmen mußten. Nun aber machte er sich die heftigsten Vorwürfe. Warum hatte er Elisen nicht seine Leidenschaft zu Mariannen mitgetheilt? Was ging er sie nicht um Rath an? Sie war jedenfalls die erste, die alles wissen mußte. Und doch entschuldigte er sich dann wieder vor sich selbst: sie hat ja nicht anders gewollt, sie hat meine Hand verschmäht, sie hat mich zu der neuen Leidenschaft durch ihre kalte Abwehr gedrängt. Freilich, freilich! — Aber ein dunkler Punkt blieb doch in der Angelegenheit. Er war gegen seine sonstige Gewohnheit nicht gerade und offen zu Werke gegangen. Er hatte die klare, reine, edle Freundschaft verletzt.

Wer möchte nicht gern den Mann, der sich in einer solchen Lage befindet, entschuldigen? Das Herz geht mit dem Kopfe so oft durch. Wo die heiße Leidenschaft braust, da fehlt so häufig die kalte Ueberlegung. Je stärker der Geist ist, desto zaghafter zeigt er sich in den geheimnißvollen Regionen der Angelegenheiten des Herzens. Je reiner die Seele liegt, desto mehr scheut sie vor der Offenkundigkeit zurück, wenn es sich um ihre Heiligthümer handelt. Aber von all diesen Entschuldigungen wollte der Dichter nichts wissen. Sein Unrecht erschien ihm doppelt schwarz, dunkel, unbegreiflich. Alle Kräfte seines Geistes drängten ihn dahin, die Unbill wieder gut zu machen. Aber wie sollte er die Sache angreifen? Welchen Weg mußte er wählen, um Elisen auf die zarteste Weise die geschehenen Dinge, die er nicht unge-

schehen machen konnte, und die auch nicht ungeschehen gemacht werden sollten, beizubringen? Denn daß Marianne seine Braut sein und sein Weib werden mußte, das stand über allem Zweifel erhaben. Aber er wollte sich auch die Freundin erhalten. Was hatte er nun zu thun?

Es tauchten Plane auf Plane herauf, die ihn aus diesem Labyrinth führen sollten. So rannte er den ganzen Tag umher durch das kalte Land, dessen öde Felder und todte Wälder ihm keinen rettenden Gedanken beizubringen vermochten. Kaum gönnte er sich in einer entfernten, einsamen Schenke die Zeit, um sich an einem warmen Trunke zu erfrischen. Hundertmal glaubte er den rechten Ausweg zu finden, hundertmal zweifelte er wieder an der richtigen Wahl des ersonnenen Pfades.

Dunkel, verwirrt, unentschlossen, wie er gegangen war, kehrte er auch wieder heim. Elise empfing ihn mit jener milden weiblichen Besorgniß, die ihrem Wesen einen so eigenen Reiz verlieh. Als sie ihn still und mürrisch fand, entschuldigte er sich mit lastenden Geschäften. Nur mit Mühe gelang es ihr, den Dichter zum Bericht über die Aufnahme des „Münchhausen" bei den Zwecklosen zu veranlassen. Endlich hatte er ihr doch mancherlei Erfreuliches über den gestrigen Abend erzählt. Sie drang nicht tiefer in den Freund, denn sie wußte genugsam von der reizbaren Poetennatur, auf welche sie auch die heutige Verstimmung schob. Endlich begab sich Immermann in seine Stube. Er war höchst unzufrieden mit sich selbst, daß er wieder nicht gesprochen hatte.

Und doch sprach er auch an den folgenden Tagen nicht. Wenn er mit Elisen zusammen war, so lastete es wie Blei auf seinem Innern. Jedesmal, wenn er das befreiende Wort ausstoßen wollte, war es ihm, als würde seine Kehle zugeschnürt. Endlich merkte es die Freundin, daß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen sein müsse. Aber sie fragte ihn nicht, dafür war sie zu stolz. Hatte er ihr nicht sonst alles, was er dachte, fühlte, erfuhr, unaufgefordert mitgetheilt? Gleichwol las er stille Vorwürfe in den sanften blauen Augen. Sie waren ihm unerträglich, weil sie ihn in das tiefste Herz trafen. So fing er an, ihre Gegenwart zu scheuen und zu vermeiden. Unter allerlei nichtigen Vorwänden blieb er mehr als sonst in seinen Zimmern, wo er sich erst wieder frei fühlte, wenn er Briefe voll sprühender Leidenschaft an seine geliebte Marianne schrieb und ihre hoffnungsvollen Antworten las.

So fand er sich nur zu leicht mit seinem Gewissen ab. Statt, seiner ursprünglichen Absicht gemäß, Klarheit in die Verhältnisse zu bringen, wiegte er sich allmählich in den Gedanken ein, Elisa würde die veränderten Umstände noch früh genug erfahren. Wie sehr die arme Freundin, deren ganzes Wesen nach der Gegebenheit der weiblichen Natur in ihm aufging, unterdessen litt, dafür hatte er kein Einsehen. Eines Tages aber wurde er höchst unangenehm aus seiner Ruhe aufgescheucht. Es kamen nämlich unvermuthet seine nächsten Freunde und theilten ihm mit, daß in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitet sei, er habe sich mit einer Enkelin des bekannten Kanzlers Niemeyer in Halle

verlobt. Die Nachricht sei durch Briefe aus den sächsischen Provinzen gekommen und trage durchaus das Gepräge der Wahrheit. Immermann erstarrte. So hatte also doch sein Geheimniß, das er an den Ufern der Elbe und Saale verwahrt glaubte, den Weg zum Rheine gefunden. Er konnte nicht leugnen und leugnete nicht. Die Freunde wünschten ihm Glück und entfernten sich.

Nun war es die höchste Zeit, sich mit Elisen auseinanderzusetzen. Statt zum lebendigen, versöhnenden Wort griff er aber zu Papier und Feder. Er schrieb einen langen, langen Brief und legte denselben, während die Freundin auf einem Spaziergange begriffen war, auf ihren Schreibtisch. Dann begab er sich wieder in seine Stube, um dort den Ausgang zu erwarten.

Elisa kehrte gegen Abend zurück. In seiner Unruhe, die ihm keine Muße zu irgendeiner Arbeit ließ, sah er sie durch den Garten kommen und das Haus betreten. Ihr ebenmäßiger Tritt tönte durch den Flur und die Treppen hinauf. Die Thüren ihrer Gemächer öffneten und schlossen sich. Dann folgte eine lange Stille. Und nun erhob sich über ihm plötzlich ein gellender Schrei, dem ein dunkler, dumpfer Schall folgte.

Eine ungeheuere Angst ergriff den Dichter. So rasch er konnte verließ er seine Stube und flog die Treppe hinauf. Als er in das Gemach der Freundin trat, fand er sie ohnmächtig am Boden liegen. Sie hielt seinen Brief noch in der krampfhaft geschlossenen Hand. Immerman hob die theuere Gestalt auf und trug sie auf das Sofa Dann stand er mit verzweifeltem Gesichte

vor ihr. Gram, Kummer, Entsetzen standen auf all seinen Zügen.

Endlich schlug sie die Augen auf und sah ihn mit einem unaussprechlichen Blick an, in dem sich Milde, Liebe, Haß und Zorn zu einem fürchterlichen Vorwurfe einigten.

Der Dichter stürzte vor ihr auf die Knie, faßte ihre Hand, die er mit hundert Küssen bedeckte, und rief, indem ihm die Thränen in die Augen traten: Theuere Elisa, Verzeihung, Versöhnung, Vergessen!

Ich verzeihe Ihnen, flüsterte sie mit matter Stimme, indem sie sich erhob.

Und Versöhnung! flehte Immermann von neuem.

Auch das, sprach sie.

Und dann noch Vergessen! erhub er von neuem die Bitte.

Wer kann da vergessen! brach sie in Thränen aus. Das Glück war mein, nun ist es das Unglück! Es ginge über die menschlichen Dinge hinaus, in allen künftigen trüben Stunden nicht an die vergangenen hellen und lichten Zeiten zu denken.

Sie sind, was Sie waren, meine beste Freundin, und müssen es fürder sein! rief Immermann.

Wer hat die Freundschaft gebrochen? sprach sie. Nicht ich, sondern Sie! Auf Ihrer Seite war die Heimlichkeit, das Mistrauen, die Verschlossenheit, nicht auf meiner.

Das alles wird sich wieder lösen. Ja, ich trage die Schuld und mache sie wieder gut. Aber versprechen Sie mir, meine Freundin und bei uns zu bleiben.

Nimmermehr! erwiderte Elisa. Unsere Freundschaft war derart, daß sie keine Falschheit duldete. Jede Unbill mußte sie zerschellen. Wie ich nie Ihre Gattin sein konnte, so kann ich auch jetzt nicht mehr Ihre Freundin sein. Wir sind von dieser Stunde an geschiedene Leute.

Der Dichter bat, flehte, schmeichelte immer wieder. Elisa blieb, wie sie es stets gethan hatte, bei dem einmal gefaßten Entschlusse. Endlich, als sie ruhiger geworden war, schied der Freund, indem er sich vorbehielt, sie in den nächsten Tagen aufs neue anzugehen.

Und er kam noch oft mit der Bitte, Elisa möchte als Freundin bei ihm und seiner jungen Gemahlin bleiben. Sie war indeß nicht wankend zu machen. In stiller Ergebenheit ordnete sie ihre Sachen und Angelegenheiten und äußerte die Absicht, nach Italien zu gehen.

Als die bessere Jahreszeit eintrat, war sie in der That reisefertig. Mit welchen Gefühlen verließ sie ihren heitern ländlichen Wohnort Derendorf, das stille Haus und die schattigen Gärten, wo sie zwölf Jahre ihres Lebens zugebracht hatte! Auf immer! Unsäglicher Schmerz lastete auf ihrem Herzen.

Immermann begleitete sie nach Köln. Auch hier machte er noch einen Versuch, die Freundin zu halten.

Wir müssen scheiden, rief sie entschlossen. Die Freundin weicht der Gattin. Möge die Gattin Ihnen dereinst eine Freundin werden, wie ich es war! Leben Sie wohl, auf immer!

Dann gingen sie auseinander.

Am 2. October 1839 trat Karl Immermann mit Marianne Niemeyer zu Halle, wo sie bei ihren Verwandten weilte, vor den Altar und empfing den ehelichen Segen durch den Mund des Priesters.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

So war denn mit Immermann alles anders geworden. In der Dichtung hatte er sich mit offenem, männlichem Geiste der nationalen, freien, freudigen Richtung angeschlossen, die für die Zukunft mächtige Entwickelungen Deutschlands und der Deutschen hoffte, und im Leben hatte er sich eine Familie gegründet, die er schon längst als das einzig richtige Werk eines auf sich stehenden, festen Mannes anerkennen mußte. Selbst äußerlich schien er gewissermaßen mit seiner Vergangenheit gebrochen zu haben, denn seit seiner Verheirathung war sein ländlicher Aufenthalt in Derendorf verlassen worden. Einestheils mochte ihm das weitläufige Haus für seine kleine neue Wirthschaft zu groß und zu kostspielig sein, anderntheils aber waren es gewiß die Erinnerungen an Elisa von Ahlefeldt, die sich an diesen Ort knüpften und ihm mit ihrem heitern und bittern Inhalt schmerzliche Gefühle aufregten, welche er am liebsten mied. Er hatte deshalb eine kleine Wohnung in der Stadt gemiethet, in welche er sein junges reizendes

Weib nach der Heimkehr einführte, und die von den Händen seiner Verehrer und Verehrerinnen, trotz der vorgerückten Jahreszeit, zierlich und reichlich mit Blumen und Gewinden ausgeschmückt war. Der Empfang, den die Freunde dem jungen Paare angedeihen ließen, konnte nicht herzlicher sein. Wer hatte dem Dichter nicht aus tiefster Seele gewünscht, daß er endlich in den Hafen der ruhigen Häuslichkeit einlaufen möchte! Dies war nun geschehen. Allem Anscheine nach durfte man aber eine beste Zukunft von dieser Ehe hoffen, denn wenn auch das Paar durch seine Jahre mächtig auseinander stand — der dreiundvierzigjährige Mann hatte nämlich eine noch nicht zwanzigjährige Frau heimgeführt —, so ließ doch Mariannens umsichtiges, gereiftes und klares Wesen sich an, als wäre sie ganz für den Gatten geschaffen. Und mußte man nicht auch von Immermann, der sich stets kräftiger und mächtiger entfaltet hatte, und der in rüstigster, blühendster Gesundheit dastand, jene ewige Jugend erwarten, welche die Götter dem Künstler, als ihrem Lieblinge, mit auf den Weg geben?

In der That gestaltete sich das Leben in dem neugebauten Nestchen ganz allerliebst, heiter, behaglich und vergnüglich. Immermann's Schwägerin hatte von den häuslichen Talenten Mariannens nicht zu viel gesagt. Die junge Frau legte in allen Dingen einen äußerst praktischen Sinn an den Tag. Der Dichter hatte seine wahre Freude daran, wenn er sie in den Räumen der Wohnung Ordnung und Regel besorgen und bei diesen kleinen Beschäftigungen einen auffallenden Geschmack für

hübsche Aufstellung der verschiedenen Geräthe und Schmucksachen an den Tag legen sah. In gleicher Weise war sie in der Küche mit Rath und That bei der Hand und zeigte dabei eine kindische Freude, wenn ihrem Gemahl die eine oder andere Speise zusagte, an deren Bereitung sie selber geholfen hatte. Immermann war bis dahin in diesen Dingen ziemlich verwöhnt gewesen. Jeden tiefern Einblick in das Hauswesen hatte ihm vor Zeiten die Sorge seiner Freundin erspart. Jetzt aber, da diese Angelegenheiten von seinem jungen Weibe geordnet wurden, weckten sie seine Theilnahme. Je neuer ihm das Gefühl des Hausvaters war, der unmittelbaren Antheil an den Erlebnissen daheim nimmt, desto angenehmer wurde es ihm dabei zu Muthe. So vergnügt hatte er nie seine Mahlzeiten eingenommen wie jetzt. Am freudigsten aber ward es ihm im Herzen, wenn sich die alten treuen Freunde, wie es zuweilen geschah, zu einem fröhlichen Abend bei ihm versammelten.

Selbst die Sorge nahte ihm in der anmuthigsten Gestalt, denn leider sollte diese treue Gefährtin der meisten Poeten auch ihm nicht fehlen. Als einzelner Mann war er bisjetzt mit seinem bescheidenen Richtergehalte und seinem literarischen Einkommen trefflich ausgekommen, zumal da die Gräfin Elisa stillschweigend, und ohne jemals Gerede zu machen, einen großen Theil der gemeinschaftlichen Haushaltung getragen hatte. In diesen sorglosen Verhältnissen war es dem Dichter niemals eingefallen, auf Ersparnisse zu denken, die er übrigens auch schwer hätte machen können. Auch hatte

er, wie Leute seines Schlags, allerlei Liebhabereien, welche im graden Gegensatze zur Kargheit und Enge stehen. Besonders wenn er Freunde bei sich sah, mußte das Mahl und der Wein lockend sein. Bei der Anschaffung von Büchern und kleinen Kunstgegenständen kannte er gleichfalls keine Beschränkung. Da ihm nun auch seine Theaterleitung namhafte Summen gekostet hatte, an deren Zurückerstattung gar nicht zu denken war, so sah es mit seinen Finanzen gerade nicht sehr glänzend aus, weshalb denn das Hauswesen mit verhältnißmäßig geringen Mitteln bestritten werden mußte. Natürlich litt er selber darunter, daß er nicht in einen großen Beutel zu greifen vermochte, er litt namentlich wegen Mariannens, während diese sich nicht selten in der größten Verlegenheit befand, weil sie mit dem bestimmten Monatsgelde nicht auslangte. So kamen denn Augenblicke, wo sich die Ehegatten in Betreff der kleinen Leiden des menschlichen Lebens zu verständigen hatten, und die für beide eine Weile peinigend und lastend waren, die aber durch den guten Willen und Humor von Mann und Weib eine befriedigende Lösung erhielten. Uebrigens sollte auch schon die nächste Zukunft ein besseres Los bringen. Immermann hatte nämlich seit kurzem das bestimmte Versprechen erhalten, in die erste freie Stelle an dem Appellationsgerichtshof zu Köln, dessen Beamte ungleich besser besoldet waren als die Landgerichtsräthe, einzutreten. Es stand also in dieser Beziehung eine entschiedene Förderung vor der Thür.

Auch auf dem Gebiete der Kunst und Poesie hatte der Dichter sich nicht in seinem jungen Weibe geirrt.

Ihre feine empfängliche Seele war jeder Anregung offen. Sie legte für alle lebendigen Thätigkeiten des Geistes eine unverkennbare Theilnahme an den Tag. So wurde sie bald eine treffliche Zöglingin des Dichters, der sie, die freilich durch eigene Strebsamkeit schon den meisten Damen ihres Alters voranstand, mit Freude in seine Anschauungsweise eingehen sah. Wie gereichte es ihm zur Genugthuung, wenn sie seine Lieblinge in der Dichtung gerade so auffaßte, wie er sie aufzufassen pflegte! Wie erquicklich war es ihm, daß sich ihr Gesichtskreis mit jedem Tage erweiterte! Besonders glücklich aber machte es ihn, als sie seine eigenen Schriften mehr und mehr durchmachte und sich durch sie allmählich in seine eigene Seele hineinlebte. Er hatte dabei noch die besondere Freude, daß er in ihr, ihrer Lectüre und den an dieselbe geknüpften Gesprächen seinen eigenen schriftstellerischen Pfad noch einmal durchwandern und jetzt wieder einen lebendigen Ueberblick über seine seit Jahren entstandenen Arbeiten zu gewinnen vermochte. Alte und junge Zeiten tauchten farbig vor seinen Sinnen auf. Er durfte sich dabei zu seinem Glücke gestehen, daß er an jugendlicher Spannkraft eher zu- als abgenommen habe. So war er auch von dieser Seite glücklich in seiner jungen Liebe.

Da konnte es nicht wunder nehmen, daß ihm auch ein Lied der Liebe gelang. Er hatte schon vor seiner Verlobung im Mai von Tristan und Isolde, die vor Zeiten der süßredende Mund Gottfried's von Strasburg sang, in neuer deutscher Weise zu singen begonnen. Und als er sich nun verlobte, da unterbrach

er gleich jubelnd den ersten Gesang mit einem hohen Liede:

Ich muß das Abenteuer unterbrechen,
Weil mir der Busen zu gewaltig klopft,
Um fremd Geschick und Glücke zu besprechen,
Indeß das Heiligthum der Seele tropft
Vom Thränenguß aus heil'ger Wonne Bächen.
— — — — — — —
Die Lieb' ist Demuth — —
— — — — — —
Und — jubelt plötzlich in den weichsten Armen.
— — — — — —
Zwei weichste Arme halten sanft umfangen
Die größte Welt, die Welt, die ewig schön,
Zwei Augen sind wie Sonnen aufgegangen
Ob dieser Welt! Wie glänzt, wie blüht sie schön!
Des Mädchens Odem fächelnd kommt gegangen
Gleich Gottes Hauch in diese Welt so schön,
Sechs Tage g'nügten kaum dem Schöpfungstriebe,
Ein Augenblick erschafft die Welt der Liebe!
— — — —
Ich habe ihn erlebt.

Aber diese Leidenschaft war nicht wie ein Blitz, der nur einen Augenblick erhellte und dann wieder verzuckte, sie war eine heilige Flamme im Heiligthume des Hauses, ähnlich jenen Tempelfeuern, die durch geweihte Jungfrauen erhalten werden; deshalb vermochte er es auch, seinem neuen Liede „Tristan und Isolde" jene wunderbaren wärmenden Gluten einzuhauchen, welche diese Dichtung so eigenthümlich durchwehen. Mit welcher Innigkeit saß er über dem jungen Werke die Tage und Nächte lang! Seine Feder schien durch das Gefühl

des Glücks beflügelt, ein Gesang nach dem andern entstand in unglaublicher Schnelle und wurde von dem Kreise der Freunde, denen er sie mittheilte, mit freudiger Begeisterung begrüßt.*) Wohl hatte er Ursache, sich über diesen Beifall zu freuen, denn er lieferte ihm den Beweis, daß er in solchen Verhältnissen angelangt sei, die zu seinem ganzen Wesen paßten. Wie wäre er auch sonst im Stande gewesen, die alten Bekannten, die ihm bei frühern Arbeiten ihre Ausstellungen nicht erspart hatten, so unbedingt fortzureißen? Und über etwas anderes hatte er auch noch seine ungetheilte Freude. Marianne legte ihm nämlich das neuentstehende Gedicht, Gesang um Gesang, in einer saubern Abschrift von ihrer eigenen Hand vor Augen. Warum sollte sie auch nicht, denn sie fühlte ja durch den geliebten Mann ihre gegenseitige Liebe auf die herrlichste Weise gefeiert! So war es keine todte, es war eine lebendige Arbeit für das glühende Weib.

Auch auf Immermann's bürgerliche Stellung übte seine Ehe den günstigsten Einfluß aus. Als Freund der Gräfin Ahlefeldt hatte er den weitern Kreisen der Stadt freilich zu fern gestanden, als daß dieses Verhältniß besondern Gesprächen ausgesetzt gewesen wäre. Aber man hatte ihn doch als einen schroffen, einsamen Charakter behandelt, der andere Wege ging als die meisten Menschen. Wie viel freundlicher wurde er dagegen allerwärts angesehen und begrüßt, als man

*) K. Schnaase in Immermann's Nekrolog, kurz nach dessen Tode in der „Preußischen Staatszeitung" erschienen.

von ihm wußte, daß er wie die andern Sterblichen Haus und Herd gegründet hatte! Sobald man gewahrte, daß er sich als Haupt einer Familie den Menschen, die nicht Dichter und Künstler sind, gleichstellte, da legte man auch dem Dichter einen höhern Werth bei. Wo er erschien, bemühte man sich, ihm und seiner jungen Gattin doppelt freundlich zu sein. So hatte er neue Ursache, Mariannen an das Herz zu drücken. Er führte sie sogar, der sonst kein großer Freund vieler Geselligkeit gewesen war, gern in die Gesellschaft, die, gemischt mit künstlerischen, beamtlichen und soldatischen Elementen, ihren alten Reiz in Düsseldorf beibehalten hatte und in welcher die junge Frau sich von Tag zu Tag wohler zu fühlen begann.

Und so brachte er sie auch zu dem Künstlerballe, der in diesem Jahre bei Gelegenheit des Carnevals stattfand, wie er in jedem Jahre stattzufinden pflegte. Die bekannten Räume beherbergten aufs neue ein buntes Maskengewühl, das sich an Tanz und Spiel, Scherz, Witz, Humor und Intriguen erfreute. Wie anders war ihm heute zu Muthe, wenn er den Abend mit demjenigen verglich, welchen er vor zwei Jahren hier zugebracht und an dem ihm so viele zweifelhafte Dinge gesagt worden waren! In Dichtung und Leben hatte sich so mancher Zwiespalt gelöst. Er war sich bewußt, und die Nation hatte es ihn auch fühlen lassen, daß er sich nunmehr im deutschen Schriftstellerthum auf dem rechten Pfade befand. Ueberdies aber hatte er ein treffliches, liebenswürdiges Weib errungen, dessen Besitz ihn erst recht in das menschliche und bürgerliche Dasein einfügte.

Wie früher in den schwarzen Domino gehüllt, führte er mit innerer Lust seine Marianne, die in ihrem Anzuge an Lisbeth erinnerte, am Arme durch die bunten bewegten Gruppen des Mummenschanzes.

Sieh da! rief plötzlich eine bekannte Stimme hinter ihm, der Einsiedler von Derendorf! Also hast du doch die Klause verlassen? Ja, ja, es ist eine der schönsten Himmelsgaben, so ein lieb jung Ding im Arm zu haben.

Immermann wandte sich um. Mephistopheles stand vor ihm und seiner Gattin. Es konnte kein Zweifel bleiben, er war derselbe an Wuchs, Haltung und Stimme, der ihn vor zwei Jahren angegangen hatte.

Ha, da bist du wieder, Geselle, und kommst, wie ich denke, ein Flüchtling der Hölle! rief Immermann.

Nun du weißt es ja, scherzte der Rothe in freundlichem Tone, ich bin für dich doch ein zeimlich gemüthlicher Teufel, der das Gute auch als Gutes gelten läßt.

Und bist du denn ein wenig zufrieden mit mir? fragte der Dichter.

Soll ich nicht zufrieden sein, wo alle zufrieden sind? erwiderte Mephisto. In deinem „Münchhausen" hast du in der That ein frisches, ureigenes Werk gegeben, so wie es nur einer zu schaffen vermag, der ganz und Immer-Mann ist. Ich gewahre in ihm zuerst, daß du dich von allen Vorklängen und Vorbildern losgelöst hast. Freilich kann ich dir nicht verheimlichen, daß du in dem satirisch-ironischen Theile doch noch stark an deinen alten Unarten leidest. Deine Spöttereien sind an und für sich

ganz gut, aber sie gehören nicht in einen Roman, der aus Einem Metall gegossen sein soll. Du hättest besser gethan, sie in satirischen Briefen oder in einer ähnlichen Form zu verwerthen. Sie wären dann für die Nachwelt ein trefflicher Spiegel unserer Zeit gewesen. Alle die Verhältnisse und Personen, über welche du dich heiter und schalkhaft genug lustig machst, sind aber zu klein und geringfügig, um in ein geschlossenes Kunstwerk zu gehören. Was haben hölzerne Kerls wie Raupach, Hanswürste wie der Verstorbene, Geisterseher wie Justinus Kerner, der übrigens ein trefflicher Lyriker ist, und soviel andere Spreu mit unserm Welt- und Volksleben zu thun! Sie sind nur Flecken an der Sonne. Und die Sonne scheint doch. Du hast die Flecken überdies größer gemacht, als sie eigentlich sind, und deshalb dein Licht mit ihnen verdunkelt. Ich weiß wol, die Idee des Don Quixote ist dir dabei durch den Kopf gegangen. Aber in dem Don Quixote verhält es sich noch anders. Sein Grundgedanke ist der Kampf eines Ritters, der die Vergangenheit in der Gegenwart und Zukunft lebendig machen oder, mit andern Worten, der die Todten auferwecken will. Diese Tendenz läuft durch die ganze Weltgeschichte. Darum hat sie immer Kraft, obschon sie die Zeichen der Verwesung an sich trägt. Es ist das alte Spiel mit dem todten Löwen. Du spielst aber gewissermaßen mit todten Hasen, die des Spiels nicht werth sind, mag auch das Spiel an sich anmuthig sein. Darüber sind dir nun auch manche Gestalten herzlich schlecht gelungen. Alle die Träger deiner ironisch-sati-

rischen Ausflüge sind eigentlich verblasene, unnatürliche, ich möchte sagen, chemisch und nicht organisch erzeugte Homunculi, an deren Spitze der große Windbeutel Münchhausen steht. Wie viel glücklicher bist du dagegen in dem herrlichen Idyll auf dem Oberhofe gewesen! Da ist alles strotzendes, kühnes, großes Dasein. Hast du es nicht aus dem Beifall deines Volks bemerkt, daß es sich unendlich nach solchen aus seinem Mark und Bein entsprossenen Gestalten sehnt? Die Zeit wird es lehren, daß du mit dieser Partie den Vogel abgeschossen hast. Ein Heer von Nachfolgern muß dir erstehen, das in die Schichten der Nation heruntersteigt und seine Schöpfungen in Wald, Feld, Berg und Thal sucht. Mancher wird dich vielleicht an künstlerischer Gestaltung überbieten, an Kraft, Fülle, Gesundheit aber thut es dir so leicht niemand gleich.

Was du da sagst, rief der Dichter mit zufriedener Miene, macht mich herzlich froh. In der That, ich habe es auf das Volk abgesehen. Glück, Umstände, Fürsten, Gelehrte und Kunstrichter haben mich eigentlich immerdar rechtschaffen ignorirt. *) Was thut's! Alle Protection neigt sich ihrem Ende zu, und jegliches, was da ist oder sich vorbereitet, wird sich auf das Volk verlassen müssen, natürlich auf das Volk im höchsten und besten Sinne. Dieses Volk will keine Schmeichelei, es will keine Sophisten- und Sykophantenkünste, es achtet nur die Schriftsteller, welche ihm Zeugen der Wahrheit

---

*) Brief Immermann's an O. L. B. Wolff vom 2. Juni 1836.

sind, ernste, einfache, unbestochene Zeugen. Für dieses Volk will ich in Zukunft nicht mehr verbittert, auch nicht satirisch-ironisch mehr, sondern heiter humoristisch schaffen.

Quod felix faustumque sit! rief Mephisto.

Sie schwiegen eine Weile ernsthaft.

Du schreibst jetzt an „Tristan und Isolde", begann dann der Rothe aufs neue. Ich habe die beiden ersten Gesänge im „Rheinischen Taschenbuch" gelesen. Sie sind prächtig, wären aber noch prächtiger, wenn du dich beim Versmachen etwas mehr der Regel beflissest. Du schüttelst die Strophen zu leicht aus dem Aermel. Ist die Sprache auch urfrisch, so ist sie doch oft nicht deutsch. Uebrigens wünsche ich im ganzen, du hättest dir einen andern Stoff gewählt. Die reizenden Situationen haben dich verführt. In der ganzen Composition der alten Sage herrschen viel zu viel unsittliche Anschauungen, die der keltischen Sage überhaupt eigenthümlich sind. Dieses Volk strotzte von einem rauhen Heidenthum, dessen die christliche Anschauung nicht Meister werden kann. Ich bin neugierig, wie du den spröden Stoff ausführen willst.

Ich hoffe, die Liebe kann alles, sprach der Dichter mit einem innigen Blicke auf seine Gattin.

Die Liebe, ach, die Liebe hat dich so weit gebracht! rief der Rothe mit leiser Ironie. Aber da fällt mir ein, daß ich dich von Merlin grüßen soll. Er wünscht dir Glück und spricht die Hoffnung aus, daß du dich nicht in die Weißdornhecke verzaubern oder, mit an-

dern Worten, daß du dich nicht unter den Pantoffel bringen läßt.

Ich werde es mir merken, lachte der Dichter; du bist Mephisto und Merlin in Einer Person. Aber nun sage mir auch, wer du als Mensch bist.

Du würdest mich doch kaum kennen! rief der Rothe. Aber weißt du was? Eben beginnt ein Walzer, laß dein reizendes Weib einen Dreher mit mir machen, dann will ich ihr sagen, wer ich eigentlich bin.

Von Herzen gern würde ich es thun, aber der Arzt hat Mariannen das Tanzen verboten.

Ah, steht es so! lachte Mephisto und wandte sich zu Marianne:

Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstigt dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Das junge Weib erröthete. Der Held mit der Hahnenfeder sparte ihm die Verlegenheit des Betrachtens. Mit einem leichten Sprunge war die geschmeidige Gestalt in dem Gewirr der Masken verschwunden. Immermann stellte neue, vergebliche Nachforschungen an über den Gesellen, der ihn nun schon zum zweiten mal in geistvoller Weise intriguirte. In der That hatte Mephisto auch an diesem Abend wieder allerlei Unfug getrieben und die Neugierde verschiedener bedeutender Persönlichkeiten rege gemacht. Schließlich leiteten die Erkundigungen auf die Spur, als sei es des verstorbenen Norbert Burgmüller alter Freund Will gewesen.

Der Dichter hatte übrigens alle Ursache, sowol mit dieser als mit vielen andern Begegnungen zufrieden zu sein, denn er mußte mancherlei schmeichelhafte Dinge hören und kehrte mit seinem jungen Weibe, das vor Glück und Seligkeit strahlte, vergnügt in die trauliche Häuslichkeit zurück.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer verging dem jungen Paare in den freudigsten Hoffnungen, denn Immermann sah dem Vaterglück, Marianne dem Mutterglück selig bewegt entgegen. Welche süße Wonne über ein Weib kommt, das sich gesegnet fühlt, wer weiß es nicht? Solche Bilder begegnen uns ja tagtäglich im Leben. Viel seltener ist der Dichter zu schauen, der auf Nachkommenschaft hofft. Am seltensten aber möchte ein Fall eintreten wie bei Immermann, der erst in reifern Jahren den Grund zu einer Familie gelegt hatte. Ein anderer durch Erfahrungen und Erlebnisse geprüfter Mann würde einem solchen Ereignisse vielleicht mit entschiedener Geistesruhe entgegensehen und in kühler Beschaulichkeit abwarten, was die Stunde bringt. So stand es aber bei unserm Dichter nicht. Je später der Funken gezündet hatte, desto mächtiger schlugen die Flammen empor. Je gereifter er in die Ehe getreten war, desto hastiger und heftiger gingen alle seine Wünsche darauf hinaus, sein Haus durch Kindersegen zu Schluß gebaut und fest er-

richtet zu sehen. Wie schön und neu waren ihm alle Gefühle, die er jetzt erlebte! Er hatte sich so oft mit poetischer Ahnung in die verschiedensten Situationen, Leidenschaften, Gedanken hineinringen müssen, wenn er diese und jene Dichtung schuf. Das ahnende Aelterngefühl hatte er nie beschrieben, und er hatte es auch nirgendwo sonst so recht nach seinem Herzen beschrieben gefunden. Und doch war es so reizend und lockend, an das Kind zu denken, das, ihm und dem liebsten Weibe entsprossen, jetzt bald sein Dasein schmücken sollte. Er fand tausendfache holde Scherzworte, die er in einsamen Stunden seiner Marianne lustig vorplauderte und vor denen sie sanft erröthete. So verschämt, verstohlen, heimlich, vergnügt, in sich zufrieden, hoffnungsvoll hatte er nie vor den Bekannten von den Kindern seines Geistes geredet, wie vor der Frau von dem künftigen Sprossen aus ihrem eigenen Bein und Blut. Er sah sie an den Sachen für den Säugling nähen und stricken. Auch die Freunde und Freundinnen brachten Geschenke für den kleinen Ankömmling, gefertigt von weicher Wolle und weißem Linnen. Sonst hatte der Dichter es stets mit Freude empfunden, wenn seine Bibliothek oder seine kleinen Kunstsammlungen einen Zuwachs durch dieses oder jenes Geschenk erhielten. Jetzt waren ihm die winzigen Bekleidungsstücke, die auf die Ankunft eines geliebten unbekannten dritten bei dem Paare deuteten, ungleich lieber und werther. Er konnte lange und lange vor dem Korbe stehen, der diese Sachen enthielt, und die verschiedenen Stücke durch die Hände gehen lassen, indem er sich schon im voraus der kleinen Glieder freute,

die einst aus diesen Umhüllungen in das Licht sehen würden. Wie bei allen Gelegenheiten, so quoll auch hier seine tüchtige Natur mächtig empor. Jünglingshaft pochte ihm das Herz, daß er Vater sein würde.

In der That durfte er auch der Ankunft des Kindes mit sorgenloser Freude entgegensehen, denn er sollte bald im Stande sein, ihm eine glückliche Zukunft zu bereiten. Am Rheinischen Appellationsgerichtshofe zu Köln war nämlich eine Vacanz eingetreten. Von befreundeter Hand war ihm mitgetheilt worden, daß er unbezweifelt zu dieser Stellung berufen würde. Er durfte aber um so mehr darauf hoffen, als im Juni 1840 ein Regierungswechsel stattfand. Gewiß hatte nicht leicht ein Preuße den Tod Friedrich Wilhelm's III. tiefer und inniger betrauert als Immermann. Seine Klagen setzten seine Freunde in Erstaunen. Der Dichter sang dem verstorbenen Herrscher sogar ein langes Trauerlied in die Gruft. Er war gleichsam mit der Gestalt dieses gerechten und mäßigen Herrschers, mit seiner langen, schicksalsreichen Regierung und durch die Gemeinsamkeit des Erlittenen und Errungenen verwachsen. Zugleich fühlte er, daß in ihm nicht allein der redlichste Mann des Landes, der lebendige Anhalt für unsere historischen Erinnerungen, sondern auch eine ganze Zeit zu Grabe ging. Und darin zeigte sich erst recht der edle Sinn des deutschen Dichters, denn seine Lage als Beamter war unter der Regierung des beklagten Herrschers durchaus keine günstige gewesen, was Immermann allerdings mit Recht nicht dem Könige, sondern seiner Regierung zuschrieb. Mit dem besten Gewissen

konnte er sich das Zeugniß geben, daß er trotz seiner umfassenden schriftstellerischen Bestrebungen sein Amt keineswegs vernachlässigt, sondern auch in seinem staatsdienstlichen Verhältnisse bei dem Collegium, welchem er angehörte, sich als gewissenhafter Arbeiter die allgemeinste Achtung erworben hatte. Nichtsdestoweniger war er zwölf Jahre lang ohne Erhöhung seines Ranges und Gehaltes in seiner Stellung gelassen worden. Seinen mehrmaligen Gesuchen um Beförderung in den Rheinischen Appellationshof hatten immer Hindernisse oder bevorrechtete Bewerber im Wege gestanden. Ohne Zweifel aber waren gerade seine schriftstellerischen Arbeiten seiner Beförderung entgegen gewesen. Manche Partien der „Epigonen“ und des „Münchhausen“, in denen er sich mit männlichem Freimuth über politische und Standesverhältnisse ausgesprochen hatte, konnten ihm gerade nicht zu einer beliebten Persönlichkeit stempeln. Sich aber zu Erklärungen, Widerrufen und Abbitten herbeizulassen, dafür trug er das Haupt zu hoch in gerechtem Mannesstolz. Dennoch hatte er den Tod des Königs, unter dessen Regierung er so gründlich übersehen worden war, mit tiefster Erschütterung hingenommen, obgleich er unter Friedrich Wilhelm IV., dem er persönlich bekannt war und dessen Anwesenheit er in Düsseldorf durch Festspiele von seiner Arbeit gefeiert hatte, eine ungleich größere Berücksichtigung erwarten durfte.

Gegen Mitte August nahten Immermann's Weibe die schweren Stunden, in denen er, während sie körperlich die heftigsten Schmerzen durchmachte, geistig durchschüttelt und durchzittert an ihrem Bette saß. Aber

bald führte die tiefe Pein zur lichtesten Wonne. Marianne hatte ihm eine Tochter geboren. Durch die müden Züge der Mutter glänzte milde, sanfte Freude. Das Kind war kräftig, gesund, blühend an allen Gliedern. Seine Züge erschienen ein verjüngtes Spiegelbild von dem Antlitz des Vaters. Die Anwesenden waren erstaunt über die Aehnlichkeit mit dem Dichter. Ja, sie soll Karoline heißen, rief Marianne, als sie das Töchterchen sah, Karoline nach ihrem Vater Karl. Der Vater war vor Entzücken stumm und still geblieben. Dann jauchzte er selig auf in voller Vaterfreude. Eine Thräne trat ihm ins Auge. Er umarmte sein Weib, er küßte sein Kind. Solche tiefinnerste Befriedigung war noch nimmer bei ihm eingekehrt. Dann ging er wie ein Träumender umher. Er fühlte, daß er jetzt den Gipfel des Glücks erreicht hatte. Sein Dichterruhm stand fest. Nun war er auch Gatte und — Vater. Das Kind glich ihm im auffallendsten Naturspiel. Er schauderte fast, von der Höhe zu schauen, auf der er sich befand. Es war ihm mitunter, als wäre er auch körperlich schwindelig.

Nun kamen auch seine zahlreichen Freunde und wünschten ihm Glück zu dem lieben Ereignisse. Sie mußten sich alle gestehen, daß ihnen nie ein freudenreicherer Mann vorgekommen war. Hatte er in seinem Innern ihren guten Worten ein rasches Gehör gegeben und ihnen in aufgeregter Weise gedankt, so trieb es ihn stets wieder aufs neue in die Wochenstube. Dort saß er bald bei seinem Weibe und drückte ihr die weißen Hände, bald stand er auf und ging an die Wiege,

deren grüne Vorhänge er leise zurückschob, um das neue Wunder, das die Liebe geschaffen hatte, zu betrachten. Das war also sein Kind, sein eigenes Fleisch, Blut, Leben! Ja, es war sein Ebenbild, und doch sah er immer neues in dem kleinen Gesichtchen und in den zarten Gliedern. Dann kam er sich selber zuweilen vor wie ein spielendes Kind. Er schämte sich seines Spiels und kehrte doch immer wieder zu der gleichen Beschäftigung zurück.

Ueber solchen Tändeleien hätte er beinahe vergessen, die Nachricht von seiner ersten Vaterschaft in die Ferne den Verwandten und Freunden zu senden. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich zusammenzunehmen und dieser Pflicht zu genügen. Endlich saß er doch an seinem Arbeitstisch und hatte bald eine Reihe von Briefen an seine Brüder und an Mariannens Verwandte beendet. Auch die Freunde wurden nicht vergessen, deren Häuflein von Jahr zu Jahr durch das ganze deutsche Vaterland beträchtlich gewachsen war. Und dann dachte er der alten Freundin, er dachte an Elisa von Ahlefeldt. Mußte er ihr nicht auch die Anzeige schicken? Er ging ernsthaft mit sich zu Rathe. Seltsame Bilder vergangener Tage gingen träumerisch an seinem Geiste vorüber.

Da bemächtigte sich plötzlich seiner ein gewaltiger Frostanfall, der ihm den Leib wie ein Sturmwind durchschütterte. Seine Glieder zitterten, seine Lippen und Hände wurden blau, durch sein Haupt flog ein wirrer Schwindel. Sofort fühlte er, daß ihn eine heftige Krankheit befallen wolle. Er eilte ins Bett und ließ den Arzt holen, der auf der Stelle die nöthigen Mittel

anwandte. In der That kehrte ihm unter den umhüllenden Decken die Wärme zurück. Bald ward es ihm leichter, und wenn er auch keines ruhigen Schlafes genoß, so fühlte er sich doch am andern Tage ungleich besser. Seine riesenstarke Natur schien wirklich eine baldige Genesung zu verbürgen. Hatte er doch zu jeder Zeit Anstrengungen aller Art mit Leichtigkeit ertragen. In den letzten Jahren war er schon wiederholt von heftigen Krankheitsfällen heimgesucht worden, aber sein Organismus wurde stets Herr darüber, eine scharfe Krisis pflegte ihn stets schnell zu befreien. Bei einer sorgfältigen, den spätern Jahren angemessenen Diät schien er auf ein langes Leben mit Sicherheit rechnen zu können. *) Diesmal entschied sich indeß das Uebel nicht so schnell, denn es blieb eine Schwäche zurück, und der Kopf wurde nicht frei, wie es sonst der Fall gewesen war. Gleichwol stellte sich kein bedenkliches Symptom ein. Man schob die Unfrische den vorausgegangenen Aufregungen zu.

Acht Tage später aber brach ein heftiges Fieber aus, das die Aerzte für ein Wechselfieber hielten und möglicherweise für eine heilsame Krise erklärten. Der Anfall kam und ging. Dann aber brach er mit erneuter Heftigkeit hervor. Der Kranke verfiel in die wildesten Phantasien. Das Nervensystem war offenbar in der heftigsten Weise angegriffen. Die hinzugerufenen Wärter vermochten es kaum, den Dichter zu halten. Dann sank er plötzlich zurück wie vom Schlage getroffen. Er war

---

*) Schnaase, Nekrolog.

eine Leiche. Dieser traurige, unverhoffte Tod fand am 25. August, an Herder's Geburtstage, statt. Ueber die Art des Todes herrschten verschiedene Ansichten. Die einen nannten die Krankheit ein Nervenfieber, die andern ein perniciöses Wechselfieber.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Trauerkunde durch die Stadt. Seine Freunde fühlten sich bei der Nachricht wie gelähmt. Aber auch bei den Fernstehenden erregte sie unnennbares Entsetzen. Man hatte den Dichter eben erst auf dem Gipfel seiner Wünsche gewußt. Und nun lag er schon zerschmettert im Abgrunde. Es war ein fürchterliches Erlebniß. Kaum wußte einer etwas von seiner Krankheit, und schon war er der Vernichtung verfallen. Die meisten wollten dem Gerücht keinen Glauben schenken, bis sie sich von seiner Wahrheit überzeugen mußten. Da hörten sie denn, daß diese deutsche Eiche, in der Wurzel, Stamm, Gezweig und Laub, und in der Sang und Klang so echt vaterländisch gewesen, vom Blitzstrahl des Geschicks, der aus wolkenleerem Himmel zuckte, niedergeschmettert war. Ach, er hatte selbst einst ein Lied „An einen blitzgetroffenen Baum" *) gesungen und darin einen Wunsch ausgesprochen, der sich gerade an ihm erfüllen sollte:

Der Sänger aber sang bei dem Gesichte:
Bin ich durch deine Wärm', o Lieb', entfaltet,
Spielt um mich Luft der Freiheit, wenn ich dichte,
Hat mich der Schönheit göttlich Licht gestaltet:
So woll' auch mich, Geschick, wie den zerschmettern,
Bevor mein allerbestes Theil erkaltet!

*) Immermann's Schriften, I, 154. 174.

Damit ich frisch und froh in heil'gen Wettern,
Von meiner Kraft, von meiner Fülle trunken,
Ein Jünglingsstern auftauche zu den Göttern.

Am 28. August, dem Geburtstage Goethe's, sammelte sich am nördlichen Ende der Allee, wo die Ratingerstraße in diese einmündet, ein zahlreiches Trauergeleite, denn in dem vorletzten Hause derselben, linker Hand vom Thore her, das ihm von der Familie von Sybel zur Benutzung übergeben worden war, wohnte Immermann in jenen Tagen, um von hier aus nach Köln überzusiedeln. Obgleich nur wenige Einladungen ergangen waren, so fand sich doch die ganze Künstlerschaft ein, die den Dichter vorzugsweise zu ihrer Gilde zählte. Auch die Beamten kamen heran. Außerdem waren alle gebildeten Leute von Düsseldorf bemüht, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Da Frau Immermann noch auf dem Wochenzimmer lag und die Trauerkunde gar nicht erhalten hatte, so ging alles in der lautlosesten Stille zu. Als der Leichenwagen den Sarg aufgenommen hatte, setzte sich der zahllose Zug, dem eine Menge von Kutschen folgte, in Bewegung. Es ging hinaus in den Hofgarten. Dort erklangen die mächtigen Töne des Beethoven'schen Trauermarsches, von einem Musikcorps auf Hörnern geblasen, in die Alleen und Büsche, zwischen denen der Dichter so oft hingegangen war, das Haupt voll heißer Gedanken und das Herz voll heißer Gefühle. Der große Musiker hatte dieses Tonstück auf den Tod eines Helden gedichtet — hier wurde ein Held des deutschen Schriftenthums, der stark, treu und ehrlich gerungen hatte, bei den ernsten

Klängen zur ewigen Ruhe geleitet. Sie haben wol kaum einem werthern Manne getönt. Auf dem Kirchhofe, der sich auf dem hohen Ufer längs dem Rhein hinzieht, wurde der Sarg dem Wagen enthoben. Freundliche Frauenhände hatten ihn mit üppigen Blumengewinden umkränzt. Zu Häupten des Todten lag der verdiente Lorberkranz. Dann ließ die Künstlerliedertafel ernste, erhabene Gesänge von italienischen und deutschen Meistern erklingen. Der Geistliche hielt eine Abschiedsrede. Und nun fielen die Schollen dumpf auf das letzte Bretterhaus, das eine Hülle beherbergte, in der einst ein schönes, volles, edles Leben gepocht hatte. Wem kamen da nicht die Thränen in die Augen! Die Menge ging, wie sie gekommen war, ernst, bewegt, beengt, voll wahrer Trauer.

In die Stadt zurückgekehrt, warf aber jeder einen stillen, erbarmenden Blick auf das Haus in der Ratingerstraße, wo des Dichters junges Weib nach einer nicht jährigen Ehe Witwe und wo sein zehntägiges Töchterchen Waise geworden war.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Lange Jahre waren verflossen seit den Tagen, deren Schilderung die vorstehenden Blätter enthalten. Ein wunderschöner Maiabend lag über der Erde. Die Luft ging weich und sanft, die Bäume wogten in vollstem Laubwerk. Wo es blühte, da blühte es in strotzender Fülle. Die Halme der Wiesen und Felder schienen zusehends zu wachsen. Aus allem Wachsthum, das die Erde gedeihen ließ, quoll wohliger Duft. Aus den Lüften streuten die Lerchen ihre Lieder, im Baume rief der Finke sein kurzes Lied, und in den Büschen schlugen die Nachtigallen. So war es um die Wohnungen der Lebendigen, und so war es auch um die Wohnungen der Todten auf dem Friedhofe zu Düsseldorf. Der Friedhof von Düsseldorf ist aber ein schöner Ort. Nordwärts von der Stadt gelegen, dehnt er sich an dem hohen Ufer hin, das sich über dem Rhein erhebt. Aus seinen Gängen sieht man über eine Wiese hin den breiten majestätischen Fluß seine Wasser dem Ocean entgegenrollen. Weithin darüber hinaus erstreckt sich die

niederrheinische Ebene. Ringsum aber erheben sich neben den Lindenalleen Grabmäler, welche von Trauerweiden und Cypressen beschattet werden, und kleine Hügel, die mit Epheu, Immortellen und Rosen bepflanzt sind. Das Angedenken der Lebenden an die Todten ist überall wach. Die Liebe hört nimmer auf.

Eine Gruppe von einigen jüngern und reifern Männern durchschritt, vom Todtengräber geführt, die Gänge des Friedhofs. Nur in einem einzigen der kleinen Schar begegnen wir einem bekannten Gesichte. Es ist Will, der Freund Norbert Burgmüller's. Er hat den Begleitern eben aus den vergangenen Tagen die Ereignisse mitgetheilt, welche wir oben erzählten, und ist nun im Begriffe, ihnen, die ihm mit Andacht gelauscht haben, auf ihre Bitten die Gräber der Todten zu zeigen, denn alle legen das lebendigste Interesse für die Entfaltung des deutschen Geistes in jenen Männern an den Tag, deren Geschichte er ihnen berichtete. So halten sie es auch für ihre Pflicht, die Stätte zu besuchen, wo ein deutscher Ringer und Streber den ewigen Schlaf schläft. Ihren Mundarten nach sind die verschiedenen Männer aus den verschiedensten Gauen des Vaterlandes. Man hört den breiten Dialekt des Norddeutschen, die gezogenen Klänge des Kursachsen, die kräftige Laute des Oberrheins, die gurgelnden Töne der Süddeutschen. Der Zufall hat sie nach Düsseldorf zusammengewürfelt, das sie als einen Vorort der deutschen Kunst besuchen, und wo sich Will ihrer als freundlicher Führer und Erklärer annimmt.

Nichts ist seltsamer, sprach Will, indem sie die Todten-

stadt durchwanderten, als das Los der Menschen. Es gibt nicht leicht eine Stadt im Vaterlande, in welcher, nach Verhältniß ihrer Größe und Einwohnerzahl, so viele bedeutende Menschen geboren wurden. Aber wo die Wiege gestanden hat, da erschließt sich selten das Grab. Johann Georg Jacobi liegt am Fuße des Schwarzwaldes zu Freiburg im Breisgau begraben. Für seinen Bruder Friedrich Heinrich hat sich zu München am Strande der Isar das Grab geöffnet. Varnhagen von Ense ist zu Berlin an der Spree in der Erde geborgen worden. Heinrich Heine ruht im fremden Lande zu Paris. Und Cornelius, der Adler der bildenden Kunst? Gottlob! er sitzt, ein frischer Geist, im alten Rom. Daß er je diese Heimat wiedersieht, ist nicht wahrscheinlich. Unsere Todten aber, die wir hier suchen, sind meistens freiem Boden entsprossen.

Der Todtengräber hielt jetzt still und wies auf ein einfaches eisernes Kreuz. Auf demselben standen die Worte:

Karl Immermann,
geboren 24. April 1796, gestorben 25. August 1840.

Die kleine Schar stellte sich im Kreise umher. Alle entblößten ihre Häupter. Will aber nahm ein Blatt aus der Tasche und las mit gehobener Stimme:

Grün liegt die Gruft, ernst ragt das Mal, von frommer Hand liegt drauf ein Kranz!
Ach, eine hohe Marmorstirn, ein Blick von frischem Lebensglanz,
Ein scharfer Mund voll kühnem Witz, und Züge menschlich, edel, rein,
Ein stolzer, kräft'ger Gliederbau ruht unter diesem stummen Stein.

Ein Dichter war er, der hier schläft, der treu im Herzen, klar im Geist,
Ein weißer, liederreicher Schwan ob seiner Mitwelt einst gekreist,
Dem, als ob unsern Häuptern hehr, sein Sang so brausend frisch gerauscht,
Mit Stolz, daß er ein Deutscher war, das weite Vaterland gelauscht.

Er stand, ein rechter Sohn der Zeit, so wie sie ihm vor Augen lag:
Von alten Tagen träumend bald, und bald vom Auferstehungstag,
Verstimmt oft im Entwicklungswerk, dann auf errungne Bildung stolz,
Gab sie sein Lied. Er schnitt mit Kraft die Bolzen stets aus ganzem Holz.

Den Alten sang er manches Lied aus fernem duft'gen Sagenkreis,
Doch hell, ureigen, blühend klang's, ein wahrer Dichter sang er heiß;
Die Jugend jauchzte froh mit ihm ins Feld lebend'ger Gegenwart,
Er gab Gedanken frei und groß, Gestalten hold und eisenhart.

Ihr sprecht: doch hat er oft geirrt! Er irrte durch die Zeit erkrankt,
Als, suchend hin und her das Ziel, das ganze deutsche Land geschwankt.
Propheten gab's, sie waren falsch, er aber stand des Volkes Bild.
Hat er gleich ihm geirrt, erstrebt hat er die Wahrheit ernst und mild.

O, ständ' er mit uns, wo wir stehn, an neuer Zeiten goldnem Thor,
Er trüg' uns sieghaft, wie er war, ein Held, das weiße Banner vor.
Wo das Jahrhundert muthig sucht auf frischen Bahnen freien Ruhm,
Er sänge dort als ein Prophet der Zukunft helles Menschenthum.

Ach, daß in blühnder Männerkraft, im besten Muth ihn traf der Tod,
Da aus dem Vaterlande ziehn Mistrauen, Zwiespalt, Kleinheit, Noth,
Da wir in der Geschichte Feld voll Hoffnung neuen Samen streun!
Wie würd' er frischer Arbeit sich, wie blühnder Kampfgenossen freun!

Wir müssen stolz gedenken sein. Er that nach seines Geistes Kraft!
Wie zog er muthig g'rad gesinnt, wie schuf er ernst und ehrenhaft!
Wie war er ganz und immer Mann! So hat er schönstes Lob erreicht,
So trägt sein reines Bild die Welt. Dem Todten sei die Erde leicht!

Alle waren gerührt über diese nachträgliche kleine Todtenfeier. Alle kamen überein, daß Immermann's Entwickelung, soviel man menschlicherweise ermessen konnte, unvollendet geblieben sei, und daß man, nach seinen Fortschritten zu urtheilen, erst seine bedeutendsten und abgeklärtesten Werke zu erwarten hatte.

Wie gemahnt es mich an dieser Stelle an die Freun-

din des Dichters! rief nun ein junger Mann in der berliner Mundart. Ich habe die Gräfin Elisa von Ahlefeldt gekannt und war häufig in ihrem Hause. Nach ihrer italienischen Reise wählte sie die preußische Hauptstadt zu ihrem Wohnorte. Sie übte, nachdem sie längst über die Grenzen der Jugend hinaus war, durch ihr mildes, zartes und durchgeistetes Leben eine merkwürdige Anziehungskraft aus. Alle, die sie kannten, waren voll von Achtung und Hochschätzung für sie. Sie verkehrte mit allen berühmten Männern der Zeit. Und jeder fühlte sich wohl und behaglich in ihrer Nähe, die so mild und sanft anregte. Von Immermann sprach sie nur selten und, wenn sie es that, mit der größten Schonung. Sie hat die Tage wol nie vergessen, die sie mit ihm verlebte, sie hat seinen Verlust auch wol nie verschmerzt. Nach seinem jähen, frühzeitigen Tode war alle Pein, die er ihr bereitet, ausgelöscht und versöhnt. Es soll sie tief gerührt haben, daß der Lorberkranz, den man dem todten Dichter um die kalten Schläfe flocht, von einem Bäumchen herrührte, das sie ihm einst selber zum Geschenk gemacht und das Marianne treulich fortgepflegt hatte. Sie blieb auch zu der Familie des Geschiedenen in den freundlichsten Beziehungen. Zu seiner Witwe und dem hinterlassenen Töchterchen trat sie in das schönste Verhältniß. Schon gleich nach dem Tode des Freundes hatte sie seinem Weibe und Kinde einen Aufenthalt in ihrem Hause angeboten. Die kleine Karoline wurde von ihr durch mannichfache sinnige Geschenke und namentlich durch das Bild des Vaters erfreut. Fast in jedem Sommer pflegte sie eine Reise zu

machen. Bald ging ihr Weg zu den lieben Verwandten in Holstein, bald in ein Bad. So besuchte sie Gastein, Karlsbad und Teplitz, denn sie war in ihren letzten Jahren heftigen und schmerzvollen rheumatischen Leiden unterworfen. Gleichwol wollte sie mit ihrem ergebungsvollen Gemüthe nie von ihrer Krankheit geredet haben. So schwand sie allmählich dahin. Sie selbst fühlte ihr Ende herannahen. Besonders vor dem Monat März hegte sie eine Abneigung, er hatte ihr Vater und Mutter entrissen, und auch Friesen, das Jugendbild aus den Freiheitskämpfen, für den sie die reinste Neigung ihres Lebens empfunden. Der böse Monat sollte ihr dennoch das Verhängniß bringen. Sie starb am 20. März 1855, an dem Tage, an dem sie einst mit Lützow vor den Altar getreten war.*)

Während dieser Mittheilung war der kleine Kreis vorangeschritten, um das Grab Norbert Burgmüller's aufzusuchen. Will erinnerte sich halb und halb der Stelle, die nach dem Begräbniß durch ein kleines hölzernes Kreuz bezeichnet worden war, das man durch ein würdiges Denkmal zu ersetzen gedachte. Aber alle Forschungen waren vergebens. Das Kreuz war verschwunden. Nirgends verkündete ein Zeichen, daß sich noch irgendeine Seele des so früh verschiedenen Componisten erinnere. Auch der Todtengräber vermochte den Hügel, der Norbert's Hülle barg, ohne die Gräberkarte nicht aufzufinden.

Ist es nicht traurig, rief Will, daß für ein so eigen-

*) Ludmilla Assing, „Gräfin Elisa von Ahlefeldt“.

thümlich organisirtes Leben nicht einmal ein Merkmal hingestellt wurde? Welch Herz hat unruhiger und durch die verschiedensten Schicksale gepeinigter geschlagen, als das Herz dieses Todten? Nun liegt er unter den andern ohne alle Auszeichnung. Er ist in der Allgemeinheit untergegangen, der sich so seltsam im eigensten Dasein von den meisten Menschen unterschied.

Seinem Freunde und Genossen, dem Dichter Grabbe, ist es nicht besser ergangen, sprach jetzt einer im Dialekte des Weserlandes. Sein Weib, das, im schreiendsten Widerspruche mit ihrer Handlungsweise im Leben, dem Todten einen Lorberkranz auf die kalte Stirn gedrückt hat, schmückte sein Grab auch mit Cytisus und Centifolien, Epheu und Immergrün. Wahrlich hätte sie besser sein Dasein mit den Blumen der Liebe geziert. Sie ist aber selbst schon seit Jahren dahin. Der Hügel liegt verwildert. Auch dort zwischen den grünen Bergen des Teutoburger Waldes zeigt kein Mal die Stelle an, wo einer der begabtesten Söhne des Landes sein gebrochenes Herz zur Ruhe gelegt hat.

Ihr Leben war wie ein plötzlicher Sturm, der sich jäh erhebt, jäh vorüberbraust, jäh ausgetobt hat, meinte Will. Ihre Geister haben wie Blitze einen Augenblick gezuckt. Es waren herrliche Blitze. Jedermann, der sie sah, war erstaunt von der flammenden Feuerlohe. Aber so rasch, wie sie sich zeigten, sind sie auch verschwunden. Nur dieser und jener denkt noch an das Schauspiel, das sie gaben! Nicht einmal ein Denkstein! Ach, es scheint fast, daß der Mensch auch ein regelmäßiges Dasein

geführt haben muß, wenn die Zeitgenossen seine letzte Ruhestätte mit einem Zeichen zieren sollen!

Wir haben noch das Grab eines Mannes aufzusuchen, fuhr er weiter wandelnd fort, der gleichfalls in meinen Erzählungen eine Rolle gespielt hat. Auch Johann Peter Hasenclever liegt hier begraben. Er war zu Remscheidt im bergischen Lande geboren. Sein Vater, der zu der dort ansässigen Klasse der Messerschmiede und Schwertfeger gehörte, schickte ihn, als der Junge Neigung zur Kunst verspürte, auf die hiesige Akademie, um sich dem Baufach zu widmen. Aber er wurde, was Gott aus ihm machen wollte, ein Maler, und zwar ein recht lustiger, freundlicher, humoristischer Darsteller des deutschen Philisters. Wer kennt nicht seine Bilder aus der „Jobsiade"? Wer hat sich nicht an seiner Weinprobe, an seinem Lesecabinet, an seinen Bauern, die das große Los gewinnen und in einer Schenke zechen wollen, und an seiner Dorfschule erquickt und erfreut? Er war ein fröhlicher, lachender Künstler, der dem Dasein überall die heitersten und komischsten Seiten abgewann. Und wie er in der Kunst scherzte und jubelte, so jubelte er auch gern im Leben. Man konnte nicht leicht einen Menschen sehen, der behaglicher in der Schenke saß, der seinen Wein mit sichtlicherm Vergnügen trank, und der harmloser und offener zu allen Scherzen lachte. Wer ihm in sein heiteres, wohlwollendes Antlitz schaute, dem mußte es auch heiter zu Muthe werden. Man muß nur darüber erstaunt sein, daß der Tod sich in seine Nähe wagte, weil sich dieser kalte, öde Gesell doch nothwendigerweise vor dem frischen, gutmüthigen Künstler fürchten

mußte. Und dennoch geschah das Unerhörte, dennoch legte sich der gute Hasenclever eines Tages unpaß zu Bette. Anfangs schien das Uebel unerheblich, dem Kranken war es selber lächerlich zu Muthe, daß die Krankheit, von der er bis dahin nichts gewußt hatte, ihn auf einmal beim Schopfe packte. Bald aber entwickelte sich ein nervöses Fieber, dem er schnell und unverhofft erlag. Seht, dort liegt er unter dem Boden.

Der Hügel war mit einem einfachen romanischen Kreuze von weißem Marmor geschmückt, das auf einem kubischen Sockel ruhte und in goldenen Lettern die Inschrift zeigte:

Hier ruht J. P. Hasenclever,
geboren 18. Mai 1810, gestorben 16. December 1853.
Gewidmet von seiner Gattin.

Die Umstehenden betrachteten das Grab und gedachten eines Künstlers, der durch manche lustige deutsche Darstellung manches laute Gelächter hervorgerufen hatte.

Will fragte den Todtengräber jetzt auch nach dem Grabe Stange's, aber er konnte keine Auskunft erhalten.

Ja, sprach er dann zu den Bekannten, auch der lustige Wirth Zum Drachenfels ist den Weg alles Fleisches gegangen. Der Tausch der Wirthschaft mit der Philologie ist ihm doch schließlich schlecht bekommen. Schenkwirthe, die fortkommen wollen, müssen auf das solide Philisterthum und nicht auf vagabundirende Künstler bauen, die bald diese, bald jene Gesellschaft aufsuchen und von Haus zu Haus flattern. Als er seine Stuben veröden sah, verscheuchte er seine Melancholie immermehr durch seinen eigenen Wein. Zuletzt trank

er ganz allein, und als der Keller leer war, da war auch der Beutel leer, und es war ein Glück für ihn, daß er von dannen ging aus dieser Welt. Leider konnte er nicht einmal das Zeitliche segnen, denn das Zeitliche war für ihn in alle Winde gegangen.

In Betreff des Dichters Lübke fielen die Antworten des Todtengräbers auch durchaus unbefriedigend aus. Wie seine Gedichte in Maculatur, so waren seine irdischen Reste in Staub übergegangen. Versunken und vergessen! Die Fremden erkundigten sich auch nach den beiden andern verkannten Genies, und es ergab sich, daß der Maler Winkler, nachdem er die Zahl seiner Kinder auf sieben gebracht hatte, nach Amerika ausgewandert war, wo er eine Kunstschule stiften wollte, weil ihn das Vaterland nicht anerkannte. Man hatte zuletzt die Nachricht erhalten, er sei Photograph geworden. Hirtzfeld, der Flötenspieler, befand sich als Mitglied eines kleinen Orchesters in Paris. Der Doctor Isegrimm aber, der kein Doctor, sondern ein entlassener Postsecretär war, diente als Lohnschreiber dem Junkerthum, das ihn bald nach Berlin, Breslau und Elberfeld schickte, um in seinem Sinne zu klatschen und zu verleumden.

Die kleine Gesellschaft nahm jetzt Abschied von dem Friedhofe. Im Weitergehen äußerte der Sachse von der Weser: Wie seltsam sind doch die Wege des Genius! Wie oft führt er zur Regellosigkeit! Wie wenig vermag er es, in ruhige geordnete Verhältnisse einzulenken! Es scheint fast, daß eine zu gesegnete Phantasie sich niemals in die kleinen Plagen und Leiden des menschlichen Lebens

einfügen lernt, und deshalb den Besitzer aus Rand und Band bringt, sodaß er selten ein wahrhaft glücklicher irdischer Mensch wird. Alle die Männer, von denen wir eben gesprochen haben, lieferten den deutlichsten Beweis für diesen Satz.

Um Vergebung, wandte ein Leipziger ein. Wer sich hier in Düsseldorf nach den Berühmtheiten der vergangenen Zeit umhört, dem wird auch der Name Mendelssohn genannt. Auch in unsern Gesprächen ist Mendelssohn häufig genug vorgekommen. Ich habe ihn in Leipzig beobachtet lange Jahre. Sein Leben war durchaus regelrecht und tüchtig, deshalb ist er auch ein glücklicher Mensch geworden. Wie maßvoll, überlegt und sicher schritt er durch das Dasein! Mit seinem Talent hat er Haus gehalten wie kein anderer. Es ist ihm deshalb auch gelungen, seine Gaben zur höchstmöglichen Entfaltung zu bringen. Daß er sich innerlich fertig gemacht hat, beweisen seine zahlreichen Compositionen. Jedes seiner Werke trägt den Stempel jener Vollendung, deren er überhaupt fähig war. Dieselbe ruhige Entwickelung, die er als Tondichter durchmachte, hat er als Dirigent innegehalten. Als Leiter von Chor und Orchester ist ihm in unserer Zeit nicht leicht jemand voranzustellen. So war er in allen Dingen eine durchaus harmonische Natur. Die Harmonie seines Innern wirkte aber auch äußerlich fort. Deshalb war seine Erscheinung als Mensch und als Künstler, wo er auch auftreten mochte, eine überaus wohlthätige. Er mußte also stets seines Erfolges sicher sein. Es hat wol wenige Leute gegeben, die sich einer solchen Anzahl von wahr=

haft ergebenen Freunden zu versichern wußten. Männer und Frauen schwärmten in gleicher Weise für ihn. Und welcher Künstler hat so eine glückliche Ehe geführt? Unter diesen Umständen mußte er sich ja die ganze Welt gewinnen, nicht stürmisch, wild, ungestüm, worüber sich die Siege leicht in Niederlagen verwandeln, nein, ruhig, sicher, aber fest zum Ziele, was ja auch den längsten Bestand hat. Es ist wahrhaft unerhört, was dieser junge Mann in seinem kurzen Leben für Ehrenbezeigungen erhielt. Man hat seine Tonwerke, das eine um das andere, sowie sie ins Licht sahen, in Deutschland, Holland, Schweiz, England und Frankreich gegeben. Nach allen Seiten hin wurde der Componist zur eigenen Leitung seiner Compositionen aufgefordert. In Leipzig hatte er eine Stellung, die, was Anerkennung angeht, fast unerhört war. Friedrich Wilhelm IV. machte ihn zum Generalmusikdirector in Berlin. Er erhielt den Orden pour le mérite. Also gibt es auch Künstler, die mit dem Maß und der Regel an das vorgesteckte Ziel gelangen.

Leider ist er aber doch früh gestorben, sprach der Mann von der Weser. Das ist das Kainsmal der Poesie.

Daß er sich zu sehr überarbeitet hat, kann ich nicht leugnen, erwiderte der Leipziger.

Erzählen Sie uns doch von seinem Tode! rief Will.

Er war im letzten Jahre seines Lebens oft leidend, sprach der Gefragte, denn er hatte sein Nervensystem zu sehr angespannt. Mitunter wurde er von heftigen Kopfschmerzen befallen. Im Mai 1847 gab ihm der Tod

seiner Schwester Fanny, der Gattin des Hofmalers Hensel, einen argen Stoß, denn er war mit dieser Schwester in der feinsten, geistigsten Weise verknüpft. In früherer Zeit hatte er gemeinschaftlich mit ihr componirt, sodaß man noch heute nicht genau weiß, welche Lieder der ersten Sammlung von ihm oder von seiner Schwester sind. Die geistige Verwandtschaft, welche die leibliche noch unendlich erhöhte, bestand bis zu ihrem Tode, der echt künstlerisch erfolgte, denn sie wurde mitten in einer Probe zur Faustmusik, die sie selbst componirt hatte, von einem Nervenschlage getroffen, der sofort ihrem Leben ein Ende machte. Mendelssohn soll bei dieser Trauerkunde laut aufgeschrien und einen heftigen Schmerz im Kopf gespürt haben, als ob ihm dort etwas zerspringe. Freilich erholte er sich und fing wieder an zu arbeiten. Man warnte ihn, aber er wollte, wie er selbst sagte, die kurze Frist, die ihm gegeben sei, benutzen. Eine Reise nach Interlaken mit seiner Familie stärkte seine Kräfte. Als er nach Leipzig zurückgekehrt war, brachte er eines Tages seiner Freundin Livia Frege, welche seine Lieder wahrhaft bezaubernd sang, seine letzte Composition, das Nachtlied von Eichendorff: „Vergangen ist der lichte Tag." Man erzählte damals, er habe diesen Gesang im Angedenken an seine Schwester gesetzt und auch einem Freunde das Manuscript in seltsamer Vorahnung mit den Worten überreicht: Hier, nimm, es ist mein letztes. Die Freundin mußte ihm das Lied vorsingen. Da wurde er plötzlich blaß, fühlte sich von einem ohnmachtartigen Schwindel ergriffen und mußte nach Hause und zu Bett gebracht

werden. Indeß auch dieser Anfall ging vorüber. Als er aber einige Wochen später mit seiner Gattin einen Spaziergang gemacht hatte, überkam ihn dasselbe Uebel mit erneuter Heftigkeit. Er wurde bewußtlos. Der Arzt erklärte die Krankheit für einen Nervenschlag. So gefahrdrohend der Zustand war, so trat doch dann und wann eine Erleichterung ein. Das Bewußtsein kehrte zurück. Neue Hoffnungen tauchten auf. Aber bald rief eine kleine Gemüthsbewegung einen dritten Anfall hervor, und am 4. November 1847, Abends nach 9 Uhr, war er sanft und schmerzlos entschlafen. In demselben Maße, wie man ihn allerwärts geliebt hatte, zeigte man ihm im Tode die allgemeinste Achtung. Sein Leichenzug war unermeßlich. Im ganzen Vaterlande hielt man ihm eine Todtenfeier nach der andern. *)

Für einige Augenblicke trat ein Stillschweigen in der kleinen Schar ein, das dem trefflichen Hingeschiedenen galt.

Dann nahm ein Mann in der dresdener Mundart das Wort: Für Robert Reinick, den Malerdichter, äußerte er, muß ich gleichfalls ein durchaus geordnetes und geregeltes Leben in Anspruch nehmen. Wer ihn gekannt hat, der weiß, daß er kein Schnellsegler und Geschwindrenner war, weder in der bildenden Kunst noch in der Poesie. In beiden pflegte er seine Gedanken lange gähren und kochen zu lassen. Eigentlich konnte man ihn einen angenehmen Duseler nennen. So hat er in Berlin und Düsseldorf gelebt, und so hat er auch

---

*) Vgl. Lampadius, „Felix Mendelssohn-Bartholdy“.

Italien durchstreift. Nicht anders war er als Präsident der Künstlergesellschaft von Ponte Molle in Rom. Der Grundzug seines Wesens war wie in seiner Kunst die Gemüthlichkeit. Gemüthlich, als quöllen sie aus dem Herzen des Volks, sind seine Lieder, die man jetzt allerwärts im Vaterlande singt, wo frohe Menschen zusammen sind. Im Leben aber ging er stets den geraden, braven Weg. Es fiel ihm nie ein, Kreuz- und Quersprünge zu machen. Darum hat er sich auch so unzählige Freunde und keine Feinde erworben. Darum ist es ihm gelungen, nach seiner Heimkehr aus Rom in seiner Nichte Marie Berendt ein treffliches Weib zu gewinnen, mit dem er die glücklichste Ehe führte. Sein Hauswesen in Dresden, das er 1844 zu seinem Wohnorte wählte, war das angenehmste und zufriedenste, das man sich denken konnte. Dabei malte er, dichtete neue Lieder, feilte an den alten und machte Kinderbücher. Leider war seine Gesundheit nie kräftig und widerstandsfähig gewesen. Nervöse Leiden quälten ihn oft in heftiger Weise und verursachten viele schlaflose Nächte. Sie wurden von Jahr zu Jahr schlimmer und warfen ihn endlich auf das Krankenlager. Glücklicherweise dauerte sein Todeskampf nicht lange. Am 7. Februar 1852 ging er seinem Ende entgegen. Eine gesprungene Pulsader hatte seinem schönen harmonischen Leben ein Ziel gesetzt. Unter den Klängen des Mendelssohn'schen Trauermarsches, die in die Frühlingsluft hinaustönten, gefolgt von zahlreichen Freunden und Genossen, wurde die Leiche nach dem sogenannten Weiten Kirchhofe begleitet. Schon zwitscherten in den Lüften die Frühlerchen, als

man am offenen Grabe stand und als ein Sängerchor die von Reinick selbst gedichteten Lieder anstimmte. Nachdem der begleitende Priester in ergreifender Rede die innige Reinheit des Dahingeschiedenen geschildert, sprach ein Lehrer den Dank aus im Namen der Kinder und Kinderfreunde. Dann redeten zwei Collegen und Freunde, Theobald von Oer, der Maler, und Berthold Auerbach, der Dichter, dem von ganzer Seele Geliebten Abschiedsworte. Und wieder unter hellem Liederschall und ganz überdeckt mit Blumen wurde der Sarg in die Erde gesenkt. Die Welt war um einen wahrhaft guten, mit unendlicher Liebe begabten und von unendlicher Liebe gesegneten Menschen ärmer geworden. *)

Die Gesellschaft der Friedhofbesucher war unter diesen Gesprächen wieder in den Hofgarten gelangt, über dem eine träumerische Mainacht leuchtete. Rings stieg ein üppiger Duft aus Laub und Blumen. Auf den Teichen, in denen sich die dunkeln Bäume spiegelten, zogen Schwäne hin. Die Nachtigallen schlugen aus allen Zweigen. Will lud die Freunde auf den Ananasberg, wo sie sich an einem Tische niederließen. Dann bestellte er den edeln rheinischen Wein. Als die Gläser gefüllt waren, erhob er sich und rief: Es gilt den Todten, die vor uns gestrebt und gerungen haben. Ihr Angedenken ist uns heilig. Aber es gilt zugleich der Heimat und ihrer Zukunft in Kunst und Wissen. Noch

*) Vgl. „Lieder von Reinick mit der Lebensskizze von Berthold Auerbach" (vierte Auflage, Berlin 1857).

heiliger ist uns das Wachsthum des deutschen Geistes im deutschen Vaterlande!

Alle stießen an und riefen trinkend: Die Todten und die Lebendigen, die für Deutschland gewirkt haben, wirken und wirken werden!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig